



Forschungsbericht

TRACES

TRANsgenerational ConsEquences of Sexualised violence

Eine feministisch-partizipative Aktionsforschung zu den
Langzeitfolgen sexualisierter Gewalt in Südtirol

Anfangs wollte ich fast verzagen,
Und ich glaub ich trüg es nie,
Und ich hab es doch ertragen,
Aber fragt mir nur nicht wie.

(Forschungsteilnehmerin)

Ein Projekt von:

Universität Trient, medica mondiale, Forum Prävention, Frauenmuseum Meran

Autorinnen:

Dr. Andrea Fleckinger & Dr. Daniela Gruber

Inhaltsverzeichnis

1. Einleitung	6
1.1 Partnerinnen des Projektes.....	8
1.2. Forschungsfragen.....	9
1.3 Aufbau des Berichtes	11
2. Zentrale Konzepte	13
3. Theoretischer Bezugsrahmen	18
3.1 Feministische Theorie – Situated Intersectionality	18
3.2. Bourdieus Theorie der Praxis.....	20
3.3. Die Relevanz für die Studie	22
3.4 Literaturanalyse: Transgenerationale Traumatisierung aufgrund sexualisierter Gewalt	23
4. Forschungskontext	26
4.1 Sexualisierte Gewalt in Italien und in Südtirol	26
4.2. Patriarchale Stereotype und die Legitimierung von Gewalt	27
4.3. Die Stakeholder:innen im Vinschgau: Fachkräfte, Institutionen und Vereine	29
4.3.1. Schlüsselakteur:innen im Vinschgau	29
4.3.2. Multiplikator:innen im Vinschgau.....	31
4.4. Zusammenschau: Sexualisierte Gewalt im Zusammenspiel von gesellschaftlichen Strukturen, transgenerationalen Dynamiken und regionalen Akteur:innen	33
5. Methodologie und Methoden	34
5.1 FPAR – feministisch partizipative Aktionsforschung	34
5.2 Ethik.....	34
5.2.1. Stress- und Traumasensibler Ansatz (STA®).....	35
5.2.2. Ethisch-partizipativer Rahmen.....	36
5.3 Triangulation	38
5.4 Methoden der Datenerhebung	39

5.4.1 Interviews.....	39
5.4.2 Fragebögen.....	40
5.4.3 Erinnerungsgruppen und Zeitzeuginnen.....	41
5.4.4 Expertinneninterviews	41
5.5. Methoden der Datenauswertung	42
5.5.1 Qualitative Inhaltsanalyse	42
5.5.2 Partizipativer Workshop mit Teilnehmerinnen	42
5.5.3. Transgenerational Trauma and Resilience Genogram (TTRG)	43
5.6 Zusammenschau	44
6. Dynamiken transgenerationaler Traumatisierung: Helga, Erika und Hannah	45
6.1 Generation Helga (1919-1949): <i>Wenn die Männer wollten, dann musste man herhalten</i>	45
6.1.1 Soziokultureller Kontext: Zwischen Armut, Krieg und Schweigen	46
6.1.1.1 Justiz: Geschlechternormen und Sexualität	47
6.1.1.2 Die katholische Kirche: Die Frauen werden noch als Leiche diskriminiert.....	48
6.1.1.3 Dorfgemeinschaften: dass die Frauen dann so gedrillt wurden	50
6.1.1.4 Institutionen und Fachkräfte	53
6.1.2 Subjektebene: Die Last der Sünde.....	54
6.1.2.1. Langzeitfolgen: das Weinen bei mir, das war immer da.....	54
6.1.2.2 Umgangsformen: das Reden hat mir geholfen	57
6.1.3 Familiendynamiken und Partnerschaften: <i>wenn er wollte, hat er seine Sache gemacht</i>	58
6.1.4 Geformt von Macht, gehalten durch Schweigen: Habitus & silent complicity Generation Helga.....	60
6.2 Generation Erika (1950-1980): <i>Wir müssen darüber reden</i>	63
6.2.1 Soziokultureller Kontext: Lernen, Nein zu sagen in einer Welt, die nicht hört.....	64
6.2.1.1 Justiz: Geschlechternormen und Sexualität	64
6.2.1.2 Die Katholische Kirche: Was die Kirche gesagt hat, war Gesetz	66
6.2.1.3 Dorfgemeinschaften: ich gehöre nirgends dazu.....	67
6.2.1.4 Institutionen und Fachkräfte: da konnte ich das erste Mal ein bisschen erzählen.....	68
6.2.2 Subjektebene: Vom Ertragen zum Hinterfragen	70
6.2.2.1 Langzeitfolgen: Und nachher bist du wie gelähmt.....	71
6.2.2.2 Umgangsformen: ich hab mein ganzes Leben lang gekämpft	75

6.2.3 Familiendynamiken und Partnerschaften: <i>Vielleicht hätte ich den Mut haben sollen, das der Mama zu sagen</i>	76
6.2.4 Verschiebungen im Gefüge: Habitus & silent complicity Generation Erika	78
6.3 Generation Hannah (1981 -2007): <i>Meine Hoffnung ist es, meine Traumata zu überwinden und sicher zu gehen, dass sie nicht weitergegeben werden</i>	79
6.3.1 Soziokultureller Kontext: Dorf & Social Media: Tatorte erweitern sich	80
6.3.1.1 Justiz: Geschlechternormen und Sexualität	81
6.3.1.2 Die katholische Kirche: wir hätten emotionale Hilfe gebraucht und haben stattdessen in die Kirche müssen	81
6.3.1.3 Dorfdynamiken: im Vinschgau alle machen dort Urlaub es ist so wie eine Postkarte, aber dahinter, da läuft so viel falsch.....	82
6.3.1.4 Institutionen und Fachkräfte: das war wirklich eine grauenvolle Geschichte im Sozialsprengel	84
6.3.2 Subjektebene: <i>Weil die Schuld und die Scham das ist, was sie zerstört hat, genau und uns zerstört</i>	86
6.3.2.1 Langzeitfolgen: Das hast du da unten wie begraben als Kind	86
6.3.2.2 Umgangsformen: Wenn du nicht darüber redest, wie sollst du wissen, dass es nicht normal ist.....	90
6.3.3 Familiendynamiken und Partnerschaften: <i>Es waren immer alle verheiratet, meine Mama hat gesagt, sie heiratet nicht</i>	91
6.3.4 Leistungsfähig im patriarchalen Feld: Habitus & silent complicity Generation Hannah.....	93
7. Kontinuitäten und Veränderungen über drei Generationen	95
7.1 Kontinuitäten	95
7.1.1 Sexualisierte Gewalt als normalisierter Bestandteil von Männlichkeit	95
7.1.2 Täterschutz	96
7.1.3 Verwandlung statt Auflösung: Die Anpassungsfähigkeit patriarchaler Machtverhältnisse.....	99
7.1.4 Ambivalente (Groß)Mutter-Tochter-Beziehungen	100
7.1.5 Scham, Schuld, Angst	101
7.2 Signifikante Veränderungen.....	103
7.2.1 Die Rolle von Freundschaften – weibliche Solidarität.....	103
7.2.2 Dekonstruktion des weiblichen Ideals: Generationenübergreifende Veränderungen in dem Selbstverständnis und der Praxis von Weiblichkeit	104
7.2.3 Gleichberechtigung: Rechtliche Fortschritte und Strafverfolgung	105
7.2.4 Die Rolle von Fachkräften und Institutionen.....	105
7.2.5 Bewusstsein über transgenerationale Weitergabe und Sprache für "Gewalt"	106



UNIVERSITÀ
DI TRENTO

7.3 Zusammenschau	107
8. Schlussfolgerungen und Empfehlungen	108
8.1 Gesellschaftlichen Wandel fördern	108
8.1.1 Transgenerational and Trauma Informed Approaches unterstützen Habitustransformationen	109
8.1.2 Interinstitutionelle Zusammenarbeit wirkt gegen silent complicity	110
8.1.3 Strukturelle Maßnahmen fördern patriarchatskritische und geschlechterreflektierte Perspektiven	111
8.1.4 Räume für Austausch, Sprache und Reflexion ermöglichen Transformation	111
8.1.5 Die Fachkräfte werden zu Katalysatoren gesellschaftlicher Transformation	112
8.2 Wanderausstellung	112
8.3. Konzept zur Prävention von sexualisierter Gewalt in Südtirol	114
8.4 Zusammenschau	116
9. Licht auf alte Schatten: Erkenntnisse und Ausblick	117
Epilog – eine persönliche Perspektive	120
Danksagung	122
Literatur	123
Impressum	131

1. Einleitung

TRACES (**TR**Ansgenerational **Cons**Equences of **Sex**ual violence) ist eine feministisch-partizipative Aktionsforschung zu den langfristigen Folgen von sexualisierter Gewalt und den Dynamiken der Weitergabe dieser Langzeitfolgen über mehrere Generationen. Die Forschung wurde an der Universität Trient in Zusammenarbeit mit medica mondiale, dem Frauenmuseum Meran und dem Forum Prävention durchgeführt und von der Provinz Bozen und der Südtiroler Sparkasse finanziert. Dieser Bericht präsentiert die wichtigsten Ergebnisse der Forschung und richtet sich in erster Linie an jene Personen und Fachkräfte, die sich in Institutionen, Diensten und lokalen Organisationen mit Prävention, Intervention und der langfristigen und nachhaltigen Überwindung sexualisierter Gewalt befassen.

Grundlage und Ausgangspunkt für die Forschung ist die Umsetzung der Artikel II und III der, 2014 in Kraft getretenen Istanbul-Konvention (Council of Europe, 2021), Maßnahmen gegen geschlechtsspezifische Gewalt zu setzen. Zudem das aktualisierte Landesgesetz zur Bekämpfung von Gewalt gegen Mädchen und Frauen von 2021, welches auch Maßnahmen für die Prävention vorsieht und in diesem Zusammenhang explizit die zentrale Rolle der Frauenhausdienste in Südtirol hervorhebt (Autonome Provinz Bozen, 2021a). Das Projekt gliederte sich in drei miteinander verflochtene Themenschwerpunkte, die die Prioritäten der Partnerorganisationen widerspiegeln:

- Analyse der Dynamiken transgenerationaler Traumatisierung durch die Universität Trient;
- Ausarbeitung eines landesweiten Konzepts für Präventionsmaßnahmen durch das Forum Prävention
- Umsetzung der Wanderausstellung *Meine Großmutter, meine Mutter und ich. Spuren sexualisierter Gewalt in Südtirol* durch das Frauenmuseum Meran

Alle drei Schwerpunkte sind mit dem STA-stress- und traumasensibler Ansatz® von medica mondiale verflochten, der als ethischer Rahmen dient, um die psychischen und sozialen Belastungen durch sexualisierte Gewalt zu berücksichtigen und um die Risiken einer erneuten Traumatisierung im Forschungsprozess zu minimieren. Bereits in der Planungsphase der Forschung verweist Monika Hauser, Gründerin von medica mondiale und eine der Initiatorinnen des Projekts, auf einige zentrale Gründe des Kontinuums sexualisierter Gewalt: Patriarchale Strukturen und die Tabuisierung von sexualisierter Gewalt in der Gesellschaft, Täterschutz sowie Gefühle von Angst und Scham, die mit Erfahrungen von sexualisierter Gewalt einhergehen. Aufgrund ihres langjährigen Engagements für von sexualisierter Gewalt betroffener Frauen und Mädchen, u.a. im Kriegskontext, zeigt sie auf, dass sexualisierte Gewalt innerhalb struktureller patriarchaler Machtbeziehungen *ignoriert, negiert und verharmlost* (Int. Monika Hauser, 2019) wird. Dabei verweist Monika Hauser darauf, dass sexualisierte Gewalt kein persönliches Problem darstellt, sondern gesellschaftliche Bedingungen eine zentrale Rolle spielen. Im Hinblick auf den Umgang mit sexualisierter Gewalt und den Langzeitfolgen, entwickelte medica mondiale den STA-stress- und traumasensibler Ansatz® der es ermöglicht den besonderen psychischen und sozialen Belastungen im Hinblick auf sexualisierte Gewalt Rechnung zu tragen.

Die TRACES-Forschung konzentriert sich auf den geografischen und historischen Kontext des Vinschgau, einer ländlichen Region Südtirols, die durch eine starke Kontinuität sozialer Strukturen, dichte gemeinschaftliche Bindungen und einen langanhaltenden dominanten Einfluss der katholischen Kirche geprägt ist. Diese Merkmale machen das Gebiet besonders geeignet, um die Dynamiken sexualisierter Gewalt und deren mögliche transgenerationale Weitergabe zu analysieren.

In TRACES wurde der STA-stress- und traumasensibler Ansatz® als ethischer Rahmen integriert, sowohl in der Durchführung der Forschung als auch im Umgang mit den Teilnehmerinnen¹, um die Risiken einer erneuten Traumatisierung zu minimieren und um Bedingungen der Sicherheit und Anerkennung zu fördern. Sexualisierte Gewalt ist ein individuelles und kollektives Trauma, das, wenn es nicht verarbeitet wird, generationenübergreifend weitergegeben werden kann. Die transgenerationale Weitergabe ist somit zugleich Folge und Ursache des Gewaltkontinuums, das heute auch in Südtirol beobachtbar ist. Das Schweigen zu transformieren und das Trauma, sowie die Dynamiken transgenerationaler Traumatisierung als soziales Phänomen anzuerkennen, ist essenziell für Prävention und die Förderung eines traumasensiblen Ansatzes innerhalb der Fachkräfte und in der gesamten Gesellschaft.

TRACES geht davon aus, dass sexualisierte Gewalt traumatische Folgen auslösen kann, die nicht nur über eine, sondern über mehrere Generationen weitergegeben werden können. Hier setzt die Forschung an, um Dynamiken der transgenerationalen Traumatisierung auf Grund von sexualisierter Gewalt zu analysieren. Diese nimmt nicht nur das Individuum in den Blick, sondern verweist auf die Relevanz von Familiendynamiken und gesellschaftliche Bedingungen, die Trauma, Traumatisierungen und Resilienz fördern oder verhindern. Deshalb bezieht die Forschung auch die Konzepte des kollektiven und historischen Traumas ein. Zudem wird im Hinblick auf patriarchale Machtdynamiken die Produktion und Reproduktion sozialer Ungleichheit zwischen den Geschlechtern über mehrere Generationen hinweg aufgezeigt, die wiederum sexualisierte Gewalt begünstigt. Insofern versteht sich TRACES auch als Ursachenforschung, da von der Annahme ausgegangen wird, dass sexualisierte Gewalt in Südtirol heute auch deshalb in dieser Häufigkeit auftritt (vgl. ASTAT, 2025), weil vergangene Erfahrungen ignoriert und verschwiegen wurden und so deren Auswirkungen bis in die Gegenwart fortwirken und wesentlich zur Reproduktion des Kontinuums der Gewalt beitragen. Gerade weil es bislang nur unzureichendes Wissen über transgenerationale Dynamiken gibt und diese Aspekte sowohl auf fachlicher als auch auf politischer Ebene in der Planung und Umsetzung von Interventionen kaum Berücksichtigung finden, gehen wir davon aus, dass hierin ein zentraler Grund dafür liegt, weshalb sexualisierte Gewalt Jahr für Jahr auf ähnlich erschreckend hohem Niveau reproduziert wird.

Eine Besonderheit des Forschungsprojekts ist die Wissensgenerierung im Dialog zwischen akademischen und nicht-akademischen ExpertInnen und den Betroffenen selbst. Die Forschung basiert auf der Annahme, dass das aus den Erzählungen der Frauen gewonnene Wissen nicht lediglich *empirisches Material* darstellt, sondern eine wesentliche Form von Wissen ist, um die Dynamiken sexualisierter Gewalt und deren langfristige Folgen zu verstehen. Dabei wurden auch die Stakeholder:innen im Vinschgau in unterschiedlichen Phasen der Forschung mit einbezogen, Fachpersonen, Institutionen und Organisationen aus dem Gebiet, mit dem Ziel, die Analyse der Erfahrungen mit bestehenden Interventionspraktiken in Beziehung zu setzen.

Ziel ist es, anhand der Datenanalyse aus Fragebögen und Interviews zu den Langzeitfolgen sexualisierter Gewalt mit Frauen aus drei Generationen, die selbst, oder ihre (Groß)Mütter sexualisierte Gewalt erlebt haben, eine Forschungslücke zu schließen. Diese bezieht sich auf Dynamiken transgenerationaler Traumatisierung unter der Berücksichtigung gesellschaftlicher und historischer Bedingungen, die ein Kontinuum von sexualisierter Gewalt ermöglichen. Im Einklang mit dem Ansatz der feministischen und partizipativen Aktionsforschung ermöglichte dieser Austausch, Problemlagen, Ressourcen und mögliche Ansatzpunkte für soziale Veränderung zu identifizieren und dabei eine starre Trennung zwischen Wissensproduktion und Handlung zu vermeiden. Die Forschung wurde unter Einhaltung ethischer Prinzipien durchgeführt, die in Kapitel 5 ausführlicher dargestellt werden, und sich durch eine kontinuierliche Aufmerksamkeit für Sicherheit, Anerkennung und Selbstbestimmung der Teilnehmerinnen auszeichnen. In diesem Sinne verortet sich TRACES ausdrücklich innerhalb einer Perspektive, die die soziale Verantwortung von Forschung als integralen Bestandteil des Erkenntnisprozesses versteht.

¹ Anmerkung zur geschlechtergerechten Sprache: der vorliegende Bericht orientiert sich an den Leitlinien für geschlechtergerechte Sprache der Universität Trient: <https://www.unitn.it/it/ateneo/eguita-diversita-e-inclusione/lingue-e-culture/linguaggio-rispettoso-delle-differenze>. In den Situationen, wo Bezug auf alle Geschlechter genommen wird, wird eine neutrale Formulierung oder der Gender-Doppelpunkt verwendet. In den Momenten, wo nur auf ein Geschlecht Bezug genommen wird, wird darauf verzichtet, damit für die/den Leser:in es klar ist, worüber gesprochen wird.

1.1 Partnerinnen des Projektes

Die interdisziplinäre Kooperation zwischen der Universität Trient, dem Frauenmuseum Meran, dem Forum Prävention sowie medica mondiale verband Forschung und Praxis und ermöglichte es, Wissen gemeinsam zu generieren und für gesellschaftliche Transformation nutzbar zu machen. Folgende Grafik gibt einen Überblick über die Partnerinnen des Projekts:



Das Projekt TRACES ist an der Fakultät für Soziologie und Sozialforschung der Universität Trient angesiedelt. Koordinatorin ist Professorin Barbara Poggio, welche auch stellvertretende Rektorin für Gleichstellungs- und Diversitätspolitik an der Universität Trient ist. Die Studie wurde gemeinsam mit Andrea Fleckinger, Forscherin und Dozentin an der Fakultät für Psychologie und Kognitionswissenschaften sowie Daniela Gruber, Forschungsassistentin an der Fakultät für Soziologie und Sozialforschung, entwickelt und umgesetzt.

Zur Steuerungsgruppe des Projekts gehören Christa Ladurner (Forum Prävention), Monika Hauser (medica mondiale) und Sigrid Prader (Frauenmuseum Meran). Jede Partnerorganisation brachte ihre spezifische Expertise in das Projekt ein: medica mondiale trug ihre langjährige Erfahrung in der Arbeit mit Überlebenden von sexualisierter Gewalt sowie den STA-stress- und traumasensibler Ansatz® bei; das Forum Prävention verantwortete die Vernetzung mit den Stakeholdern im Vinschgau und entwickelte ein Konzept zur Prävention von sexualisierter Gewalt und das Frauenmuseum Meran entwickelte die Wanderausstellung die es ermöglicht die Ergebnisse der Studie einer breiten Öffentlichkeit zugänglich zu machen. Ingrid Kapeller (Forum Prävention) übernahm die Medienarbeit und die Transkription der Interviews sowie die inhaltliche Mitarbeit im Frauenmuseum. Die dramaturgische Gestaltung der Ausstellung lag bei Ariane Karbe, die grafische Umsetzung bei Franziska Heiß.

Die Interviews wurden von Evelin Mahlknecht, Lydia Großgasteiger, Magdalena Platzer, Manuela Lechner, Maria Reiterer, Petra Massardi und Andrea Fleckinger durchgeführt; alle waren im STA-stress- und traumasensibler Ansatz® geschult, um die Interviewsituationen traumasensibel zu gestalten. Als Referenzgruppe brachten Karin Griese (medica mondiale), Kirsten Wienberg (medica mondiale), Christine Gruber (Unum Institut Wien) und Pascale Roux (Fachhochschule Vorarlberg) ihre fachliche Expertise in die Umsetzung des Projekts ein. Maria Zemp spielte eine zentrale Rolle in der Schulung und Supervision im Zusammenhang mit dem STA-stress- und traumasensibler Ansatz®

1.2. Forschungsfragen

Ausgehend von den Projektzielen und informellen Gesprächen mit Expert:innen in diesem Bereich wurden die folgenden Forschungsfragen formuliert:

1) **Wie kann sich die von einer Frau erlebte sexualisierte Gewalt auf das Leben ihrer Töchter und Enkelkinder auswirken?**

Ausgehend von der Erkenntnis, dass geschlechtsspezifische Gewalt gegen Frauen und Mädchen ein strukturelles Phänomen ist, das alle Bereiche der Gesellschaft betrifft, fokussiert die vorliegende Forschung auf den Dynamiken der Weitergabe von Traumata, die über Generationen hinweg erlebt werden und so als Ursache und Wirkung des Gewaltkontinuums verstanden werden, das wir sowohl in den Familien als auch auf gesellschaftlicher Ebene beobachten.

Rezente Studien zeigen, dass posttraumatische Belastungsstörungen (PTBS) und komplexe PTBS zu den Langzeitfolgen sexualisierter Gewalt gehören und sich körperliche sowie psychische Langzeitfolgen, einschließlich Bindungsschwierigkeiten, auf die nachfolgenden Generationen auswirken können. Dabei ist zentral, dass die Ursachen und Folgen von sexualisierter Gewalt nicht nur das Individuum, sondern die gesamte Gesellschaft betreffen (Fleckinger et al., 2025). Im Rahmen der Forschung sollen konkrete Antworten auf die Auswirkungen sexualisierter Gewalt auf Frauen der verschiedenen Generationen innerhalb des spezifischen Kontextes Vinschgau generiert werden.

2) Welche Bewältigungsmechanismen entwickeln Frauen, deren Großmütter/Mütter sexualisierte Gewalt erfahren haben?

Das Thema der geschlechtsspezifischen Gewalt gegen Frauen ist von einem großen gesellschaftlichen und individuellen Tabu begleitet, das es den Überlebenden schwer macht, darüber zu sprechen und Hilfe zu suchen. Die FRA-Studie (2014) ergab, dass etwa 67 % der Frauen die schwerste Gewaltepisode, die sie erlebt haben, nicht den Behörden oder anderen Diensten gemeldet haben. Dies wurde auch durch die ISTAT-Studie (2014) bestätigt, aus der hervorging, dass nur ein Fünftel der Frauen Unterstützung bei Sozialdiensten, Strafverfolgungsbehörden oder anderen spezialisierten Diensten suchte. Wenn Betroffene über ihre Erfahrungen sprechen, dann tun sie dies meist nur innerhalb der Familie oder mit Freund:innen.

Der Umgang mit sexualisierter Gewalt spielt eine signifikante Rolle im Hinblick auf die Dynamiken transgenerationaler Traumatisierung. Handlungsweisen sind dabei nicht frei von den strukturellen Bedingungen, welche Handlungsmacht hemmen oder fördern. Deshalb ist es für die Forschung von zentraler Bedeutung, Machtverhältnisse in den patriarchalen Gesellschaftsstrukturen im Vinschgau und in Südtirol insgesamt aufzuzeigen, die ein Kontinuum der Gewalt ermöglichen, Täter schützen und Betroffene stigmatisieren. Patriarchale Machtstrukturen, gesellschaftliche Normen und Rechtssysteme können die Weitergabe von Traumata beeinflussen.

3) Welche Prozesse und Faktoren beeinflussen die Art und Weise der Weitergabe des Traumas der sexualisierten Gewalt an die nachfolgenden Generationen?

Wie verschiedene internationale Studien zeigen, können transgenerationale Traumatisierungsprozesse sowohl Folge als auch Ursache von geschlechtsspezifischer Gewalt gegen Frauen sein (Reddemann, 2017; Drexler, 2017, Huber & Plassmann 2012; Alberti 2010). Mit dem Ziel, die Ursachen des Kontinuums geschlechtsspezifischer Gewalt in Südtirol zu verstehen und gleichzeitig Methoden zu identifizieren, um transgenerationale Traumatisierungsprozesse zu stoppen, zielt die vorliegende Forschung darauf ab, die Verbindungen und Dynamiken zwischen den Generationen sichtbar und damit analysierbar zu machen.

Prozesse und Faktoren, die für die Weitergabe von Traumata relevant sein können, werden anhand der erhobenen Daten analysiert und über drei Generationen hinweg im Hinblick auf Kontinuitäten und Veränderungen im Umgang mit sexualisierter Gewalt aufgezeigt. Zudem wird auf Faktoren geachtet, die Resilienz und Trauma begünstigen oder hemmen.

4) Welche Interventionen können entwickelt werden, um das Kontinuum der Gewalt zu unterbrechen oder ein Entstehen zu verhindern?

In Zusammenarbeit mit den Stakeholder:innen des Vinschgau soll diese Fragestellung näher erörtert werden. Es geht unter anderem darum, Indikationen für Best-Practices zu identifizieren und diese mit Theorien und den erworbenen Erkenntnissen zu transgenerationaler Traumatisierung zu verflechten. Im Sinne der partizipativen Aktionsforschung ist der Anspruch von TRACES, Kontinuitäten im Hinblick auf sexualisierte Gewalt aufzuzeigen und Transformationen zu begünstigen, welche die Umsetzung der Istanbul-Konvention (Council of Europe, 2021) ermöglichen.

5) Welche Maßnahmen können ergriffen werden, um gesellschaftliche Entwicklungsprozesse zu fördern, die das Kontinuum der geschlechtsspezifischen Gewalt gegen Frauen und Mädchen verhindern?

Dieses Projekt versteht sich nicht nur als Forschung und Wissensgeneration, sondern will auch einen Mehrwert für die Praxis schaffen. Ein Ziel ist es, die beteiligten Personen aktiv in die Wissensproduktion miteinzubeziehen und darüber Veränderungsprozesse anzustoßen. Ein weiteres Ziel ist es, Indikationen für gesellschaftliche Transformationen aufzuzeigen und damit einen Beitrag zur Gewaltprävention in der Gesellschaft insgesamt zu leisten im Sinne der Umsetzung des Übereinkommens des Europarates zur Verhütung und Bekämpfung von Gewalt gegen Frauen und häuslicher Gewalt (Council of Europe, 2021). Diese doppelte Zielsetzung zwischen dem Aufbau von Wissen und der Veränderung von Realitäten verleiht diesem Projekt eine besondere Stärke.

Die Forschung legt einen Fokus auf die Bedeutung gesamtgesellschaftlicher Verantwortung im Hinblick auf sexualisierte Gewalt. In diesem Sinne ist es notwendig, Bewusstsein in der Gesellschaft zu schaffen, eine Enttabuisierung von sexualisierter Gewalt anzustreben, Täter nicht mehr zu schützen und die Stimmen der Betroffenen zu berücksichtigen. Der feministische Ansatz der Forschung dient dem Erkenntnisgewinn und ist auch zentraler theoretischer und methodischer Ansatz, welcher mit dem STA-stress- und traumasensibler Ansatz® von medica mondiale unter ethnische Richtlinien verwoben wird.

1.3 Aufbau des Berichtes

Der Bericht ist in neun Kapitel gegliedert, die die Leser:innen vom theoretischen und methodischen Rahmen über die empirische Analyse bis hin zu den Perspektiven für Transformation begleiten. Um den Bericht auch für ein nicht-akademisches Publikum zugänglich zu machen, wurde ein narrativer Stil gewählt sowie häufig mit Zitaten gearbeitet, die die Stimmen und Erfahrungen der Teilnehmerinnen als integralen Bestandteil der Wissensproduktion sichtbar machen.

In **Kapitel 2** werden die zentralen Begriffe, die für die Forschung von besonderer Relevanz sind, vorgestellt. Es wird vertiefend auf Trauma aufgrund von sexualisierter Gewalt eingegangen, insbesondere PTBS (Posttraumatische Belastungsstörung) und KPTBS (Komplexe posttraumatische Belastungsstörung) als Langzeitfolgen von erlebten Traumata und auf die Auswirkung von Trauma über mehrere Generationen hinweg unter Bezugnahme auf die Konzepte des historischen und kollektiven Traumas.

Kapitel 3 ist dem theoretischen Bezugsrahmen gewidmet. Dieser basiert auf dem feministischen Konzept der *situated intersectionality* nach Nira Yuval-Davis sowie auf der Theorie der Praxis von Pierre Bourdieu, die eine Analyse der Produktion und Reproduktion geschlechtsspezifischer Ungleichheiten im Raum und über die Zeit hinweg ermöglichen. Der Habitus-Begriff nach Bourdieu wird als analytisches Instrument genutzt, um intergenerationale Kontinuitäten und Transformationen im Zusammenhang mit sexualisierter Gewalt sichtbar zu machen. Das Kapitel beinhaltet außerdem eine Einordnung der Literatur zur transgenerationalen Traumatisierung.

Kapitel 4 stellt den Forschungskontext vor. Ausgehend von der Analyse des sozialen und historischen Kontexts des Vinschgau werden Geschlechterstereotype, strukturelle Bedingungen und institutionelle Dynamiken herausgearbeitet, die zur Legitimierung und Normalisierung² sexualisierter Gewalt beitragen. Zudem umfasst das Kapitel eine Analyse relevanter Stakeholder im Gebiet sowie deren Rolle in Präventions- und Interventionsprozessen.

² Normalisierung bzw. Normalisierungsprozesse bezeichnen Vorgänge, durch die bestimmte Situationen oder Verhaltensweisen als selbstverständlich und unveränderbar erscheinen. Durch Wiederholung, Schweigen oder gesellschaftliche Toleranz verlieren problematische Praktiken ihren Ausnahmecharakter und stabilisieren bestehende Machtverhältnisse. Im Rahmen von TRACES sind Begriffe wie *normal* oder *normalisiert* daher kritisch zu lesen, da sie auf Anpassungsprozesse verweisen, die patriarchale Machtverhältnisse reproduzieren.

Kapitel 5 erläutert das methodische Vorgehen der Studie. Vorgestellt werden der Ansatz der feministischen und partizipativen Aktionsforschung, die ethischen Prinzipien, die die Forschung geleitet haben, sowie die Integration des STA-stress- und traumasensibler Ansatz® von medica mondiale. Darüber hinaus beschreibt das Kapitel die Methoden der Datenerhebung und -auswertung sowie die angewandten Formen der Triangulation.

Kapitel 6 ist der empirischen Analyse der Dynamiken transgenerationaler Traumatisierung über drei Frauengenerationen hinweg gewidmet, die als Helga-, Erika- und Hannah-Generation bezeichnet werden. Für jede Generation werden der soziokulturelle Kontext, subjektive Erfahrungen, familiäre Dynamiken und affektive Beziehungen analysiert, wobei Kontinuitäten, Transformationen und Formen stillschweigender Komplizenschaft (*silent complicity*) herausgearbeitet werden.

Kapitel 7 präsentiert die generationenübergreifenden Ergebnisse der Studie und setzt Kontinuitäten und Veränderungen über alle drei Generationen hinweg in Beziehung. Dabei werden sowohl Mechanismen aufgezeigt, die zur Aufrechterhaltung des Kontinuums sexualisierter Gewalt beitragen, als auch Faktoren, die Prozesse sozialen Wandels begünstigen.

Kapitel 8 identifiziert, im Sinne des aktionsforschungsorientierten Ansatzes, mögliche Indikatoren und Hebel sozialen Wandels. Diese wurden im Dialog mit den Stakeholdern des Vinschgau erarbeitet und beziehen sich insbesondere auf die Rolle von Fachpersonen, Institutionen sowie auf interinstitutionelle Zusammenarbeit. Zudem wird die Wanderausstellung und das Präventionskonzept vorgestellt.

Kapitel 9 fasst die zentralen Ergebnisse der Studie in einer abschließenden Reflexion zusammen und verweist auf die Grenzen der Untersuchung sowie auf mögliche zukünftige Forschungsperspektiven.

2. Zentrale Konzepte

Dieses Kapitel stellt jene zentralen Konzepte vor, die im Forschungsprojekt TRACES maßgeblich für die Analyse sexualisierter Gewalt und den Dynamiken transgenerationaler Traumatisierung waren. Es geht dabei nicht darum, universell gültige oder abschließende Definitionen zu liefern, sondern den spezifischen Bedeutungsgehalt zu klären, den diese Konzepte innerhalb dieses Projekts und des Kontextes, in dem es durchgeführt wurde, annehmen. Die hier eingeführten Begriffe bilden eine Art analytischen Werkzeugkasten für die Lektüre des Berichts: Sie dienen dazu, zu verstehen, wie sexualisierte Gewalt als soziales und transgenerationales Phänomen interpretiert wird, wie ihre langfristigen Folgen analysiert werden und wie die Zusammenhänge zwischen individuellen Erfahrungen, familiären Dynamiken und sozialen Strukturen sichtbar gemacht werden.

Besondere Aufmerksamkeit gilt den Konzepten Trauma, transgenerationale Traumatisierung, kollektives Trauma und historisches Trauma, deren Relevanz im Kontext von Südtirol in besonderer Weise hervortritt. In diesem Gebiet sind individuelle Erfahrungen eng mit kollektiven Dynamiken, historischen Erinnerungen und generationsübergreifenden geschlechtsspezifischen Machtverhältnissen verflochten. Die vorgeschlagenen Definitionen sind daher als situiert zu verstehen, insofern sie die historischen, sozialen und politischen Bedingungen berücksichtigen, unter denen sexualisierte Gewalt entsteht und bearbeitet wird. Dieser Ansatz steht im Einklang mit der feministischen und partizipativen Ausrichtung der Forschung und zielt darauf ab, eine kritische Lektüre der folgenden Kapitel zu ermöglichen.

- **Sexualisierte Gewalt**

Sexualisierte Gewalt bezeichnet sexuelle Handlungen, die gegen den Willen einer Person erfolgen oder der sie aus bestimmten Gründen (z.B. Beeinträchtigungen o.a.) nicht bewusst zustimmen können und somit eine Verletzung ihres Rechts auf sexuelle Selbstbestimmung darstellen. Zu den verschiedenen Formen sexualisierter Gewalt zählen unter anderem verbale Übergriffe, unerwünschtes Küssen oder Anfassen, Vergewaltigung, sexualisierte Sklaverei, Zwangsprostitution, das Erzwingen sexueller oder pornografischer Handlungen, Zwangsschwangerschaft, Genitalverstümmelung, Zwangsabtreibung, erzwungene Sterilisation sowie Zwangsheirat. In patriarchalen Gesellschaften sind überwiegend Frauen und Mädchen von sexualisierter Gewalt betroffen, wenngleich sexualisierte Gewalt alle Geschlechter betrifft, also auch LGBTQ+ Personen sowie Männer und Jungen sexualisierte Gewalt erfahren können. Die Täter sind meist männlich. Betroffen sind Menschen aller Religionen, Nationalitäten, sozialen Schichten und sexuellen Orientierungen. Der Begriff *sexualisierte Gewalt* hebt hervor, dass Machtausübung, Kontrolle und Unterdrückung im Zentrum stehen und nicht sexuelle Lustbefriedigung (Medica Mondiale, 2025). Im Forschungsprojekt TRACES wird davon ausgegangen, dass sexualisierte Gewalt gegen Frauen langfristige Auswirkungen über Generationen hinweg entfaltet. Im Mittelpunkt der Studie stehen daher die Dynamiken der transgenerationalen Weitergabe von Traumata infolge sexualisierter Gewalt an Frauen im Vinschgau (Fleckinger et al., 2025).

- **Trauma aufgrund von sexualisierter Gewalt**

Das Erleben einer Vergewaltigung oder das Beobachten sexualisierter Gewalt stellt ein Ereignis extremer Bedrohung dar, das tiefgreifende Angst und Todesangst auslösen kann. Der Körper reagiert darauf mit einem akuten Alarmzustand, der eine reguläre Verarbeitung des Geschehens verhindert und die Grundlage für langfristige traumatische Reaktionen bildet. Dazu zählen Panikattacken, Depressionen, chronische Schmerzen, Schlafstörungen sowie Veränderungen der Selbst- und Weltwahrnehmung. Halten solche Reaktionen über längere Zeit an, kann die individuelle Entwicklung und Alltagsbewältigung nachhaltig beeinträchtigt werden (Gahleitner, et al., 2015; Fleckinger et al., 2025).

Trauma lässt sich als Diskrepanz zwischen einer extremen Bedrohung und den verfügbaren Bewältigungsstrategien definieren, verbunden mit Gefühlen der Hilflosigkeit und des Ausgeliefertseins (Schay & Liefke, 2009). Eine frühzeitige fachliche Unterstützung ist daher zentral, während fehlende Hilfe und fortgesetzte Gewalt zu chronischen Traumatisierungen führen können, die häufig transgenerational weitergegeben werden (Keilson, 2005). Traumata werden in Typ I (kurz andauernde, einmalige Ereignisse) und Typ II (langanhaltende oder wiederholte Ereignisse) eingeteilt. Sexualisierte Gewalt kann je nach Verlauf beiden Kategorien zugeordnet werden und gilt als menschengemachtes Trauma (Dreßing & Foerster, 2022). Das Erleben sexualisierter Gewalt überschreitet die *normale* menschliche Erfahrung und die im Moment notwendigen Überlebensreaktionen, die als normale Reaktionen auf unnormale Ereignisse zu verstehen sind, können in Folge zu tiefgreifenden Stresssymptomen führen. Entscheidend für die Entwicklung oder Vermeidung langfristiger Folgen ist das Zusammenspiel struktureller, sozialer und psychologischer Faktoren (Loch & Schulze, 2011). Nicht jedes traumatische Erlebnis führt zu einer Traumatisierung; ausschlaggebend ist, ob Betroffene Unterstützung, Sicherheit und Anerkennung erfahren oder ob sie Stigmatisierung, erneuter Bedrohung oder weiterer Gewalt ausgesetzt sind. Sequenzielle Traumatisierungen können so nicht nur chronisch werden, sondern sich auch auf nachfolgende Generationen übertragen (Keilson, 2005). Die Traumaforschung, auf die sich das Projekt TRACES stützt, zeigt, dass Trauma keinesfalls ein rein individuelles Geschehen ist, sondern in strukturelle, soziale und politische Bedingungen eingebettet bleibt. Besonders relevant ist der Zusammenhang zwischen sexualisierter Gewalt und kollektiven bzw. historischen Traumatisierungen, wie er in feministischen Analysen patriarchaler Machtverhältnisse beschrieben wird.

- **Posttraumatische Belastungsstörung (PTBS) und Komplexe posttraumatische Belastungsstörung (KPTBS)**

Die posttraumatische Belastungsstörung (PTBS) zählt zu den am häufigsten diskutierten Langzeitfolgen traumatischer Erfahrungen (Brandmaier, 2015; Isaacs & Kilham, 2017). Nach einer Vergewaltigung liegt das Risiko, eine PTBS zu entwickeln, bei bis zu 50%. Das DSM-5 führt *sexuelle Gewalt* explizit als potenziell traumatisierendes Ereignis an (Dreßing & Foerster, 2022; Barton & Musil, 2019). Der Begriff PTBS entstand ursprünglich im Kontext des Vietnamkriegs, um Reaktionen von Veteranen zu klassifizieren. PTBS umfasst intrusive Erinnerungen, ausgeprägte Vermeidung sowie eine anhaltend erhöhte Bedrohungswahrnehmung.

Aufgrund seiner symptomorientierten Ausrichtung wurde das Konzept jedoch kritisiert, da es soziale, politische und insbesondere geschlechtsspezifische Gewaltkontexte systematisch ausblendet. Dadurch werden individuelle Reaktionen pathologisiert, während strukturelle Bedingungen – etwa patriarchale Gewaltordnungen – unberücksichtigt bleiben. Traumatische Erfahrungen betreffen jedoch nicht nur Einzelpersonen, sondern können ganze Gemeinschaften nachhaltig prägen und zu kollektivem Trauma führen. Von besonderer Bedeutung ist in diesem Zusammenhang die Anerkennung der komplexen posttraumatischen Belastungsstörung (KPTBS) in der ICD-11 (Dreßing & Foster, 2022). Aufbauend auf der wegweisenden Arbeit von Judith Herman (2018), berücksichtigt die Diagnose die langfristigen Folgen extremer, langanhaltender und wiederholter Traumatisierungen, wie sie etwa in Fällen von Folter, Sklaverei, Völkermord, häuslicher Gewalt oder wiederholter sexualisierter Gewalt gegen Kinder auftreten. Die KPTBS schließt schwere Störungen der Affektregulation, ein anhaltend negatives Selbstbild sowie erhebliche interpersonale Schwierigkeiten ein (Barton & Musil, 2019; Dreßing & Foerster, 2022). Beide Diagnosen setzen klinisch bedeutsame Beeinträchtigungen über mehr als einen Monat voraus. Zugleich ist hervorzuheben, dass selbst unter extremen Bedingungen, etwa Inhaftierung in Konzentrationslagern oder Völkermord, nicht alle Betroffenen eine (K)PTBS entwickeln (Isaacs & Kilham, 2017). Ein kontextsensitives Traumaverständnis bleibt daher zentral, um sowohl individuelle als auch strukturelle Dimensionen traumatischer Erfahrungen angemessen zu erfassen.

- **Historisches und kollektives Trauma**

Der Begriff *historisches Trauma* beschreibt die systematische Unterdrückung und gezielte Schädigung einer bestimmten Gruppe sowie die daraus resultierenden psychischen und emotionalen Verletzungen, die über Generationen hinweg weitergegeben werden (Brave Heart, 2003; Menzies, 2019; Rosenwald, et al. 2023). Die Auswirkungen gehen über klinische Diagnosen wie PTBS hinaus und umfassen auch nicht-klinische Phänomene wie erlerntes Misstrauen, Erschöpfung, Gefühle der Demütigung, kulturbezogene Syndrome und historische Verlustnarrative (Mutuyimana & Maercker, 2023). Anhaltende Diskriminierung und Marginalisierung verstärken diese Prozesse (Mohatt et al., 2014). Sexualisierte Gewalt kann somit nicht nur individuelle, sondern auch familiäre und gemeinschaftliche Traumata erzeugen und kollektive Dynamiken prägen (Fleckinger et al., 2025). Der Begriff wurde in den 1980er-Jahren von Maria Yellow Horse Brave Heart im Kontext der Folgen kolonialer Gewalt gegen Native Americans und First Nations geprägt. Historisches Trauma umfasst drei Elemente: Die gezielte Schädigung einer Gruppe, eine geteilte Identität innerhalb dieser Gruppe sowie langfristige, generationenübergreifende Auswirkungen, die über familiäre Weitergabe hinausreichen (Brave Heart, 2003; Menzies, 2019; Rosenwald et al., 2023). Beispiele sind Sklaverei, Kolonialisierung, Völkermord oder, wie Močnik (2021) betont, systematische sexualisierte Kriegsgewalt. Kollektives Trauma bezeichnet dabei die Weitergabe gemeinsamer traumatischer Erfahrungen innerhalb einer Gruppe, die durch fortbestehende Diskriminierung und marginalisierende Alltagserfahrungen aktualisiert und verstärkt werden kann (Mohatt et al., 2014). Diese Überlegungen sind besonders relevant für die Analyse der Situation von Frauen in patriarchalen Gesellschaften. Autorinnen wie Luisa Muraro (2006) zeigen, dass die hierarchische Geschlechterordnung auf historischer Unterdrückung, Entwertung und Spaltung von Frauen basiert – Prozesse, die zur Stabilisierung patriarchaler Strukturen beitragen. Diese Ordnung ist nicht natürlich gewachsen, sondern wurde gewaltsam durchgesetzt und perpetuiert sich zunehmend über subtile Formen symbolischer Gewalt (Bourdieu, 2005). TRACES möchte hier einen Beitrag leisten, um diese symbolische Ordnung und ihre Aufrechterhaltung sichtbar zu machen und in Folge neu-ordnend zu wirken.

- **Istanbul-Konvention**

Die Istanbul-Konvention ist die umgangssprachliche Bezeichnung für das Übereinkommen des Europarats zur Verhütung und Bekämpfung von Gewalt gegen Frauen und häuslicher Gewalt (Council of Europe, 2021). Als völkerrechtlich verbindliches Instrument verpflichtet sie die Vertragsstaaten dazu, geschlechtsspezifische Gewalt gegen Frauen zu verhindern, Betroffene zu schützen und Täter konsequent zu verfolgen. Darüber hinaus zielt sie auf den Abbau struktureller Geschlechterdiskriminierung und die Förderung der Gleichstellung ab, etwa durch rechtliche, institutionelle und bildungspolitische Maßnahmen. Strukturiert wird die Konvention durch den sogenannten vier-P-Ansatz: *Prevention, Protection, Prosecution* und *Integrated Policies*, der Prävention, Schutz, Strafverfolgung und koordinierte politische Maßnahmen als grundlegende staatliche Verpflichtungen festlegt. Seit ihrem Inkrafttreten am 1. August 2014 bildet sie den umfassendsten europäischen Rahmen zur Bekämpfung von Gewalt gegen Frauen; auch Italien gehört zu den 38 Staaten, die sie ratifiziert haben.

Die Konvention ist jedoch nicht nur ein rechtliches Schutzinstrument, sondern, wie die aktuelle Forschung zeigt, auch ein politisches Konfliktfeld. In mehreren europäischen Ländern entwickelte sich die Istanbul-Konvention zu einem zentralen Austragungsort gesellschaftlicher Auseinandersetzungen über Geschlechtergerechtigkeit. Konservative und rechte Akteure mobilisieren zunehmend gegen die Konvention, indem sie deren normative Grundlagen, insbesondere die Verbindung von Gewalt mit strukturellen Geschlechterungleichheiten und die Definition sozial konstruierter Geschlechterrollen, als Ausdruck einer vermeintlichen *Gender-Ideologie* delegitimieren. Diese Kampagnen führten in einigen Staaten zur Blockade der Ratifizierung (z. B. Bulgarien, Ungarn, Slowakei) oder sogar zum Rückzug bereits ratifizierter Staaten (Türkei) (Krizsán, et al., 2024).

- **Resilienz**

Resilienz bezeichnet die Fähigkeit, herausfordernde Lebenserfahrungen und Notlagen zu bewältigen, sich von ihnen zu erholen und/oder sie zu transformieren. In der sozialwissenschaftlichen Forschung wird Resilienz als dynamischer Prozess verstanden, der individuelle Ressourcen (z. B. Bewältigungsstrategien, Selbstwirksamkeit, soziale Unterstützung) mit externen Bedingungen (Familie, Gemeinschaft, Institutionen) verknüpft. Wesentlich ist, dass Resilienz nicht statisch ist, sondern durch die Interaktion zwischen Person und Umwelt entsteht. Wichtige Einflussgrößen, die Vulnerabilität erhöhen und Resilienzchancen mindern können, sind Faktoren wie Armut, strukturelle Diskriminierung oder der ungleiche Zugang zu Bildung, Gesundheitsversorgung und anderen Unterstützungssystemen (Medica Mondiale, 2025). Im Hinblick auf sexualisierte Gewalt bedeutet dies, dass Betroffene aktive Bewältigende und Mitgestaltende ihres Lebens sind und durch soziale Unterstützung sowie Hilfen die Möglichkeit haben, Herausforderungen erfolgreich zu bewältigen, statt ihnen hilflos ausgeliefert zu sein. Schutz- und Resilienzfaktoren beeinflussen auch präventive Unterstützung (Fröhlich-Gildhoff & Rönnau-Böse, 2024).

- **Retraumatisierung**

Retraumatisierung bezeichnet den Prozess, bei dem bereits traumatisierte Personen durch bestimmte Auslöser erneut intensive psychische und körperliche Stressreaktionen erleben, die dem ursprünglichen Trauma ähneln. Auslöser können äußere Reize (z. B. Gerüche, Geräusche, Bilder, Orte), zwischenmenschliche Situationen (z. B. Machtasymmetrien, Grenzverletzungen) oder institutionelle Praktiken (z.B. Formen sekundärer Viktimisierung wie: bagatellisierende Befragungen, fehlende Glaubhaftigkeit) sein. Retraumatisierung ist dabei kein neues Trauma, sondern eine Wiederaktivierung nicht ausreichend integrierter traumatischer Erfahrungen, die mit Gefühlen von Ohnmacht, Angst, Kontrollverlust und erneuter Bedrohung einhergehen kann. In der Fachliteratur wird Retraumatisierung teilweise synonym mit dem Begriff der sekundären Traumatisierung verwendet, wenngleich eine begriffliche Unschärfe besteht (Hantke & Gröges, 2012). Sekundäre Traumatisierung bezeichnet ursprünglich die traumatische Belastung von Personen, die indirekt mit traumatischen Erfahrungen anderer konfrontiert sind, etwa Fachkräfte in psychosozialen, medizinischen oder juristischen Kontexten (Gulowski, 2022). Die Sensibilisierung für retraumatisierende Dynamiken zentral, da unreflektierte Interventionen, Machtverhältnisse und strukturelle Bedingungen bestehende Traumafolgen verstärken und langfristige Heilungsprozesse beeinträchtigen können.

- **Sekundäre Viktimisierung**

Sekundäre Viktimisierung bezeichnet jene Form der erneuten Gewalt, die Betroffene sexualisierter oder geschlechtsspezifischer Gewalt erfahren, wenn sie versuchen, über ihre Erlebnisse zu sprechen oder Unterstützung suchen. Während die primäre Viktimisierung durch die Gewalt des Täters selbst entsteht, setzt sekundäre Viktimisierung in jenem hochsensiblen Moment ein, in dem eine betroffene Person ihr Erleben offenlegt und auf eine angemessene sowie unterstützende Reaktion angewiesen ist. Fällt diese Reaktion negativ aus, etwa durch Nicht-Glauben, Bagatellisierung, *victim blaming* (Täter-Opfer-Umkehr) (Hate Aid, 2023), Neutralitätsbehauptungen oder durch die Reproduktion patriarchaler Deutungsmuster, wird die Person erneut verletzt und erlebt die gleiche Gewaltordnung auf einer weiteren Ebene. Dies kann Scham, Schuldgefühle und Ohnmacht verstärken und in der Folge zur tertiären Viktimisierung führen, wenn die Betroffene die ihr zugeschriebene Opferrolle internalisiert.

Die Folgen sekundärer Viktimisierung verstärken sich insbesondere dann, wenn sie in Kontexten auftritt, in denen Machtasymmetrien präsent sind, sei es, weil die Person, der sich die Betroffene anvertraut, eine besondere gesellschaftliche oder professionelle Rolle innehat, oder weil der Prozess in institutionellen Zusammenhängen wie der Kinder- und Jugendhilfe, der Polizei oder anderen staatlichen Stellen stattfindet. Personen, die in solchen machtvollen Positionen agieren, etwa Sozialarbeiter:innen, Polizeibeamt:innen, Vertreter:innen des Justizsystems oder medizinisches Personal, können Betroffene unbeabsichtigt erneut verletzen, etwa durch falsch verstandene Neutralität, durch die Verwechslung von Gewalt mit Konflikt, durch unangemessene Erwartungen an Mutterschaft oder durch unrealistische Vorstellungen vom *idealtypischen Opfer* (Fleckinger, 2019, 2020).

- **Silent complicity**

Silent complicity, dt. *stille Komplizenschaft* bezeichnet das bewusste Unterlassen von Handlungen und eine Haltung der Passivität, trotz vorhandenem Wissen, Einflussmöglichkeiten und einer bestehenden moralischen Verpflichtung. Nach Wettstein (2012) manifestiert sich stille Komplizenschaft insbesondere in zwei Aspekten: Erstens im Schweigen trotz moralischer Verantwortung und zweitens im Schweigen, das als Zustimmung oder gar als Ermutigung des Täters interpretiert werden kann. Dabei handelt es sich nicht um bloßes Nicht-Handeln, sondern um eine Form aktiver Beteiligung durch Unterlassung. Dabei ist es nicht das bloße Schweigen einer Person oder Organisation. Für das Vorliegen stiller Komplizenschaft sind laut Wettstein vier Bedingungen zentral: Freiwilligkeit, Menschenrechtsverletzung, Einflussmöglichkeit und Legitimation durch Schweigen (Wettstein, 2012). Schweigen ist nicht nur ein moralisches, sondern auch ein politisches und strukturell geprägtes Phänomen und kann nicht geschlechterneutral diskutiert werden, da dadurch Machtverhältnisse außer Acht gelassen werden.

- **Stigmatisierung**

Ein Stigma ist ein Kennzeichen, das dazu führt, dass eine Person sich von anderen unterscheidet bzw. als anders wahrgenommen wird. Diese Kennzeichnung kann sichtbar oder unsichtbar sein, aber sie ist immer negativ. Betroffene Frauen, die über das Erlebte sprechen, werden von der Gesellschaft durch Stigmatisierung und die damit einhergehende Ausgrenzung bestraft, während viele Täter³ straffrei bleiben. So erhält die Stigmatisierung der Überlebenden sexualisierter Gewalt patriarchale Strukturen aufrecht (Medica Mondiale, 2025). Stigmatisierung findet demnach innerhalb von gesellschaftlichen Machtstrukturen statt und kann auch in Institutionen und Fachdiensten erfolgen (Elezovic, et al., 2017).

- **Tabu**

Der Begriff des Tabus hat seinen sprachlich-historischen Ursprung im 18. Jahrhundert, als James Cook während seiner dritten Südseereise auf den Tonga-Inseln dem polynesischen Wort „ta pu“ begegnete. Dieses bezeichnete eine Art von Verboten, deren Zuwiderhandlung Angst und soziale Sanktionen auslöste. Die Herkunft des Begriffs lässt sich somit sprachlich präzise rekonstruieren: Tabus sind internalisierte Verbote, die das soziale Leben regulieren und durch die Angst vor Sanktionen aufrechterhalten werden. Im europäischen Sprachraum war das Tabu zuvor in Kategorien wie Sünde, Verbot oder Aberglaube eingebettet. Historisch betrachtet wurde das Tabu zunächst als exotisches Verhalten außerhalb der eigenen Gesellschaft wahrgenommen. Ethnologen wie James George Frazer, der mit seinem Werk *The Golden Bough* maßgeblich zur Erforschung des Tabus beitrug, betrachteten es als zentrales Strukturmerkmal gesellschaftlicher Ordnung. Bereits in der griechischen und römischen Mythologie finden sich Hinweise auf tabuisierte Gegenstände und Handlungen, die später durch christliche Akteure transformiert und neu interpretiert wurden. Auf religiöser Ebene wurde das Tabu überformt, was zu einer Neukonstruktion und weiteren Differenzierung führte. Im heutigen wissenschaftlichen Verständnis umfasst Tabu sowohl das Nicht-Reden über bestimmte Themen (Kommunikationstabu) als auch gesellschaftlich nicht akzeptierte Handlungen (Handlungstabu). Tabus sind internalisierte Vermeidungsgebote, die soziale Ordnung und Machtverhältnisse stabilisieren. Dabei geht es um soziale Kontrolle und die Aufrechterhaltung gesellschaftlicher Normen. Das Tabu kann auch die Funktion des Selbstschutzes erfüllen (Kuck & Kanz, 2025). Die wissenschaftliche Reflexion zeigt, dass sich die Wahrnehmung und Definition von Gewalt im Wandel befinden. Während historisch betrachtet sexualisierte Gewalt weitgehend als normalisierte und nicht strafbare Handlung galt, ist sie heute ein zentrales Thema in der Prävention. Die Enttabuisierung von sexualisierter Gewalt ist essenziell, um gesellschaftliche Veränderungen zu bewirken und betroffene Frauen und Mädchen zu stärken. Gleichzeitig bleibt die Herausforderung bestehen, gesellschaftliche Machtstrukturen zu hinterfragen und durch die Aufdeckung sowie Diskussion von Tabus gesellschaftliche Normen zu verändern (Jung, 2025).

³ Für die Forschung TRACES wird der Begriff Täter verwendet, weil wir primär über männliche Gewalt gegenüber Frauen sprechen. Geht es um weibliche (Mit-)täterschaft, wird dies in der Studie explizit hervorgehoben vgl. (Bange, 2019, Mulak, 1993)

3. Theoretischer Bezugsrahmen

Im folgenden Abschnitt werden die zentralen theoretischen Konzepte vorgestellt, vor deren Hintergrund die Daten analysiert wurden. Die hier diskutierten Theorien werden nicht als abstrakte Rahmenmodelle verwendet, sondern als analytische Instrumente, um zu verstehen, wie sexualisierte Gewalt hervorgebracht, normalisiert und über die Zeit und Generationen hinweg weitergegeben wird und wie diese Prozesse mit den sozialen und historischen Bedingungen verflochten sind, in denen die beteiligten Personen leben.

Insbesondere ermöglicht der theoretische Rahmen, die erhobenen Narrative nicht nur als individuelle Geschichten zu lesen, sondern als situierte Erfahrungen innerhalb von Machtverhältnissen, sozialen Praktiken und institutionellen Strukturen, die sich über Generationen hinweg erstrecken, zu verstehen. Dieser Perspektivwechsel ist zentral, um individualisierende Deutungen von Gewalt und Trauma zu vermeiden und kollektive Verantwortlichkeiten sichtbar zu machen.

Das Kapitel verknüpft zwei kritische Perspektiven: einerseits feministische Theorie, mit besonderem Bezug auf das Konzept der *Situated Intersectionality*, und andererseits Pierre Bourdieus *Theorie der Praxis*. Die Integration dieser Ansätze erlaubt es, sowohl die strukturelle Dimension geschlechtsspezifischer Ungleichheiten als auch deren Verkörperung in alltäglichen Praktiken, Haltungen und familiären Beziehungen über Generationen hinweg zu analysieren.

3.1 Feministische Theorie – Situated Intersectionality

Im Forschungsprojekt TRACES ist die feministische Perspektive nicht lediglich ein theoretischer Zugang unter vielen, sondern bildet die methodologische, epistemologische und ethische Grundlage des gesamten Vorhabens. Die Zielsetzung von TRACES, die Erforschung von Dynamiken transgenerationaler Traumatisierung mit besonderem Fokus auf sexualisierte Gewalt in patriarchalen Gesellschaftsstrukturen über einen sozioökologischen Blick, erfordert einen erkenntniskritischen Zugang, der bestehende Machtverhältnisse nicht nur reflektiert, sondern aktiv hinterfragt. Ein feministischer Zugang stellt hierfür den kohärentesten und konsequentesten Bezugsrahmen dar.

Wie Maria Mies (2008) bereits in den 70er Jahren in ihren methodologischen Postulaten einer engagierten Frauenforschung betont, basiert feministische Forschung auf bewusster Parteilichkeit, epistemischer Reziprozität und gesellschaftlicher Verantwortlichkeit. Diese Prinzipien sind auch für TRACES zentral, da sie es ermöglichen, das Forschungsfeld nicht von außen, sondern in einem gleichwertigen Dialog mit den Beteiligten zu erschließen. Der partizipative Anspruch in Verbindung mit den feministischen Erkenntnis Konzepten bezieht sich sowohl auf das Forschungsdesign als auch auf die Interviewführung und Datenauswertung.

Darüber hinaus verbindet TRACES den feministischen Anspruch auf Erkenntniserweiterung mit dem explizit transformativen Ziel der Aktionsforschung: Ziel ist es nicht nur, soziale Phänomene wie sexualisierte Gewalt und transgenerationale Traumatisierung zu *verstehen*, sondern auch deren Bedingungen sichtbar zu machen und damit zu ihrer *Veränderung* auf individueller, kollektiver und institutioneller Ebene beizutragen. Die Forschung versteht sich somit als Teil eines gesellschaftlichen Prozesses der Sichtbarmachung, der Kritik und der Umgestaltung patriarchaler Gewaltverhältnisse. Die Orientierung an feministischer Theorie und Methodologie stellt dabei sicher, dass die Perspektiven und Erfahrungen der Betroffenen als gleichwertige Beiträge in die wissenschaftliche Wissensproduktion einfließen, in Übereinstimmung mit dem Prinzip, nicht *über* Frauen, sondern *mit* ihnen zu forschen.

Neben dem Konzept von *Situated Knowledge* (Haraway, 1988) und der *Feminist Standpoint Theory* (Harding, 1989; Naples & Gurr, 2014) gilt Intersektionalität als eine der bedeutendsten theoretischen Beiträge der feministischen Theorie und angrenzender Disziplinen (McCall, 2005). Ursprünglich von der Juristin Kimberlé Crenshaw (1989) geprägt, macht das Konzept deutlich, wie sich verschiedene Systeme der Unterdrückung, etwa Rassismus, Sexismus und Klassismus, überschneiden und dabei spezifische Erfahrungen von Privilegierung und Marginalisierung

hervorbringen. Intersektionalität fordert damit ein Umdenken gegenüber traditionellen Analysemodellen, die soziale Ungleichheit häufig nur entlang einer einzigen Achse, meist der Klasse, untersuchen (Yuval-Davis, 2015). Stattdessen berücksichtigt das Konzept die wechselseitige Konstitution von Kategorien wie Geschlecht, „Race“ (Ethnizität), Klasse, Staatsangehörigkeit, oder Alter.

Aufbauend auf diesem Ansatz bringt das Konzept der *Situated Intersectionality* eine zusätzliche Dimension ins Spiel: Es betont die Kontextualität und Dynamik dieser Ungleichheitsverhältnisse. Wie Yuval-Davis (2015) und Anthias (2013 & 2020) zeigen, operieren soziale Differenzlinien nicht unabhängig, sondern sind in spezifische räumliche, zeitliche und gesellschaftliche Kontexte eingebettet. *Situated Intersectionality* knüpft damit auch an Erkenntnisse der *Feminist Standpoint Theory* (Harding, 1989) und des Konzepts des *Situated Knowledge* (Haraway, 1988) an. Diese gehen davon aus, dass Wissen immer standortgebunden ist – sozial, historisch und körperlich. Dementsprechend ist ein differenziertes Verständnis sozialer Probleme nur möglich, wenn sowohl die Perspektiven der Forschenden als auch der Beforschten und die historischen und aktuellen Bedingungen ihrer Erfahrungen berücksichtigt werden.

Das Forschungsprojekt TRACES nutzt *Situated Intersectionality* als zentrales theoretisches und methodologisches Gerüst, um sexualisierte Gewalt und transgenerationale Traumatisierung im gesellschaftlichen Kontext zu untersuchen. Besonders geeignet erweist sich dieser Ansatz durch seine Sensibilität gegenüber drei ineinandergreifenden Dimensionen:

Translokalität: Machtverhältnisse entfalten sich nicht ortsunabhängig, sondern erhalten je nach lokaler oder nationaler Verortung unterschiedliche Bedeutungen. So werden z. B. Geschlecht, Klasse oder Ethnizität in verschiedenen sozialen Räumen unterschiedlich interpretiert und bewertet.

Transkalarität: Machtstrukturen manifestieren sich auf verschiedenen Ebenen – vom privaten Haushalt über zivilgesellschaftliche Institutionen bis hin zu nationalen und internationalen Strukturen. Eine intersektionale Analyse muss daher auch die unterschiedlichen Ebenen in ihrer Wechselwirkung betrachten.

Transtemporalität: Soziale Kategorien und Machtverhältnisse verändern sich im historischen Verlauf und im individuellen Lebensverlauf. Eine solche Betrachtung ermöglicht es, historische Traumata, gesellschaftliche Diskurse und kollektive Erinnerungen in ihrer Wirkung auf gegenwärtige Erfahrungen zu integrieren.

Gerade mit Blick auf die Veränderungen und Kontinuitäten, die sich in den Generationen zeigen, erweist sich der Fokus auf diese drei Dimensionen als besonders unterstützend für die Analysen. Die dreidimensionale Perspektive ermöglicht es, soziale Dynamiken in ihrer Vielschichtigkeit zu analysieren und Kontexte sichtbar zu machen, die andernfalls ausgeblendet bleiben. Besonders im Bereich geschlechtsspezifischer Gewalt erweist sich dieser Ansatz als fruchtbar, da er sowohl strukturelle Ursachen als auch persönliche Folgen, wie z. B. Schuld, Scham, Schweigen oder parentifizierende Fürsorgebeziehungen, erfassen kann.

Situated Intersectionality fordert somit eine kritische Auseinandersetzung mit dominanten Begriffen, Praktiken und Machtbeziehungen, die Diskurse über Geschlecht, Trauma und sexualisierte Gewalt durchziehen. Indem individuelle Erfahrungen, institutionelle Verflechtungen und gesellschaftliche Narrative miteinander in Beziehung gesetzt werden, ermöglicht dieser Ansatz nicht nur eine vertiefte Analyse, sondern auch die Entwicklung emanzipatorischer Forschungsperspektiven, wie sie auch die Istanbul-Konvention (Council of Europe, 2021) fordert, indem sie Forschung als einen zentralen Baustein zur Bekämpfung geschlechtsspezifischer Gewalt benennt. In diesem Sinne stellt *Situated Intersectionality* kein rein theoretisches Konstrukt dar, sondern ein erkenntniskritisches und politisches Instrument, das dazu beiträgt, dominante Narrative zu dekonstruieren, marginalisierte Perspektiven sichtbar zu machen und sozial transformierende Forschungsprozesse zu ermöglichen.

3.2. Bourdieus Theorie der Praxis

Ergänzend zu diesen feministischen Zugängen erweist sich auch Pierre Bourdieus *Theorie der Praxis* als bedeutsam für die theoretische Rahmung von TRACES. Besonders mit den Konzepten von *Habitus*, *Kapital* und *Feld* stellt Bourdieu ein theoretisches Instrumentarium zur Verfügung, das es erlaubt, die Reproduktion sozialer Ungleichheiten auf verschiedenen gesellschaftlichen Ebenen differenziert zu analysieren. Relevanz gewinnt seine Theorie insbesondere im Hinblick auf das Verständnis der dauerhaften Auswirkungen transgenerationaler Traumatisierung.

Der **Habitusbegriff** macht nachvollziehbar, wie frühere Gewalterfahrungen, insbesondere jene von Ausgrenzung, Abwertung und Verletzung, in den Körper und die Psyche eingeschrieben werden und über inkorporierte Dispositionen in alltäglichen Handlungsmustern fortwirken. So kann die Weitergabe von Trauma nicht nur psychologisch, sondern auch als soziokulturelles Phänomen, als *verkörperte Geschichte*, verstanden werden. Das Konzept des *Habitus* bildet ein zentrales Analyseinstrument zur Untersuchung komplexer soziokultureller Beziehungen und stellt innerhalb der Theorie der Praxis nach Pierre Bourdieu das Bindeglied zwischen sozialen Strukturen und individuellem Handeln dar. Bourdieu beschreibt den Habitus als ein System inkorporierter Dispositionen, also dauerhaft verankerter Wahrnehmungs-, Denk- und Handlungsmuster, die aus den konkreten sozialen Lebensbedingungen eines Menschen hervorgehen (Bourdieu, 1992). Diese Dispositionen sind nicht beliebig, sondern strukturieren das Handeln in einem spezifischen sozialen Raum auf eine Weise, die einer *kollektiven Wahrnehmungskonstruktion* entspricht. Eine zentrale Rolle für die Genese des Habitus spielt dabei die soziale Herkunft. Bereits in der frühen Kindheit, insbesondere im familiären Umfeld, werden grundlegende Dispositionen verinnerlicht, die späteres Handeln weitgehend präfigurieren (Fröhlich & Rehbein, 2014). Der Habitus fungiert somit als Vermittlungsinstanz zwischen Subjekt und Struktur sowie zwischen Vergangenheit und Gegenwart: als *opus operatum*, d. h. als Produkt vergangener Erfahrungen, und zugleich als *modus operandi*, als Prinzip der Erzeugung gegenwärtiger Praxis (Bonz & Wietschorke, 2013). Bourdieus Interesse galt insbesondere der Frage, wie soziale Ungleichheiten nicht nur produziert, sondern auch reproduziert werden. Der Habitus trägt wesentlich zur Stabilität sozialer Ordnungen bei, indem er dafür sorgt, dass Individuen ihre Position im sozialen Raum häufig als *natürlich* oder gegeben wahrnehmen und damit selbst zur Reproduktion ihrer Lage beitragen. Diese strukturelle Trägheit erklärt auch, warum soziale Strukturen oftmals eine hohe Persistenz aufweisen (Schneider & Lang, 2014).

Gleichwohl ist der Habitus nicht völlig starr. Seine Veränderbarkeit hängt maßgeblich von bestimmten Bedingungen ab. So kann es unter spezifischen Umständen, etwa bei tiefgreifenden biografischen Brüchen, Migrationserfahrungen, Bildungsexpansion oder dem Wechsel in ein anderes soziales Feld, zu einer *Habitus-Dissonanz* kommen. Diese entsteht, wenn die inkorporierten Dispositionen nicht mehr mit den neuen sozialen Anforderungen übereinstimmen. In solchen Fällen kann es zur *Transformation* des Habitus kommen, auch wenn dies meist ein langwieriger, konflikthafter und nichtlinearer Prozess ist. Bourdieu selbst betonte, dass Veränderungen auf Mikro- wie Makroebene möglich sind, jedoch stets im Rahmen des bereits existierenden Habitus und der zur Verfügung stehenden Ressourcen (Fröhlich & Rehbein, 2014). Soziale Ungleichheiten lassen sich daher nicht allein über individuelle Entscheidungen oder Bildungsanstrengungen auflösen, sondern sind tief in habitualisierte Praxisformen eingeschrieben. Der ungleiche Zugang zu ökonomischem, kulturellem, sozialem und symbolischem Kapital bleibt dabei ein entscheidender Faktor für die Stabilität und Reproduktion sozialer Positionierungen.

Zugleich ermöglicht die **Feldtheorie** eine Analyse institutioneller Kompliz:innenschaften, etwa im Justizsystem, in Bildungseinrichtungen oder im Gesundheitssystem, die zur Stabilisierung und Reproduktion patriarchaler Machtverhältnisse beitragen. Die Einsicht, dass symbolische Gewalt häufig als *natürlich* oder *gerechtfertigt* erscheint, erlaubt es, die Mechanismen der Unsichtbarmachung, Stigmatisierung und Schuldumkehr zu entlarven, denen Betroffene sexualisierter Gewalt häufig ausgesetzt sind. Bourdieu beschreibt den sozialen Raum als ein Gefüge, in dem soziale Akteur:innen bestrebt sind, ihre jeweilige Position zu bewahren oder strategisch zu verändern. Im Rahmen seiner *Theorie der Praxis* geht Bourdieu von einem relationalen Verständnis der sozialen Welt aus: Soziale Strukturen und Positionen gewinnen ihre Bedeutung nicht isoliert, sondern durch ihre Relation zueinander. Die soziale Differenzierung stellt dabei den Ausgangspunkt für Auseinandersetzungen und Konkurrenzbeziehungen innerhalb des

sozialen Raums dar (Bourdieu, 1987; Bourdieu, 1998/2018). Zentral für Bourdieus Konzeption ist die *symbolische Dimension von Unterschieden*, die soziale Differenzen nicht nur materiell, sondern auch symbolisch wirksam macht (Fröhlich & Rehbein, 2014). Der soziale Raum wird von Bourdieu als eine Struktur verstanden, in der sich Machtverhältnisse räumlich verteilen. Die Positionierung innerhalb dieses Raumes erfolgt entlang des verfügbaren Kapitals, ökonomisch, kulturell, sozial und symbolisch und bestimmt darüber, in welchem Ausmaß Akteur:innen über Einfluss und Handlungsspielräume verfügen. Kapitalbesitz ermöglicht es, bestimmte Räume zu dominieren oder sich Zugang zu ihnen zu verschaffen. Dieser soziale Raum konstituiert sich durch Prozesse wechselseitiger Abgrenzung sozialer Positionen und ist nach Bourdieu hierarchisch organisiert. Diese Hierarchisierung wird durch den Effekt der *Naturalisierung* stabilisiert, das heißt durch die dauerhafte Einschreibung und gesellschaftliche Legitimation sozialer Ungleichheiten als vermeintlich *natürlich* oder gegeben (Bourdieu, 2018). Differenzen entstehen dabei nicht zufällig, sondern folgen einer spezifischen sozialen Logik. Jedes soziale Feld, sei es etwa das Bildungswesen, das politische System oder der Arbeitsmarkt, verfügt über eine eigene Binnenlogik. In jedem Feld ist ein spezifisches *Spiel* im Gange, dessen Regeln und Formen des Kapitaleinsatzes von den beteiligten Akteur:innen internalisiert werden. Der geteilte Glaube an den Wert und die Relevanz des jeweiligen Feldes wird von Bourdieu als *Illusio* bezeichnet. Diese Illusio prägt maßgeblich die Interessenlagen und Handlungsstrategien der Akteur:innen. Felder sind darüber hinaus durch die ungleiche Verteilung von Kapitalformen gekennzeichnet, was letztlich Machtbeziehungen und soziale Ungleichheiten bzw. Herrschaftsverhältnisse konstituiert (Fröhlich & Rehbein, 2014).

Im Zentrum von Bourdieus Theorie stehen die verschiedenen **Kapitalformen**, ökonomisches, kulturelles, soziales und symbolisches Kapital, die gemeinsam die Verteilungsstruktur des sozialen Raums bestimmen. Das ökonomische Kapital meint die materiellen Güter, welche die Akteur:innen besitzen. Mit kulturellem Kapital sind die Bildungstitel, Bücher und Kulturgüter gemeint. Das soziale Kapital sind Netzwerke und der Zugang zu Ressourcen, welche mit der Zugehörigkeit zu einer Gruppe verbunden sind. Das symbolische Kapital beruht auf der Anerkennung durch andere Akteur:innen und ist mit den anderen Kapitalsorten verbunden. Alle Kapitalsorten sind gegenseitig transformierbar. Die Umwandlung der verschiedenen Kapitalsorten, ökonomisches, kulturelles, soziales und symbolisches Kapital, ist erforderlich, um eine wirksame Form der Macht in einem bestimmten Feld zu schaffen. Das Kapital bestimmt die Position, die die Akteur:innen im Verhältnis zu anderen Akteur:innen in einem bestimmten Feld einnehmen (Bourdieu, 1983/2005).

Bourdieu versteht diesen sozialen Raum als eine durch Machtverhältnisse strukturierte Anordnung, in der soziale Akteur:innen entsprechend ihres Kapitalbesitzes positioniert und zugleich voneinander abgegrenzt sind. Diese Positionierungen erfolgen innerhalb spezifischer sozialer Felder, etwa dem Bildungs-, Kunst- oder Rechtsfeld, in denen bestimmte Kapitalformen unterschiedlich gewichtet und eingesetzt werden können. Der soziale Raum ist dabei nicht neutral oder objektiv, sondern in patriarchalen Gesellschaften hierarchisch strukturiert und geprägt durch Prozesse der *Naturalisierung*, das heißt durch die permanente Einschreibung und Reproduktion sozialer Realitäten, die als *natürlich* erscheinen. In diesem Zusammenhang ist auch auf Fröhlich und Rehbein (2014) zu verweisen, die deutlich machen, wie tiefgreifend solche symbolischen Ordnungen im Alltag wirken:

„Die scheinbar natürlichsten Klassifizierungen (Mann/Frau, oben/unten, wertvoll/wertlos etc.) sind durch kulturelle Festlegungen, dem Bereich der alltäglichen Normierung, legitimiert.“ (Fröhlich & Rehbein, 2014: 159)

Diese Feststellung verweist auf die Relevanz von Bourdieus Überlegungen für die Analyse von Geschlechterverhältnissen und anderen sozialen Differenzlinien: Die sozialen Unterschiede erscheinen nicht nur als gegeben, sondern werden durch soziale Praktiken und symbolische Ordnungen ständig neu hergestellt und legitimiert. Bourdieus Ansatz erlaubt es somit, nicht nur die materielle, sondern auch die symbolische Dimension sozialer Ungleichheit zu erfassen und genau dort anzusetzen, wo diese Ungleichheiten (re-)produziert werden: Im Alltag, in Institutionen, in Sprache und in Habitusformen.

3.3. Die Relevanz für die Studie

Der Ansatz der *Situated Intersectionality* ermöglicht es im Rahmen der Studie, sexualisierte Gewalt nicht als isoliertes Ereignis, sondern als Ausdruck verschränkter Machtverhältnisse zu analysieren. Durch die Dimensionen von Translokaltät, Transkalarität und Transtemporalität (Yuval-Davis, 2015) wird sexualisierte Gewalt in der Forschung als ein soziales Phänomen verstanden, das sich an spezifischen Orten, hier den ländlichen, patriarchal geprägten Strukturen des Vinschgau, auf verschiedenen Ebenen (Familie, Kirche, Institutionen, öffentliches Leben) und über historische Zeiträume hinweg vollzieht. Besonders relevant ist dabei die Einbettung individueller Gewalterfahrungen in den soziohistorischen Kontext, etwa Armut, Kriegserfahrungen oder die starke kirchliche Normierung weiblicher Sexualität. Diese Kontextualisierung erlaubt ein Verständnis der Generationen als Trägerinnen unterschiedlicher historischer Bedingungen und damit unterschiedlicher Möglichkeitsräume von Handlung, Resilienz und Gewaltbetroffenheit.

Methodologisch ermöglicht *Situated Intersectionality* zudem, die Wechselwirkung zwischen sozialen Kategorien wie Geschlecht, Klasse, Alter oder sozialer Herkunft zu rekonstruieren und zu analysieren, wie diese im spezifischen sozialen Raum des Vinschgau wirken. Damit werden Unterschiede zwischen den Generationen nicht nur beschrieben, sondern als Resultat historisch gewachsener Machtverhältnisse interpretiert. Dieser Ansatz ist insbesondere für die Analyse von Scham, Schuld, Schweigen und sekundärer Viktimisierung sowie für die Erforschung von Dynamiken sozialer Ausgrenzung zentral, die in den Interviews immer wieder sichtbar wurden.

Die Einbindung von Bourdieus Theorie der Praxis erweitert diese Perspektive um ein differenziertes Verständnis der Mechanismen sozialer Reproduktion. Insbesondere die Konzepte von Habitus, Kapital und Feld bieten TRACES ein analytisches Instrumentarium, um zu erklären, wie patriarchale Machtverhältnisse und Gewaltstrukturen im Alltag verankert, legitimiert und weitergegeben werden. Der Habitusbegriff ermöglicht es, die Körper- und Handlungsgeschichten der Frauen als inkorporierte Erfahrungen zu lesen, die durch Krieg, Armut, Schweigepraktiken und kirchliche Normen geprägt sind und transgenerational fortwirken. Sexualisierte Gewalt erscheint so nicht allein als individuelles Trauma, sondern als in soziale Strukturen eingelagertes Phänomen, das über Dispositionen, Familienbeziehungen und soziale Erwartungen reproduziert wird. Interessant ist in dem Zusammenhang die Arbeit von Steans (2021), die auf aktuelle feministische Debatten zu sexualisierter Gewalt in verschiedenen Disziplinen, darunter auch der Soziologie, verweist. Ihr Ziel ist es, zentrale Konzepte der Sozialtheorie Bourdieus, insbesondere strukturelle Dimensionen und individuelle Handlungsfähigkeit, für die Analyse sexualisierter Gewalt fruchtbar zu machen. Die Autorin bezieht sich auf Überlebensstrategien in Kriegszeiten, narrative Praktiken und Machtverhältnisse. Ihr Beispiel *A Woman in Berlin* untersucht erzwungene Prostitution während der Besatzungszeit Berlins durch sowjetische Truppen im Jahr 1945. Bourdieus Feldtheorie ermöglicht die Analyse institutioneller Dynamiken, etwa Justiz, Schule, Kirche, Sozial- oder Gesundheitsdienste, die an der Reproduktion patriarchaler Muster beteiligt sind. Das Konzept symbolischer Gewalt ist dabei zentral, da es verdeutlicht, wie Schuldumkehr, Scham oder die Normalisierung männlicher Dominanz in alltäglichen Praktiken stabilisiert werden.

Die Verbindung feministischer Theorien mit Bourdieus Ansatz ermöglicht TRACES schließlich, sowohl Mikro- als auch Makroebene der Gewaltverhältnisse zu analysieren und deren Wirkungen über Generationen hinweg sichtbar zu machen. Der intersektionale Ansatz umfasst Geschlecht, Agency und Struktur und betont zentrale Konzepte der bourdieuschen Praxistheorie, insbesondere Habitus, soziales Feld und Kapital.

3.4 Literaturanalyse: Transgenerationale Traumatisierung aufgrund sexualisierter Gewalt

Der folgende Abschnitt bezieht sich direkt auf die bereits publizierte Literaturanalyse im offen zugänglichen Fachartikel: Fleckinger, A., Gruber, D., Senoguz, P., Griese, K., Poggio, B. (2025). *Transgenerational traumatization and sexualized violence: A systematic review on an omnipresent, shadowed theme in social work theory and practice*, *The British Journal of Social Work*, doi: 10.1093/bjsw/bcaf061. Nachfolgend wird nicht der gesamte Fachartikel ins Deutsche übersetzt, sondern es werden vielmehr jene zentralen Elemente aufgegriffen, die für das weitere Verständnis wesentlich sind. Für eine strukturierte und vertiefende Zusammenschau der aktuellen Diskurse rund um das Thema transgenerationale Traumatisierung und Soziale Arbeit wird auf den oben zitierten Artikel verwiesen.

Das wissenschaftliche Interesse an den Dynamiken transgenerationaler Traumatisierung entwickelte sich allmählich im Zuge der Einführung der PTSD-Diagnose sowie der grundlegenden Arbeiten von Herman (2018) zur komplexen PTBS. Erste Erklärungsansätze stützten sich vor allem auf psychodynamische Beobachtungen zu den Auswirkungen des Holocaust auf die Kinder der Überlebenden. Seither wurden transgenerationale Traumawirkungen auch in unterschiedlichen kulturellen und gesellschaftlichen Kontexten sowie nach kollektiven Gewalterfahrungen dokumentiert, etwa im Zusammenhang mit Rassismus, Sexismus, Genozid und Krieg.

Dabei wird der Begriff transgenerationale Traumatisierung in der Literatur nicht universell gebraucht (Lev-Wiesel, 2006). Häufig findet sich auch der Begriff intergenerationale Traumatisierung, der mitunter synonym verwendet wird (Menzies, 2019). Gleichzeitig existieren Bemühungen, beide Begriffe voneinander abzugrenzen und als unterschiedliche Konzepte zu nutzen. Der Begriff der intergenerationalen Traumatisierung wird vorwiegend in Forschungen verwendet, die sich auf zwei Generationen konzentrieren, welche beide unmittelbar von traumatischen Erfahrungen betroffen sind, etwa im Kontext geschlechtsspezifischer Gewalt (Wadji, 2022; Greene, et al., 2020; Lev-Wiesel, 2006). Wie Mauri (2023) analysiert, existiert im Bereich der Sozialen Arbeit ein umfangreicher Forschungsstand zur intergenerationalen Weitergabe von Kindesmisshandlung. Demgegenüber bezeichnet der Begriff der transgenerationalen Traumatisierung die Weitergabe traumatischer Wirkungen über mehr als zwei Generationen hinweg, einschließlich jener, die die traumatische Erfahrung nicht selbst erlebt haben.

Diese mögliche Differenzierung der Begriffe wird jedoch nicht von allen geteilt. So führt Chernivsky (2023) eine andere Unterscheidung beider Konzepte ein, indem sie sich in ihren Analysen auf die Art und Weise der Übertragung konzentriert. Demnach erfolgt intergenerationale Weitergabe über aktive dialogische Prozesse zwischen den Generationen, während transgenerationale Weitergabe indirekte Formen der Weitergabe von Emotionen, Überzeugungen und Erfahrungen jenseits direkter Kommunikation umfasst. Močnik (2021) differenziert im Anschluss an Chernivsky (2023) zwei Formen der Weitergabe kollektiver Erinnerung: Die vertikale und die horizontale intergenerationale Transmission. Vertikale Transmission erfolgt über Austauschprozesse in Peergruppen Überlebender, in denen durch die Aushandlung kultureller Codes eine kollektive Opferidentität (de-)konstruiert wird. Močnik (2021) weist dabei kritisch auf die Ambivalenz zwischen den Ressourcen gemeinschaftlicher Zugehörigkeit und dem sozialen Druck hin, bestimmte Werte und Deutungen zu übernehmen. Horizontale Transmission bezieht sich auf die Weitergabe an nachfolgende Generationen – nicht nur an die eigenen Kinder – und erzeugt potenzielle Spannungsfelder, da Identitäten der Nachfolgenerationen zugleich als Ausdruck selbstermächtigter Artikulation und Heilung sowie als Übernahme einer vulnerabilitätsbasierten Opferidentität entstehen können.

Die Studie TRACES verwendet den Begriff der transgenerationalen Traumatisierung in Anlehnung an die Unterscheidung, dass die Dynamiken der Weitergabe mehrere Generationen einbeziehen und auch jene Generationen einschließen, die die traumatische Erfahrung nicht selbst gemacht haben. Die Art und Weise der Weitergabe, ob direkt oder indirekt, wird nachstehend in den Ergebnissen aufgezeigt, hat jedoch im Rahmen dieser Forschung keinen Einfluss auf die Verwendung des Begriffs transgenerationale Traumatisierung.

Mit Fokus auf die Langzeitfolgen und die Dynamiken transgenerationaler Traumatisierung, zeigen Fuchs et al. (2015) sowie Fuller-Thomson & Agbeyaka (2020) in ihren Forschungen zu Kindesmisshandlung und sexualisierter Gewalt, wie Kreisläufe der Gewalt entstehen können und sich Gewalt in Familiensystemen über Generationen hinweg reproduziert. So besteht ein erhöhtes Risiko für Kinder, die häusliche Gewalt miterleben, selbst sexualisierte Gewalt zu erfahren. Eine Studie von medica mondiale (2015) zu Überlebenden sexualisierter Kriegsgewalt zeigt, dass über die Hälfte der Befragten angibt, dass ihre Vergewaltigungserfahrung die Beziehung zu ihren Kindern beeinflusst; einige Kinder zeigten traumatische Stressreaktionen, ohne selbst ein Trauma erlebt zu haben.

Diese vor allem an lerntheoretischen Modellen orientierten Ansätze erfassen jedoch nur teilweise, in welchem Ausmaß traumatische Erfahrungen einer Generation in die nachfolgenden Generationen hineinwirken (Yehuda et al., 2018). In diesem Zusammenhang ist es notwendig, daran zu erinnern, dass sich die Forschung zu diesem Themengebiet noch in Entwicklung befindet, insbesondere im Hinblick auf interdisziplinäre Projekte, welche die Lesearten und Analysemöglichkeiten weiter differenzieren und somit einen umfassenden Blick auf dieses komplexe Phänomen eröffnen. Močnik (2021) kritisiert in diesem Zusammenhang, dass die aktuell vorwiegend psychotherapeutische Perspektive in der Forschung riskiert, langfristige Folgen auf individuelle Ebenen zu reduzieren, während die Langzeitfolgen sexualisierter Gewalt als gesellschaftlich und politisch strukturierte Gewaltformen verstanden werden müssen. Daher fordert sie einen Ansatz, der das soziale Umfeld einbezieht. Dies entspricht Chernivskys (2023) Hinweis, die transgenerationale Weitergabe nicht zu psychopathologisieren, sondern ihre Abhängigkeit vom sozialen und politischen Kontext anzuerkennen. Van Wert et al. (2019) betonen ebenfalls die Notwendigkeit eines transdisziplinären Ansatzes, der sowohl sozioökologische Faktoren *nurture* als auch biologische Elemente *nature* integriert. Sie zeigen, dass nicht nur der sozioökonomische Status der Eltern, sondern auch jener der Großeltern das Entwicklungsrisiko von Kindern beeinflusst und daher in der Analyse transgenerationaler Dynamiken berücksichtigt werden muss.

Ein zunehmend bedeutsames Forschungsfeld stellt die Epigenetik dar (Rosenwald, et al., 2023; Van Wert, 2019; Lev-Wiesel, 2006). Yehuda et al. (2018) diskutieren, inwieweit epigenetische Mechanismen an transgenerationalen Traumaprozessen beteiligt sind. Die Autor:innen argumentieren, dass epigenetische Veränderungen zu einer umfassenderen Erklärung beitragen, da Nachkommen emotionale und körperliche Symptome traumatischer Erfahrungen zeigen können, denen sie nicht direkt ausgesetzt waren. Zugleich wird betont, dass epigenetische Markierungen veränderbar sind und nicht mit einer dauerhaften Veränderung der DNA gleichzusetzen sind.

Während Traumatisierungen der ersten und zweiten Generation vergleichsweise gut erforscht sind, liegen aktuell nur wenige Erkenntnisse zu den Auswirkungen auf die dritte und vierte Generation vor. Aus soziologischer Perspektive handelt es sich hierbei um (kollektiv-)biographische Erfahrungen und um soziale Traumata. Khan & Denov (2022) sowie Rosenwald et al. (2023) heben die Bedeutung des soziokulturellen Kontextes sowohl als protektives und heilendes Element als auch als Faktor der Aufrechterhaltung transgenerationaler Traumatisierung hervor. In ihrer auf dem bioökologischen Modell basierenden Forschung mit Überlebenden genozidaler Vergewaltigungen in Ruanda zeigen Khan & Denov (2022), wie bedeutsam langfristige psychologische Unterstützung sowie politische und gemeinschaftliche Anerkennung sind, insbesondere im Hinblick auf die Entstigmatisierung der Überlebenden und ihrer in Folge der Gewalt geborenen Kinder.

Wie bereits in Kapitel 2 angesprochen, sind die Konzepte der historischen und kollektiven Traumata relevant, um die Langzeitfolgen über Generationen hinweg durch eine sozioökologische Perspektive zu erfassen. Menzies' Forschung (2019) analysiert vor diesem Hintergrund den Einfluss sozioökonomischer Faktoren wie Bildung, Beschäftigung, finanzielle Lebenslage und strukturelle Ungleichheiten auf die Gesundheit der Menschen sowie deren Möglichkeiten, traumatische Erfahrungen zu bewältigen. Eingebettet in eine breitere Diskussion um Gesundheit und Wohlbefinden, betont die Autorin die Notwendigkeit, *die Ursachen der Ursachen (the causes of the causes)* (Menzies, 2019, S. 1525) zu adressieren, verstanden als Verhaltensweisen und Lebensumstände, die zu negativen Gesundheitsfolgen führen. Ihre Forschung fokussiert auf die spezifische Situation der Aborigines und berücksichtigt zentrale soziale Determinanten: Kolonialisierung, Marginalisierung, intergenerationale Traumatisierung sowie das mangelnde

politische Bemühen, anhaltende Ungleichheiten abzubauen, was die gesundheitlichen Disparitäten zwischen indigener und nicht-indigener Bevölkerung weiter verstärkt. Rolnick & Sekaquaptewa (2022) verweisen auf die Bedeutung gemeinschaftlicher und umweltbezogener Stressoren sowie strukturellen Faktoren wie Armut und gesundheitliche soziale Determinanten (chronischer Stress), die ebenfalls ein Risiko für PTBS darstellen. Historisches Trauma liefert zudem eine Erklärung dafür, warum indigene Jugendliche besonders hohe Traumabelastungen aufweisen. Kollektive Traumata korrelieren häufig mit hohen Raten an Gewalt in der Gemeinschaft. Kindheitstrauma wird von den Autorinnen als soziales Problem verstanden, das auf mehreren Ebenen bearbeitet werden muss. Neue Modelle traumasensibler Versorgung, die in Zusammenarbeit mit indigenen Gemeinschaften entwickelt wurden, beinhalten holistische Ansätze, die kollektives und historisches Trauma sowie individuelle und gemeinschaftliche Heilungsprozesse in den Mittelpunkt stellen. Atallah (2017) hebt die Bedeutung hervor, Resilienz- und Heilungsprozesse nicht ausschließlich individualistisch zu verstehen, wie es eurozentrische Ansätze häufig tun, sondern diese im Rahmen kollektiver und gemeinschaftlicher Dynamiken zu analysieren. Rosenwald et al. (2023) definieren historisches Trauma anhand dreier Dimensionen: (a) intentionaler und gezielter Schaden gegenüber einer bestimmten Bevölkerungsgruppe, (b) kollektive Identität innerhalb dieser Gruppe sowie (c) traumatische Erfahrungen, die sowohl innerhalb der Lebensspanne als auch über Generationen hinweg auftreten. Sie beziehen auch die Situation von Frauen in patriarchalen Gesellschaften als eine von historischem Trauma betroffene Gruppe ein und formulieren:

*„Historical trauma is built on a habitat or bedrock which nurtures privilege for some and oppression for others“
(Rosenwald, et al., 2023: 624).*

Für die vorliegende Studie erwies sich diese konzeptuelle Erweiterung als besonders relevant, da sie die Analyse transgenerationaler Traumatisierung um eine historische und strukturelle Dimension ergänzt.

4. Forschungskontext

Dieses Kapitel stellt den sozialen, historischen und institutionellen Kontext vor, in dem die TRACES-Studie durchgeführt wurde. Die Kontextanalyse erfüllt dabei keine rein deskriptive Funktion, sondern bildet eine zentrale Grundlage für die Interpretation des empirischen Materials: Erfahrungen sexualisierter Gewalt und deren langfristige Folgen lassen sich nicht verstehen, ohne die sozialen Bedingungen zu berücksichtigen, die sie ermöglichen, normalisieren oder ihre Anerkennung erschweren. Der Fokus des Kapitels liegt insbesondere auf dem Vinschgau, der durch eine starke Kontinuität sozialer Strukturen, dichte gemeinschaftliche Bindungen und den langanhaltenden Einfluss der katholischen Kirche gekennzeichnet ist. Diese Faktoren machen die Region zu einem analytisch bedeutsamen Kontext, um zu untersuchen, wie sexualisierte Gewalt im Zeitverlauf mit Geschlechternormen, Machtverhältnissen und institutionellen Praktiken verwoben ist.

Auf der Grundlage der Analyse von Sekundärdaten sowie des Beitrags von Expert:innenaussagen arbeitet das Kapitel patriarchale Stereotype, Dynamiken des Schweigens und der Tabuisierung sowie institutionelle Reaktionsweisen heraus, die die Möglichkeiten von Frauen und Mädchen, zu sprechen, Schutz zu erfahren und Anerkennung zu erhalten, maßgeblich geprägt haben. Diese Kontextualisierung bildet die notwendige Grundlage zum Verständnis der Erzählungen der drei in Kapitel 6 analysierten Generationen.

4.1 Sexualisierte Gewalt in Italien und in Südtirol

Sexualisierte Gewalt stellt ein tiefgreifendes gesellschaftliches Problem dar, das weltweit in allen patriarchalen Staaten und somit auch in Europa sowie in Italien allgegenwärtig ist. Laut Eurostat (2025) ist jede dritte Frau in der EU einmal in ihrem Leben von körperlicher oder sexualisierter Gewalt betroffen. In Italien berichten 31,5 % der Frauen zwischen 16 und 70 Jahren von entsprechenden Erfahrungen (ISTAT, 2014). Die hauptsächlich männlichen Täter stammen überwiegend aus dem näheren sozialen Umfeld, vor allem (Ex-)Partner werden genannt. Geschlechtsspezifische Gewalt umfasst neben körperlicher und sexualisierter Gewalt auch psychische, ökonomische und strukturelle Gewaltformen sowie Stalking (Council of Europe, 2021). Auffällig ist die Persistenz: Viele Frauen berichten über wiederkehrende Gewalterfahrungen über Jahre hinweg. Trotz ausgebauter Unterstützungsangebote bleibt die Dunkelziffer hoch: nur 4,6 % der Betroffenen wenden sich an Gewaltschutzzentren (ISTAT, 2014). Die Folgen für die Betroffenen sind gravierend. Mehr als die Hälfte der Frauen, die Gewalt durch ihre Partner erlebten, berichteten von Einbußen ihres Selbstwertgefühls und Vertrauens; fast jede zweite von Panikattacken und Angststörungen. Ein Viertel litt unter Konzentrationsschwierigkeiten, jede fünfte unter körperlichen Schmerzen, 12 % entwickelten Suizidgedanken. Die ISTAT-Erhebung von 2014 dokumentiert zudem eine Zunahme von Verletzungen und eine gestiegene Angst um das eigene Leben im Vergleich zu 2006.

Innerpartnerschaftliche geschlechtsspezifische Gewalt zeigt besonders drastische Folgen: 42,6 % der betroffenen Frauen erlitten körperliche Verletzungen, 46,7 % hatten Todesangst. Außerhalb von Partnerschaften waren diese Werte deutlich geringer. Gewalt wirkt sich auch auf das soziale Leben aus: Fast ein Drittel der betroffenen Frauen gab an, in Beziehungen zurückhaltender geworden zu sein, andere meiden bestimmte Orte oder beschreiben sich als übervorsichtig (ISTAT, 2014). Eine besonders extreme Form patriarchaler Gewalt ist der Femizid. 2021 wurden in Italien 106 Frauen getötet, 92 % von bekannten Tätern (Sdao & Pisanu, 2022). 2023 wurden in Italien 96 Femizide dokumentiert, 61 davon wurden vom Partner oder Ex-Partner begangen (ISTAT, 2024, November). Diese konstant hohen Zahlen verdeutlichen die strukturelle Dimension geschlechtsspezifischer Gewalt und die unzureichende Wirksamkeit bisheriger Interventionsmaßnahmen (Sdao & Pisanu, 2022). In einem Bericht von Istat bezogen auf das Jahr 2024 zeigt sich deutlich: Während für 2024 in Italien insgesamt ein Rückgang um 2,1% der Tötungsdelikte registriert werden konnte, betrifft dieser Rückgang nahezu ausschließlich männliche Opfer, während die Zahl der getöteten Frauen unverändert blieb. Bei den getöteten Frauen sind in allen Fällen die Täter bekannt, in 92,2 % handelt es sich um Männer. Insofern kann festgehalten werden, dass es um männliche Gewalt gegen Frauen geht und die Versuche diese zu reduzieren, bislang nicht als wirksam beschrieben werden können (ISTAT, 2024).

4.2. Patriarchale Stereotype und die Legitimierung von Gewalt

Die Machtverhältnisse in Südtirol sind tief in patriarchalen Strukturen verwurzelt, die sich historisch, kulturell, religiös und sozioökonomisch manifestieren. In der Beobachtung der Umsetzung des androzentrischen Prinzips zeigt sich, dass Frauen über geringeres ökonomisches, kulturelles und soziales Kapital verfügen, was sich unter anderem in Erwerbsbiografien, Besitzverhältnissen, Teilhabe und Repräsentation niederschlägt. Sexualisierte Gewalt ist in diesem Kontext sowohl Ausdruck als auch Instrument patriarchaler Herrschaft. Neben direkter Gewalt tragen strukturelle und ökonomische Ungleichheiten wesentlich zur Stabilisierung dieser patriarchalen Machtverhältnisse bei. Frauen in Südtirol sind in Führungspositionen unterrepräsentiert, verdienen weniger und sind stärker von Teilzeitarbeit und prekären Beschäftigungen betroffen (ASTAT, 2023, Juli). Diese Abhängigkeit erschwert den Ausstieg aus Gewaltbeziehungen und unterminiert die weibliche Selbstbestimmung. Die Zahl der Strafanzeigen gegen Formen geschlechtsspezifischer Gewalt bleibt italienweit niedrig. Sdao & Pisanu (2022) dokumentieren, dass nur 27 % der durch Frauenhäuser begleiteten Frauen Anzeige erstatten. Laut ISTAT (2014) betrafen nur 12,6 % der Anzeigen gegen nicht-partnerschaftliche Täter körperliche Gewalt, 5,2 % sexualisierte Gewalt. In Partnerschaften wurde sexualisierte Gewalt mit 16 % häufiger angezeigt, was auf die besondere Schwere verweist, da diese Gewalt im engsten Umfeld stattfindet, die Frau der Gewalt regelmäßig ausgesetzt ist und sich in ihrem eigenen Zuhause nicht sicher fühlen kann. Die geringe Anzahl der Anzeigen kann mit Angst vor Dynamiken sekundärer Viktimisierung, mangelndem Vertrauen in Justiz und Polizei sowie gesellschaftlicher Tabuisierung zusammenhängen. Auch lineare Täter-Opfer-Narrative im Strafverfahren, die komplexe Ausstiegsszenarien nicht berücksichtigen, tragen zur Entmutigung bei und führen dazu, dass die Strafverfolgung selbst zur hohen Belastung für betroffene Frauen werden kann.

Die Reproduktion geschlechtsspezifischer Stereotype⁴ trägt wesentlich zur Aufrechterhaltung patriarchaler Machtverhältnisse bei. Studien zeigen, dass auch Frauen patriarchale Normen internalisieren. So halten Teile der Befragten körperliche Gewalt unter bestimmten Umständen für legitim oder schreiben Frauen Mitschuld an erlebter Gewalt aufgrund von Kleidung oder Verhalten zu (ISTAT, 2018). Historisch wie aktuell wirken die katholische Kirche, die staatliche Gesetzgebung und die kapitalistische Marktwirtschaft stabilisierend auf die patriarchale Ordnung, auch wenn sich die Form stetig wandelt. Kirchliche Dogmen und gesetzliche Vorgaben wie die Einschränkung des Zugangs zu Verhütungsmitteln oder die Möglichkeit zu Abtreibungen, verfestigten rigide Mutterrollen und eine binäre Geschlechter(un)ordnung, die Frauen auf Familie und kostenlose Fürsorgetätigkeiten reduzieren, was wiederum zentral ist, damit kapitalistische Marktwirtschaft überhaupt möglich ist (Federici, 2015). Sexualisierte Gewalt ist in diesem Kontext zugleich Ausdruck und Instrument patriarchaler Herrschaft, weil diese dadurch legitimiert und folglich *normalisiert* wird.

Bourdieu's Konzept der symbolischen Gewalt ist für die Analyse sozialer Ungleichheit entlang der Geschlechterlinie besonders aufschlussreich. Symbolische Gewalt wirkt verdeckt in alltäglichen Praktiken, in Sprache und Wahrnehmungsweisen und entfaltet ihre Wirksamkeit gerade dadurch, dass sie als *naturhaft* oder *naturgegeben* erscheint. In Südtirol zeigt sich dies im tradierten Modell der Kleinfamilie samt der geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung in als weiblich markierte und folglich abgewertete, unbezahlte Reproduktionstätigkeiten (Care-Arbeit) sowie als männlich markierte und entsprechend aufgewertete, bezahlte Produktionstätigkeiten, die als *echte* Arbeit gelten und in die Marktwirtschaft eingebettet sind. Auch innerhalb des Arbeitsmarktes spiegelt sich diese Spaltung wider: Als weiblich konnotierte Berufe werden deutlich geringer entlohnt als Berufe, die als klassisch männlich gelten. Am Beispiel des Lehrer:innenberufs lässt sich für Südtirol zeigen, wie zuvor als männlich verstandene Tätigkeiten an Status verlieren und die Entlohnung sinkt, wenn zunehmend Frauen diese Arbeit ausüben.

⁴ Folgende Stereotype tragen u.a. zur Legitimierung von sexualisierter Gewalt bei: Die (Mit)verantwortung der Frau für erlebte sexualisierte Gewalt, patriarchale Rollenbilder, wie die ökonomische Verantwortlichkeit des Mannes innerhalb der Familie oder dass der Mann als Entscheidungsträger in der Familie gilt sowie die Verantwortlichkeit der Frau für Care-Arbeit und Haushalt (ISTAT, Stereotipi, 2018; 2023).

Darüber hinaus fungiert Sprache als Machtinstrument: Die gesellschaftlich produzierte *Sprachlosigkeit* von Frauen führt zur Marginalisierung ihrer Erfahrungen. Spivaks Konzept der *Subalternen* (Spivak, 2008) verweist darauf, dass Frauen in hegemonialen Diskursen keine Stimme besitzen, sichtbar etwa in der geringen historischen Quellenlage zum Frauenleben im Vinschgau. Feministische Forschung und Aktionsforschung versuchen, diesen Stimmen Raum zu geben und weibliche Subjektivitäten sichtbar zu machen.

Regionale Unterschiede zu den Stereotypen aus der italienweiten Studie von ISTAT (2018) verdeutlichen die Vielschichtigkeit der Legitimierung von sexualisierter Gewalt: In Südtirol hielten 8,3 % der befragten Frauen eine Ohrfeige durch den Partner für akzeptabel – mehr als doppelt so viele wie die Männer. National zeigen sich umgekehrte Tendenzen. Insgesamt stimmten 54,6 % der Befragten mindestens einem stereotype-basierten Schuld-narrativ⁵ zu (ISTAT, 2018). Diese *Normalisierung* von Gewalt verdeutlicht, dass patriarchale Ideologien tief gesellschaftlich verankert sind. Sie prägen auch transgenerationale Traumadynamiken insofern, dass die *Normalisierung* von Gewalt ein genaues Hinsehen und ein tieferes Verstehen nahezu verunmöglicht. Dadurch legt sich gleichsam ein Schleier über die transgenerationalen Traumadynamiken, der sie dem bewussten Zugriff und damit ihrer Bearbeitbarkeit und Veränderbarkeit entzieht.

In Südtirol findet die Mehrheit sexualisierter Gewalt im familiären Nahraum statt. Laut ASTAT (2023, September) waren in 90 % der Fälle Partner, Ex-Partner oder nahe Verwandte die Täter. Psychische Gewalt ist am häufigsten, gefolgt von körperlicher, ökonomischer und sexualisierter Gewalt. Nur ein Bruchteil der Betroffenen wendet sich an Hilfsangebote – 2014 suchten lediglich 7 % der Frauen einen Frauenhausdienst auf. Dabei kann festgehalten werden, dass die Zahlen der Frauen, die sich an die Frauenhausdienste wenden, steigen: 2024 wandten sich 9,5 % mehr als 2023 und 38,7 % mehr als noch 2022 an die Fachdienste (ASTAT, 2025). Obwohl Südtirol, für Italien vergleichsweise früh Frauenhäuser gesetzlich mit dem Landesgesetz von 1989, aktualisiert im Jahr 2021, verankerte, bestehen Defizite in der Umsetzung der Bekämpfung von geschlechtsspezifischer Gewalt. Aus diesem Grund inkludiert das Landesgesetz vom Dezember 2021, Nr. 13 auch Maßnahmen zur Prävention und hebt explizit die zentrale Rolle der Frauenhausdienste hervor (Autonome Provinz Bozen, 2021a).

Sexualisierte Gewalt in Partnerschaften wird in Südtirol häufiger angezeigt als im italienweiten Durchschnitt, bleibt jedoch weiterhin tabuisiert. Auch aktuelle Polizeidaten weisen auf eine konstant hohe Zahl von Anzeigen hin (Mancini, 2024). Der Ausstieg aus Gewaltbeziehungen ist ein langwieriger Prozess, der durch ökonomische Abhängigkeiten, Sorgeverpflichtungen und sozialen Druck erschwert wird. Rund ein Viertel der Frauen in Schutzeinrichtungen kehrt zu den Tätern zurück (ASTAT, 2025). Dies ist ein Hinweis auf die komplexe Dynamik von Gewaltspiralen, der zugleich verdeutlicht, dass ein Ausstieg aus einer Gewaltbeziehung in der Regel als zirkulärer Prozess und nicht als lineares Ereignis verstanden werden muss.

Auch in der Familienarbeit zeigt sich die Diskrepanz zwischen der normativen Gleichstellung der Geschlechter und der gelebten Praxis. Trotz breiter öffentlicher Zustimmung zu einer gleichberechtigten Aufteilung der Sorgearbeit, bleibt diese in der Realität überwiegend weiblich konnotiert und von Frauen getragen. Die Familiendaten des ASTAT (2022) verdeutlichen, dass insbesondere Mütter strukturell überlastet sind. Das gesellschaftlich tief verankerte Ideal der *ohnmächtigen - vollverantwortlichen Mutter* (O'Reilly, 2016) stabilisiert dabei traditionelle Geschlechterrollen und reproduziert normative Erwartungen an weibliche kostenlose Fürsorgetätigkeit und Selbstaufopferung. Auffällig ist zudem, dass die Diskurse in Südtirol um die vermeintliche Vereinbarkeit von Familie und Beruf eine Illusion nähren: Sie suggerieren, Vereinbarkeit sei durch individuelle Selbstoptimierung erreichbar, etwa durch eine gerechtere Aufteilung der Haus- und Erziehungsarbeit zwischen den Eltern oder durch eine Ausweitung institutioneller Betreuungsangebote wie Kitaplätzen. Diese Debatten verkennen jedoch, dass die kapitalistische Marktwirtschaft strukturell unvereinbar mit den Bedürfnissen von Familien ist (Tazi-Preve, 2017).

⁵ Beispiele von Schuld-narrativen sind folgende: Dass die Frau oder das Mädchen, etwa durch die Art, sich zu kleiden, sexualisierte Gewalt provoziert; dass sie nicht klar nein zu sexuellen Handlungen sagt; oder dass sie unter Einnahme von Genussmitteln nicht in der Lage wäre, eine klare Zustimmung oder Ablehnung zu einer sexuellen Handlung zu geben (Antonucci, 2024).

Die gängigen gesellschaftspolitischen Diskurse präsentieren somit eine illusionäre Option, die das Modell der bürgerlichen Kleinfamilie stabilisiert und bestehende ökonomische Machtverhältnisse unangetastet lässt. Dadurch wird von der systemischen Überlastung abgelenkt, die das Kleinfamilienmodell notwendigerweise produziert. Ebenso bleibt unsichtbar, dass das gegenwärtige Wirtschaftssystem auf der unsichtbaren und nicht entlohnten Care-Arbeit von Frauen beruht. Politische Maßnahmen wie der Ausbau von Kinderbetreuungsplätzen wirken in diesem Zusammenhang oft wie kosmetische Eingriffe, die an der Oberfläche ansetzen, ohne die zugrunde liegenden patriarchalen Machtstrukturen grundlegend in Frage zu stellen.

Wie die Beispiele oben zeigen, sind die patriarchalen Machtverhältnisse in Südtirol vielschichtig strukturell sedimentiert und kulturell naturalisiert. Sie prägen institutionelle Rahmenbedingungen, gesellschaftliche Normen, ökonomische Asymmetrien und alltägliche Praktiken. Sexualisierte Gewalt, ungleiche Verteilung von Sorgearbeit sowie ökonomische und symbolische Marginalisierung weiblicher Subjektivität sind zentrale Ausdrucksformen. Eine wirksame Bekämpfung geschlechtsspezifischer Gewalt erfordert daher mehr als rechtliche und institutionelle Maßnahmen. Notwendig ist eine tiefgreifende kulturelle Transformation, die patriarchale Machtstrukturen kritisch reflektiert, alternative Modelle sichtbar macht und Geschlechtergleichwertigkeit in allen Lebensbereichen konsequent umsetzt.

4.3. Die Stakeholder:innen im Vinschgau: Fachkräfte, Institutionen und Vereine

Im Sinne der partizipativen Aktionsforschung wurden die Stakeholder:innen im Vinschgau in verschiedenen Phasen des Forschungsprozesses einbezogen. Über einen Zeitraum von drei Jahren fanden insgesamt drei Fokusgruppen sowie eine kostenlose Fortbildung zum Thema sexualisierte Gewalt statt. Der Kontakt zu den Stakeholdern war aus mehreren Gründen zentral: Er ermöglichte einerseits ein vertieftes Verständnis des aktuellen Kontextes sowie der Rolle von Fachkräften, Gemeindepolitik und Vereinen; andererseits leisteten die Stakeholder:innen einen wesentlichen Beitrag zur Unterstützung der Forschung, indem sie das Projekt bekannt machten und damit entscheidend dazu beitrugen, den Kontakt zu Teilnehmerinnen aufzubauen. Zudem brachten sie wertvolles praxisbezogenes Wissen ein, das wiederum eine wichtige Grundlage dafür bildete, in Kapitel 8 konkret auf die Frage einzugehen, wie gesellschaftlicher Wandel gefördert werden kann.

In den folgenden Abschnitten werden die Stakeholder:innen in Schlüsselakteur:innen und Multiplikator:innen unterteilt. Als Schlüsselakteur:innen gelten jene Fachstellen, die sich explizit mit sexualisierter Gewalt und/oder transgenerationaler Traumatisierung befassen. Multiplikator:innen hingegen sind Stakeholder:innen, die im Vinschgau eine zentrale Rolle spielen und regelmäßig mit Betroffenen in Kontakt kommen, ohne jedoch spezifische Unterstützungsangebote bereitzustellen. Dies schmälert keineswegs ihre Bedeutung, sondern unterstreicht ihre zentrale Rolle in der Förderung von Entwicklungsprozessen.

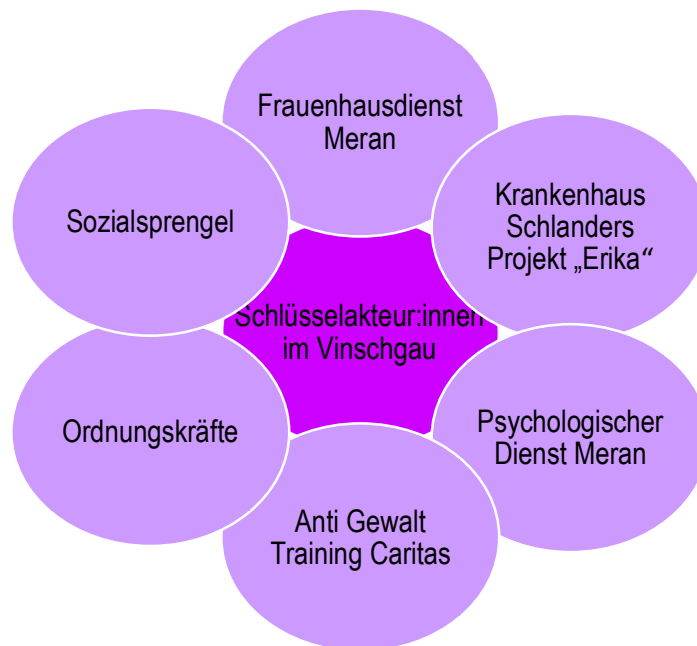
4.3.1. Schlüsselakteur:innen im Vinschgau

Schlüsselakteur:innen arbeiten unmittelbar mit von sexualisierter Gewalt betroffenen Frauen und ihren Kindern. Dazu zählen Fachkräfte, die spezifisch für diese gezielten Unterstützungsangebote ausgebildet sind. Eine zentrale Rolle spielt dabei der Frauenhausdienst Meran, Mitglied von D.i.Re, der seit 1993 Beratungsarbeit leistet und seit 1997 ein Frauenhaus führt. Er bietet rechtliche Beratung, geschützte Wohnmöglichkeiten, einen 24-Stunden-Notrufdienst für von geschlechtsspezifischer Gewalt betroffene Frauen sowie Öffentlichkeitsarbeit und Bildungsangebote für Fachkräfte an (GEA, 2025). Als Teil des Netzwerks der Frauenhausdienste Südtirol übernimmt der Frauenhausdienst Meran zudem Zuständigkeiten im Bereich der Bekämpfung und Prävention geschlechtsspezifischer Gewalt (Autonome Provinz Bozen - Südtirol, 2021a).

Von besonderer Relevanz ist das, auch im Krankenhaus Schlanders, angesiedelte Projekt „Erika“ (Autonome Provinz Bozen – Südtirol, 2021b), das auf einem Vereinbarungsprotokoll zwischen dem Südtiroler Gesundheitsbetrieb, der Landesabteilung Soziales, der Staatspolizei, dem lokalen Kommando der Carabinieri und den Beratungsstellen für Frauen in Gewaltsituationen basiert. Es ermöglicht betroffenen Frauen in den Notaufnahmen der Südtiroler Krankenhäuser eine geschützte und prioritäre Aufnahme. Bei Nennung des Codenamens „Erika“ in einer Notaufnahme kann auf Wunsch der Frau ein Netzwerk aus Unterstützungs- und Begleitdiensten für Gewaltopfer aktiviert werden. Medizinisches Personal sowie Ordnungskräfte erhalten Schulungen zu geschlechtsspezifischer Gewalt und traumasensiblen Umgang (Autonome Provinz Bozen – Südtirol, 2021a). Die Daten zeigen, dass das Projekt Erika zunehmend in Anspruch genommen wird: 2024 nutzten 61 Frauen dieses Angebot, 24 mehr als 2023 und 35 mehr als 2022 (Astat, 2025).

Die Ordnungskräfte (Carabinieri, Ortspolizei, Grenzpolizei) sind essenziell beim Schutz von Frauen: Sie nehmen Strafanzeigen auf, ermitteln, greifen in akuten Situationen ein und überwachen die Einhaltung von Schutzmaßnahmen. In den Sozialsprengeln arbeiten professionell geschulte Fachkräfte zum Thema sexualisierte Gewalt, insbesondere bei Minderjährigen und auch bei der sogenannten miterlebten Gewalt (wenn Kinder Zeugen von Gewalt gegen ihre Mütter werden). Die Familienberatungsstelle Fabe mit Fachkräften für Beratung und Psychotherapie begleitet Familien, Kinder und Paare, unter anderem mit Spezialisierung auf Trauma und Gewalt (Familienberatung Fabe, 2025).

Der psychologische Dienst Meran bietet Hilfe bei Lebenskrisen, Familientherapie und Psychotherapie und arbeitet eng mit dem Frauenhausdienst zusammen. Einige Psychologinnen des psychologischen Dienstes in Meran sind spezialisiert auf sexualisierte Gewalt, Trauma und/oder transgenerationale Traumatisierung (Südtiroler Sanitätsbetrieb, 2023a). Obwohl es im Vinschgau selbst kein spezielles Täterprogramm gibt, ist das Anti-Gewalt-Training (AGT) für Männer der Caritas relevant, da es das einzige Angebot dieser Art in Südtirol ist. Seit 2011 richtet es sich an Männer, die Gewalt ausgeübt haben oder präventiv daran arbeiten möchten, ihr Verhalten zu verändern. Ziel ist die Übernahme von Verantwortung und der Schutz von Frauen und Kindern. Das Programm arbeitet nach den Leitlinien von Relive (Relazioni libere dalle violenze) und bindet auch (Ex-)Partnerinnen ein. Täterarbeit ist damit ein zentraler Ansatz zur langfristigen Gewaltprävention (Caritas Diözese Bozen-Brixen (2025a).



4.3.2. Multiplikator:innen im Vinschgau

Multiplikator:innen sind Fachkräfte, die nicht explizit mit Gewaltbetroffenen arbeiten, jedoch in ihrem Berufsalltag regelmäßig direkt oder indirekt mit sexualisierter Gewalt in Berührung kommen. Ihre Bedeutung liegt sowohl in der frühen Informationsweitergabe und Vertrauensbildung als auch in ihrer Rolle für gesellschaftliche Sensibilisierung und Transformation. Zu dieser Gruppe zählen unter anderem Einrichtungen für Senior:innen, psychosoziale und psychotherapeutische Dienste, Gemeindepolitiker:innen, insbesondere die Sozialreferent:innen, die Sozialsprengel, Gesundheitsdienste sowie lokale Vereine und Netzwerke. Angesichts der hohen Prävalenz sexualisierter Gewalt ist davon auszugehen, dass alle Dienste, Vereine und Netzwerke im Laufe ihrer Tätigkeit mit betroffenen Frauen in Kontakt kommen. Gleichzeitig tragen sie als gesellschaftliche Akteur:innen maßgeblich dazu bei, entweder das kollektive Schweigen über Gewalt aufrechtzuerhalten oder es zu überwinden. Ihre Haltung, ihr Wissen und ihr Handlungsspielraum sind daher entscheidende Faktoren für einen gelingenden Gewaltschutz und für nachhaltigen sozialen Wandel. Die folgende Grafik zeigt die für die Forschung relevanten Multiplikator:innen im Vinschgau:



Im Vinschgau stehen verschiedene psychologische und psychiatrische Angebote zur Verfügung. Sie sind wichtige Schnittstellen für Frauen, die unter den Folgen sexualisierter Gewalt leiden. Neben dem psychologischen Dienst bietet das Zentrum für Psychische Gesundheit Schlanders (ZPG) ambulante und stationäre psychiatrische Versorgung an (Südtiroler Sanitätsbetrieb, Psychiatrischer Dienst, 2023b). Psychische Erkrankungen können als (transgenerationale) Folge von Traumata aufgrund von sexualisierter Gewalt auftreten. Der psychosoziale Beratungsdienst der Caritas in

Schlanders unterstützt bei Suchterkrankungen, die auch als Langzeitfolgen sexualisierter Gewalt auftreten können Caritas Diözese Bozen-Brixen (2025b). Zusätzlich gibt es auch private psychotherapeutische Angebote im Vinschgau. Auch Einrichtungen für Seniorer:innen stellen eine zentrale Gruppe von Multiplikator:innen im Kontext der Prävention und Sensibilisierung gegenüber sexualisierter und geschlechtsspezifischer Gewalt dar. Viele ältere Frauen haben im Laufe ihres Lebens unterschiedliche Formen von Gewalt erfahren und tragen deren Folgen bis ins Alter hinein. Pflege, Alltagsbegleitung und körpernahe Tätigkeiten erfordern daher eine traumasensible Haltung seitens der Fachkräfte. Nur durch ein solches Bewusstsein können Bedürfnisse, emotionale Reaktionen und Verhaltensweisen der begleiteten Personen angemessen verstanden und entsprechend respektvoll beantwortet werden. Gerade in der Pflegearbeit zeigt sich die besondere Herausforderung, dass Fachkräfte nicht nur über eine traumasensible Grundhaltung verfügen müssen, sondern auch in der Lage sein sollten, komplexe biografische und psychosoziale Lebenssituationen zu erkennen und zu deuten. Dieses Verstehen bildet die Grundlage dafür, Betroffene gegebenenfalls an spezialisierte Fachdienste weiterzuleiten und dadurch Teil eines interdisziplinären Unterstützungsnetzwerks zu werden. Ein solches Netzwerk ist entscheidend, um Kontinuität, Sicherheit und Stabilität in der Betreuung von Gewaltüberlebenden zu gewährleisten.

Im Vinschgau gibt es Senior:innenwohnheime in mehreren Gemeinden, die sowohl soziale als auch medizinische Betreuung bieten. Ergänzend dazu bestehen Angebote wie Haus- und Tagespflege sowie begleitetes und betreutes Wohnen, die Beratung, Unterstützung und soziale Integration fördern. Fachkräfte in diesen Einrichtungen kommen regelmäßig in engen Kontakt mit Personen, die von Gewalt betroffen sind oder waren (Autonome Provinz Bozen-Südtirol, 2025c). Damit tragen sie eine zentrale Verantwortung in der Erkennung, Begleitung und Weitervermittlung von Gewaltbetroffenen und sind zugleich Schlüsselakteur:innen für die Verankerung einer traumasensiblen Praxis im Umgang mit älteren Menschen. Das Netzwerk Gewaltprävention, initiiert durch Forum Prävention und AKM (Arbeitskreis Buben- und Männerarbeit), sensibilisiert, schult Fachkräfte und entwickelt Strategien zur Gewaltprävention (Forum Prävention, 2025). Das Netzwerk Frühe Hilfen ist in den öffentlichen Dienst eingebettet. Aufgrund ihres niederschweligen Charakters begegnen sie häufig komplexen Familiensituationen, auch im Kontext transgenerationaler Gewaltfolgen (Autonome Provinz Bozen-Südtirol, 2025a). Als Multiplikator:innen zählen auch lokale Vereine. Ein dichtes Netz an Vereinen und Netzwerken prägt die soziale Infrastruktur in Südtirol und im Vinschgau. Da die Vereinstätigkeit in Südtirol stark verwurzelt ist, wird diese in der Forschung TRACES im Hinblick auf Machtstrukturen im Sinne der *situated intersectionality* als kontextgebunden, historisch gewachsen und unter dem Blickwinkel der Transformation betrachtet. Mitarbeiterinnen und Vertreterinnen von Family Support, Bäuerinnenorganisation, KVW, Katholischer Familienverband, Vinzenzgemeinschaft und Caritas nahmen auch an den Stakeholder:innentreffen im Vinschgau teil.

Die Analyse der beteiligten Akteur:innen verdeutlicht, wie dicht das Netz an Strukturen und Organisationen im Vinschgau ist. Die Vielzahl an Verbänden und Vereinen bindet nahezu alle gesellschaftlichen Gruppen ein und unterstreicht die zentrale Bedeutung lokaler Netzwerke. Gerade mit Blick auf die durch die Studie angestrebte gesellschaftliche Transformation liegt hierin ein besonderes Potenzial. Dieses Ziel ist im Einklang mit dem Gleichstellungsaktionsplan der Landesregierung, der die Gleichstellung von Frauen und Männern in allen Lebensbereichen vorsieht (Autonome Provinz Bozen-Südtirol, 2025b). Der Plan bezieht sich auf acht Handlungsfelder: Arbeit, Beschäftigung und Wirtschaft; Sicherheit und Schutz vor Gewalt; Bildung; Gesundheit; politische Gleichstellung und Partizipation von Frauen in allen Bereichen; soziale Sicherheit; Initiativen gegen Rollenstereotype sowie die Gleichstellung der Geschlechter in den Medien. Während einige Akteure patriarchale Strukturen und Tabus reproduzieren, tragen andere aktiv zu deren Auflösung bei. Damit entsteht ein komplexes Geflecht, das sowohl Herausforderungen als auch Chancen für die Prävention und Bearbeitung von Gewalt im Vinschgau bietet.

4.4. Zusammenschau: Sexualisierte Gewalt im Zusammenspiel von gesellschaftlichen Strukturen, transgenerationalen Dynamiken und regionalen Akteur:innen

Das vorliegende Kapitel hat gezeigt, dass sexualisierte Gewalt im Vinschgau, ebenso wie in Südtirol und Italien, in ein komplexes Gefüge patriarchaler Machtverhältnisse eingebettet ist, die historisch, kulturell, religiös und sozioökonomisch gefestigt sind. Diese Strukturen prägen nicht nur individuelle Lebenswege, sondern auch institutionelle Praktiken, gesellschaftliche Diskurse sowie die Verteilung von Ressourcen und Chancen. Die Analyse bestätigt, dass sexualisierte Gewalt nicht als isoliertes Phänomen betrachtet werden kann, sondern als Ausdruck und Instrument eines Systems, das auf Geschlechterungleichheit entlang des androzentrischen Prinzips beruht und diese fortwährend reproduziert.

Ausgehend von den Ansätzen der *situated intersectionality* und der Praxistheorie Bourdieus (Fröhlich & Rehbein, 2014), die die gesamte Forschung leiten, wurde in diesem Abschnitt der Fokus auf den Kontext gelegt, der für die weitere Analyse von zentraler Bedeutung ist. Sexualisierte Gewalt, transgenerationale Traumatisierungen und das Kontinuum der Gewalt an Frauen können nur dann adäquat verstanden werden, wenn sowohl historische Kontinuitäten als auch räumlich spezifische Dynamiken und strukturelle Rahmenbedingungen berücksichtigt werden.

Ein zentrales Ergebnis dieses Kapitels ist, dass patriarchale Stereotype sowie ökonomische und symbolische Ungleichheiten sexualisierte Gewalt begünstigen, ihr Fortbestehen sichern und ihre Bearbeitung erschweren. Der familiäre Nahraum erscheint als zentraler Ort der Gewalt, was durch Daten zu Partnerschaftsgewalt, Femiziden und retraumatisierenden Dynamiken unterstrichen wird. Die hohe Dunkelziffer, geringe Anzeigequoten, gesellschaftliche Tabuisierung und institutionelle Barrieren tragen dazu bei, dass Gewalt weiterhin weitgehend im Verborgenen bleibt. Gleichzeitig verhindern internalisierte Stereotype häufig ein Erkennen, Benennen und Überwinden von Gewaltspiralen. Die Normalisierung von Gewalt wirkt wie ein Schleier, der auch die transgenerationale Weitergabe traumatischer Erfahrungen verdeckt und deren Bearbeitung erschwert.

Die Einbindung der Stakeholder:innen, sowohl der Schlüsselakteur:innen als auch der Multiplikator:innen, verdeutlicht, dass gesellschaftlicher Wandel nur in einem breiten, vernetzten Handlungsfeld möglich ist. Fachkräfte in Unterstützungsangeboten, psychosoziale Dienste, Pflegeeinrichtungen, Gemeindepolitik, Vereine und Netzwerke verfügen über bedeutende Hebel, um Gewalt sichtbar zu machen, anzusprechen und Betroffene zu unterstützen. Zugleich können sie bewusst oder unbewusst an der Reproduktion von Schweigen, Stigmatisierung und sekundärer Viktimisierung beteiligt sein. Die im Projekt TRACES gewählte Methodologie der feministisch-partizipativen Aktionsforschung schafft hier einen produktiven Dialog zwischen wissenschaftlicher Analyse und praktischer Expertise, der Perspektiven für eine transformative Praxis eröffnet.

5. Methodologie und Methoden

Dieses Kapitel beschreibt die Methodologie sowie die eingesetzten Forschungsmethoden. Die methodologischen Entscheidungen werden dabei nicht als neutrale Prozesse verstanden, sondern als integraler Bestandteil des feministischen und partizipativen Ansatzes, der die gesamte Forschung leitet. In einer Studie, die sich mit sexualisierter Gewalt und deren langfristigen Folgen befasst, ist die Frage, *wie* geforscht wird, eng damit verbunden, *was* sichtbar gemacht werden kann und *wie* sich die Forschung zu den beteiligten Personen in Beziehung setzt.

TRACES verfolgt einen feministischen, partizipativen Aktionsforschungsansatz, der auch darauf abzielt, Wissen im Dialog mit den Teilnehmerinnen sowie mit Akteur:innen im lokalen Kontext zu produzieren. Dieser Ansatz ermöglicht es, individualisierende Deutungen von Gewalt und Trauma zu vermeiden und stattdessen deren soziale, relationale, temporale und institutionelle Dimensionen anzuerkennen.

5.1 FPAR – feministisch partizipative Aktionsforschung

Vor dem Hintergrund der ethischen Überlegungen wurde die feministische partizipative Aktionsforschung (FPAR) als zentrales methodologisches Paradigma gewählt (Kirby et al, 2010). FPAR geht von der Prämisse aus, dass Wissen nicht einseitig durch Forschende *über* andere produziert wird, sondern in einem kooperativen Prozess zwischen Wissenschaft und Praxis, zwischen Forschenden und Betroffenen entsteht. In TRACES bedeutet dies, dass Frauen, die selbst sexualisierte Gewalt erlebt haben, oder deren Mütter bzw. Großmütter betroffen waren, nicht nur als Interviewpartnerinnen auftreten, sondern in verschiedenen Phasen der Forschung aktiv mitwirken, etwa bei der Validierung von Analyseergebnissen oder der Konzeption der Wanderausstellung. FPAR ist dabei mehr als ein methodisches Verfahren: Es ist eine forschungsethische Haltung, die darauf abzielt, Machtasymmetrien im Forschungsprozess zu hinterfragen und zu transformieren. Die feministische Standpunkttheorie, auf die FPAR aufbaut, positioniert die Erfahrungen von Frauen als epistemisch privilegierten Ausgangspunkt der Wissensproduktion. Zugleich wird eine intersektionale Perspektive nach Crenshaw (1989) eingenommen, die Mehrfachdiskriminierungen und die Verwobenheit von Geschlecht mit anderen sozialen Kategorien wie Klasse, Ethnizität oder Generation berücksichtigt.

FPAR ermöglicht es, den komplexen empirischen Anforderungen des Forschungsgegenstands gerecht zu werden, indem es kritisch-feministisch, partizipativ, reflexiv und praxisorientiert vorgeht. Gleichzeitig adressiert es die besonderen ethischen Implikationen der Forschung mit vulnerablen Zielgruppen, indem partizipative Strukturen, Empowerment und eine kritische Reflexion von Machtverhältnissen verankert werden. Die enge Verzahnung von ethischen, epistemischen und methodologischen Prinzipien bildet den Kern des forschungspraktischen Vorgehens und prägt alle Phasen der Untersuchung: von der Konzeptualisierung über die Datenerhebung bis hin zur Datenanalyse und der Dissemination der Ergebnisse.

5.2 Ethik

Ethische Überlegungen bilden einen zentralen Pfeiler jeder Forschung, insbesondere dann, wenn sich das Forschungsthema mit hochsensiblen Thematiken wie sexualisierter Gewalt und deren langfristigen, transgenerationalen Auswirkungen befasst. Die ethischen Grundsätze, denen sich das Forschungsprojekt TRACES verpflichtet, spiegeln sich im positiven Votum der Ethikkommission der Universität Trient (Protokoll Nr. 2023-044) wider. Darüber hinaus orientiert sich TRACES an den in den Artikeln 4, 11 und 12 der Istanbul-Konvention von 2011 verankerten Prinzipien, die in Italien durch das Gesetz Nr. 77/2013 ratifiziert wurden (Council of Europe, 2021).

Bereits vor Beginn der Forschung war es erforderlich, zentrale Fragen im Hinblick auf die Gewährleistung einer ethisch verantwortbaren Forschung systematisch zu reflektieren. Wichtige Bezugspunkte bildeten dabei die ethischen Diskussionen von Banks und Brydon-Miller (2019) sowie Goodwin und Tiderington (2022), die sich mit ethischer und partizipativer Forschung auseinandersetzen, ebenso wie die Ausführungen von Kühne (2019) und besonders von

Helfferich et al. (2016), die einen Leitfaden für die Forschung mit Überlebenden sexualisierter Gewalt entwickelt haben. Ausgangspunkt aller methodologischen Entscheidungen ist die Überzeugung, dass wissenschaftliche Integrität und ethisches Handeln untrennbar miteinander verbunden sind. Die forschungsethische Orientierung von TRACES folgt daher den vier grundlegenden Prinzipien nach Beauchamp und Childress (2019):

- Achtung der Selbstbestimmung,
- Nichtschaden,
- Fürsorge,
- Gerechtigkeit.

Diese Prinzipien werden nicht als abstrakte Leitlinien verstanden, sondern konkret auf die Forschungspraxis übertragen. So erfordert die Achtung der Selbstbestimmung, dass alle Teilnehmenden freiwillig, informiert und autonom über ihre Beteiligung entscheiden können – ohne subtile oder offene Drucksituationen. Das Prinzip des Nichtschadens ist in der Pflicht verankert, Retraumatisierungen oder andere psychische Belastungen nach Möglichkeit zu vermeiden. Fürsorge schließt ein, dass der Forschungsprozess nicht nur keinen Schaden anrichtet, sondern idealerweise zum Wohlbefinden und zur Stärkung der Teilnehmenden und der Forschenden beiträgt. Gerechtigkeit schließlich verlangt eine faire Verteilung von Chancen und Belastungen sowie die Berücksichtigung struktureller Benachteiligungen. Feministische Forschungsethik erweitert diese Grundlagen um die Dimension epistemischer Gerechtigkeit, die insbesondere auf die Anerkennung und Sichtbarmachung von Wissen zielt, das in hegemonialen Wissensordnungen marginalisiert oder verzerrt wird (Kirby et al., 2010). Dieser erweiterte Ansatz ist wesentlich für ein Forschungsfeld, das von geschlechtsspezifischen Machtasymmetrien geprägt ist.

Da sich TRACES spezifisch mit interpersonaler Gewalt auseinandersetzt, bei der Neutralität nicht möglich ist (Fleckinger, 2019), nehmen die Forschenden eine parteiliche Haltung der Solidarität mit den betroffenen Frauen ein – eine Haltung, deren Notwendigkeit auch von Helfferich, et al. (2016) und von medica mondiale (2015) hervorgehoben wird. Dieses Engagement, an der Seite von Menschen zu stehen, die sexualisierte Gewalt und/oder transgenerationale Traumatisierung erfahren haben, spiegelt sich in der Entscheidung für einen feministischen, partizipativen Forschungsansatz wider, der zugleich methodisch wie ethisch begründet ist.

5.2.1. Stress- und Traumasensibler Ansatz (STA®)

Ergänzend dazu ist der STA - stress- und traumasensible Ansatz® von *medica mondiale* integraler Bestandteil der Methodologie. Er wurde eingeführt, um den besonderen psychischen und sozialen Belastungen Rechnung zu tragen, die mit der Thematisierung sexualisierter Gewalt einhergehen. Der STA - stress- und traumasensible Ansatz® beruht auf vier Grundprinzipien:

- Sicherheit,
- Stärkung,
- Solidarität und Verbindung
- Selbst- und Mitarbeiter:innenfürsorge.

Sicherheit wird hergestellt durch verlässliche, vorhersehbare Strukturen, sichere Räume und die Möglichkeit, Kontroll- und Entscheidungsspielräume aktiv wahrzunehmen. Stärkung zielt auf die Förderung von Selbstwirksamkeit und Selbstwert, unter anderem durch ressourcenorientierte Vorgehensweisen. Solidarität und Verbindung beinhalten die politische wie persönliche Anerkennung des erlittenen Unrechts, den Aufbau von Vertrauen und die Förderung von Netzwerken. Das vierte Prinzip, die Selbst- und Mitarbeiter:innenfürsorge, stellt sicher, dass nicht nur Betroffene, sondern auch die in die Forschung involvierten Fachkräfte vor Überlastungen geschützt werden. In TRACES durchzieht dieser Ansatz den gesamten Forschungsprozess: Von der sorgfältigen Auswahl und Schulung der Interviewerinnen, über die Gestaltung der Erhebungssituationen, bis hin zur Nachsorge und zur Strukturierung partizipativer Workshops (Griese & Mehla, 2016; Griese et al., 2019).

5.2.2. Ethisch-partizipativer Rahmen

Die vorliegende Graphik visualisiert die komplexe Architektur des gesamten Projektes. Die Grafik zeigt den ethisch-partizipativen Rahmen, innerhalb dessen sich Methodik, Theorie und Praxis verschränken. Die Visualisierung macht sichtbar, dass sich mit Blick auf die Forschung Datenerhebung, Datenauswertung, theoretische Rahmung und forschungsethische Grundhaltung nicht als voneinander getrennte Elemente verstehen lassen, sondern in einem dynamischen Wechselverhältnis zueinanderstehen.

Vermeidung einer Retraumatisierung der betroffenen Frauen

Die Teilnahme potenziell traumatisierter Frauen erfordert weit mehr als das bloße Einholen einer schriftlichen Einwilligungserklärung. Vielmehr stellt STA-stress- und traumasensibler Ansatz®, der mögliche Momente der Retraumatisierung berücksichtigt, eine unverzichtbare Voraussetzung dar. TRACES orientiert sich daher an drei zentralen ethischen Werten, die von Helferich et al. (2016) für die Forschung zu sexualisierter Gewalt formuliert wurden und die mit den Prinzipien von Beauchamp und Childress (2020) eng verknüpft sind:

a. Anerkennung der Autonomie von Überlebenden

Überlebende sexualisierter Gewalt sind autonome Subjekte, die eigene Entscheidungen über ihr Mitwirken an Forschungsprozessen treffen. Das Risiko einer Retraumatisierung kann dabei nicht völlig ausgeschlossen werden. Es hängt maßgeblich von Kontexten, Rahmenbedingungen und dem Umgang mit den Teilnehmenden ab. Vor diesem Hintergrund wird informierte Einwilligung nicht als einmaliger formaler Akt verstanden, sondern als fortlaufender, dialogischer Prozess, der sich über den gesamten Forschungsverlauf erstreckt. Dieser Ansatz stellt sicher, dass die Teilnehmenden jederzeit über Ziel, Ablauf und mögliche Belastungen der Forschung informiert sind und ihre Zustimmung aktiv bestätigen, modifizieren oder zurückziehen können. Die kontinuierliche Aushandlung von Einwilligung dient damit der Wahrung von Selbstbestimmung, Kontrolle und Handlungsmacht der Überlebenden und bildet eine zentrale Voraussetzung für eine ethisch verantwortungsvolle und trauma-informierte Forschungspraxis.

b. Sicherung von Unterstützung und Schutz

Ein weiterer zentraler Wert betrifft die Bereitstellung adäquater Unterstützungs- und Schutzmaßnahmen für Teilnehmende, die zusätzliche Hilfe benötigen könnten. Um ihr Wohlergehen zu gewährleisten, wurden verschiedene Strategien implementiert, darunter die Möglichkeit, Fragen zu überspringen, nur teilweise zu beantworten oder bestimmte Aspekte der eigenen Geschichte auszulassen. Zudem sorgt das Forschungsteam dafür, dass Interviews in sicheren und geschützten Räumen stattfinden. Ergänzend werden die teilnehmenden Frauen über die Verfügbarkeit lokaler Beratungs- und Therapieangebote informiert.

c. Beteiligung und Nutzen

Der dritte Wert betrifft die Sicherstellung, dass die Teilnehmenden die Bedeutung ihrer Mitwirkung verstehen und die potenziellen Vorteile erkennen. Dies beinhaltet die Möglichkeit, verschiedene Phasen des Forschungsprozesses mitzugestalten, etwa durch das Lesen und Kommentieren von Interviewtranskripten, die Diskussion von Zwischenergebnissen oder durch regelmäßige Rückmeldungen zum Stand der Studie. Der Aufbau von Vertrauen ist ein zentraler Bestandteil des gesamten Forschungsprozesses und erfordert kontinuierliche Anstrengungen, dieses Vertrauen zu etablieren und aufrechtzuerhalten. Dazu zählt auch ein verantwortungsvoller Umgang mit den erhobenen Daten, insbesondere im Hinblick auf Anonymität, Privatsphäre und Vertraulichkeit, wie Tiefenthaler & Fleckinger (2022) betonen. Das Forschungsteam misst dem Aufbau und der Pflege einer vertrauensvollen Beziehung zu den teilnehmenden Frauen große Bedeutung bei. Darüber hinaus berücksichtigt TRACES die psychologischen Risiken für die Forschenden selbst, insbesondere die Gefahr stellvertretender Traumatisierung oder Mitgefühlerschöpfung (*compassion fatigue*) (Gulowski, 2022) im Kontakt mit traumatisierten Personen. Zum Schutz der psychischen Gesundheit und des Wohlbefindens der Forschenden wurden im Verlauf der gesamten Studie sowohl Gruppensupervisionen als auch individuelle Supervision angeboten, um potenziell belastende Situationen professionell verarbeiten zu können. Folgende Grafik veranschaulicht das Projekt TRACES als ein vielschichtiges, partizipatives und interdisziplinäres Gesamtgefüge, in dem unterschiedliche Akteurinnen, Zugänge und Arbeitsschritte miteinander verschränkt sind. Die kreisförmige, blütenartige Anordnung der Elemente verdeutlicht dabei, dass das Projekt nicht linear organisiert ist, sondern als relationaler Prozess verstanden wird, in dem die einzelnen Bausteine wechselseitig aufeinander bezogen sind.



Im Kern der Darstellung befindet sich STA-stress- und traumasensibler Ansatz® von medica mondiale, der als ethisch-methodologische Grundhaltung sämtliche Forschungsschritte durchzieht. Der STA-stress- und traumasensibler Ansatz® zielt darauf ab, Stresssituationen zu vermeiden, einer Reaktivierung von Traumafolgereaktionen vorzubeugen und Resilienzprozesse bei allen Beteiligten zu fördern. Damit wird sichergestellt, dass sowohl die Interviewpartnerinnen als auch die Forschenden in geschützten, verlässlichen Rahmenbedingungen agieren können. Dieses Fundament ist nicht nur methodologisch, sondern auch forschungsethisch unverzichtbar, da es eine Haltung der Solidarität, Fürsorge und Achtsamkeit gegenüber den Betroffenen gewährleistet. Die Interviews mit betroffenen Frauen aus dem Vinschgau, sowohl direkt Betroffenen als auch Angehörigen früherer Generationen bilden eine zentrale empirische Säule des Projekts und machen transgenerationale Erfahrungen sexualisierter Gewalt sichtbar. Gleichzeitig zeigt die Grafik die starke Einbindung von Akteur:innen aus Praxis, Zivilgesellschaft, Wissenschaft und Politik. Stakeholder:innen, Steuerungsgruppe, Referenzgruppe und Expert:innen gewährleisten eine kontinuierliche fachliche Rückkopplung, kritische Reflexion und regionale Verankerung. Diese Struktur unterstreicht den partizipativen Anspruch von TRACES.

TRACES ist, wie die Grafik illustriert, nicht als linearer Prozess zu verstehen, sondern als spiralförmiger, dialogischer und partizipativer Prozess, der Theorie, Empirie, Ethik und Praxis miteinander verknüpft. Der STA-stress- und traumasensibler Ansatz® sorgt für traumasensible Durchführung, FPAR garantiert partizipative Beteiligung, während die Triangulation methodische und theoretische Vielschichtigkeit bietet.

5.3 Triangulation

In methodologischer Hinsicht versteht *TRACES* Triangulation als inhärentes Prinzip qualitativer Forschung (Flick, 2020; Kondratjuk & Leinhos, 2019). Diese wird nicht als rein technisches Verfahren verstanden, sondern als reflektierte Kombination unterschiedlicher Zugänge zum Forschungsgegenstand. Ziel ist die möglichst umfassende Erfassung des Untersuchungsgegenstandes durch die Kombination theoretischer, methodischer und personeller Zugänge. Die Verbindung von FPAR und STA-stress- und traumasensibler Ansatz® zeigt dabei exemplarisch, dass methodische Entscheidungen im Kontext vulnerabler Zielgruppen stets auch ethische Positionierungen darstellen. Die konsequente Umsetzung dieser Methodologie ermöglicht es, wissenschaftliche Stringenz mit einer Haltung zu verbinden, die Respekt, Schutz und Empowerment der teilnehmenden Frauen in den Mittelpunkt stellt. In *TRACES* wird Triangulation auf drei Ebenen umgesetzt: Als Theorientriangulation, als Methodentriangulation und als Forschendentriangulation.

Theorientriangulation

Die Theorientriangulation verknüpft die Perspektiven von FPAR und STA-stress- und traumasensibler Ansatz® zu einem integrierten theoretischen Rahmen. Dieser Rahmen entsteht in einem zirkulären Reflexionsprozess, in dem beide Ansätze auf ihre Eignung für die Erforschung transgenerationaler Traumatisierung geprüft und so kombiniert werden, dass sie sowohl den ethischen als auch den erkenntnistheoretischen Anforderungen entsprechen.

Methodentriangulation

Die Methodentriangulation erfolgt sowohl *between methods* als auch *within methods*. Between-method-Triangulation verbindet quantitative und qualitative Methoden, etwa die Kombination standardisierter Fragebögen, wie dem Childhood Trauma Questionnaire (CTQ), der Posttraumatic Stress Disorder Checklist (PCL-5) und der Resilienzskala (RS-11), mit qualitativen Interviews und partizipativen Workshops. Within-method-Triangulation wird durch die Verbindung verschiedener qualitativer Verfahren realisiert, insbesondere durch die ergänzende Analyse problemzentrierter Interviews mit dem *Transgenerational Trauma and Resilience Genogram* (TTRG) (Goodman, 2013). Dieses Genogramm, das üblicherweise in therapeutischen Prozessen Anwendung findet, wurde für die Studie *TRACES* als Datenanalyseinstrument angepasst und erfasst nicht nur familiäre Strukturen über drei Generationen hinweg, sondern integriert auch soziokulturelle und resilienzbezogene Faktoren. Dadurch wird ein vielschichtiges Bild individueller und familiärer Traumadynamiken gewonnen, das über reine Interviewdaten hinausgeht.

Forschendentriangulation

Die Forschendentriangulation schließlich bezieht sich auf die Zusammensetzung und Arbeitsweise des Forschungsteams. Dieses umfasst Wissenschaftlerinnen, Fachkräfte aus der Praxis, etwa in den Bereichen Traumaberatung, Prävention oder Sexualpädagogik, Betroffene und Zeitzeuginnen. Ziel ist es, verschiedene disziplinäre, professionelle und erfahrungsbasierte Perspektiven systematisch und auf Augenhöhe in den Forschungsprozess einzubringen. Die Triangulation der Beteiligten findet in allen Phasen, wenngleich in unterschiedlicher Form statt: Bei der Entwicklung des Forschungsdesigns, in der Datenerhebung, in der Analyse und in der Interpretation der Ergebnisse. Sie trägt dazu bei, blinde Flecken zu verringern, die Validität der Ergebnisse zu erhöhen und sicherzustellen, dass die Forschung inhaltlich und methodisch an den Lebensrealitäten der Zielgruppe orientiert bleibt.

5.4 Methoden der Datenerhebung

Die Datenerhebung wurde mit dem Ziel konzipiert, die transgenerationalen Folgen sexualisierter Gewalt zu analysieren, wobei Instrumente bevorzugt wurden, die Kontinuitäten, Schweigen und Wandlungsprozesse im Zeitverlauf erfassen können. Die konkrete Umsetzung in der Datenerhebung folgt einer sequenziellen *Mixed-Methods-Strategie* mit qualitativer Schwerpunktsetzung. Die Datenerhebung umfasst unterschiedliche Erhebungsinstrumente, die aufeinander abgestimmt sind und verschiedene Dimensionen beleuchten. Dazu gehören qualitative Interviews, Fragebögen, Gespräche aus Erinnerungsgruppen und mit Zeitzeuginnen sowie Expertinnen Interviews.

5.4.1 Interviews

Die Interviews bildeten das zentrale Element des qualitativen Forschungszugangs. Insgesamt wurden 31 Frauen aus dem Vinschgau befragt, die entweder selbst, ihre Mutter oder ihre Großmutter sexualisierte Gewalt erfahren hatten. Aus Gründen der Machbarkeit wurde entschieden in dieser ersten Studie den Fokus ausschließlich auf Frauen zu legen. In einem zweiten Schritt wäre es zentral die Forschung auf alle Geschlechter auszuweiten. Die semistrukturierten, problemzentrierten Interviews fokussierten auf individuelle Gewalterfahrungen, deren transgenerationale Auswirkungen sowie auf biografische Bewältigungs- und Verarbeitungsstrategien.

Die Erhebung erfolgte konsequent traumasensibel. Alle Interviews fanden in sicheren, vorab geprüften Räumlichkeiten statt; zusätzlich standen *Trauma-Notfall-Kits* zur Verfügung. Sämtliche Interviewerinnen waren im STA-stress- und traumasensibler Ansatz® geschult, um bei Bedarf unterstützend intervenieren zu können. Die Gespräche wurden ausschließlich von Frauen und in der jeweiligen Muttersprache beziehungsweise im Dialekt der Befragten durchgeführt, um Zugänglichkeit, Vertrauen und Offenheit zu fördern.

Bereits in der Entwicklungsphase des Interviewleitfadens zeigte sich, dass die Erfassung familiärer Dynamiken über mehrere Generationen hinweg einen hohen inhaltlichen Umfang erforderte. Um sowohl sexualisierte Gewalt als auch Langzeitfolgen und transgenerationale Traumadynamiken adäquat abzubilden, entstand zunächst ein sehr langer Leitfaden. In Auseinandersetzung mit traumasensiblen Prinzipien und auf Grundlage der Rückmeldungen der Referenzgruppe wurde jedoch früh deutlich, dass die Dauer eines einzelnen Interviews eineinhalb Stunden nicht überschreiten sollte. Diese Einsicht führte zu konzeptionellen Anpassungen, die sowohl eine Straffung des Leitfadens als auch die Option mehrerer Gespräche pro Teilnehmerin umfassten. Schließlich wurde entschieden, das qualitative Design durch einen eigens für TRACES entwickelten quantitativen Fragebogen zu ergänzen, um zentrale Informationen strukturiert zu erfassen. Der Aufbau dieses Instruments wird in Kapitel 5.4.2 dargestellt.

Der für alle Generationen identische Interviewleitfaden war in drei thematische Blöcke gegliedert. Die Einleitungsphase diente der Erläuterung der Studienziele, der Vermittlung ethischer Rahmenbedingungen (Anonymität, informierte Einwilligung) sowie einer offenen Einstiegsfrage zur Motivation der Teilnahme. Der zweite Themenblock war den bedeutsamen Beziehungen und dem Familiensystem gewidmet. Thematisiert wurden der Beziehungsstatus, das Vorhandensein von Kindern und Geschwistern, zentrale Bezugspersonen, Freundschaften, Partnerschaften sowie die emotionale Atmosphäre in der Herkunfts- und der aktuellen Familie. Besonderes Augenmerk galt familiären Tabus und nicht sagbaren Themen. Der dritte Themenblock widmete sich explizit den Erfahrungen sexualisierter Gewalt. Er umfasste Fragen zu den erlebten Gewaltformen, zu den persönlichen, relationalen und elterlichen Folgen, zu Bewältigungsstrategien, zu Möglichkeiten bzw. Unmöglichkeiten des Sprechens sowie zu möglichen transgenerationalen Dimensionen. Abgeschlossen wurde das Interview mit einer schützenden Abschlussphase, die auf Selbstfürsorge ausgerichtet war, gegebenenfalls die Aktivierung von Unterstützungsressourcen beinhaltete und die Bereitschaft für zukünftige Forschungskontakte thematisierte.

5.4.2 Fragebögen

In einer ersten Phase wurde ein Fragebogen eingesetzt, um zentrale Variablen zu erfassen, darunter soziodemografische Informationen, Lebensverhältnisse in Kindheit und Erwachsenenalter, Art und Ausmaß erlebter traumatischer Erfahrungen, aktuelle PTBS-Symptome sowie Resilienzfaktoren. Die Exposition gegenüber traumatischen Ereignissen und mögliche nachfolgende Reaktionen wurden mithilfe eines Screenings erhoben, das Items auf Basis der ICD-10 sowie des Childhood Trauma Questionnaire (Bernstein et al., 2003; Klinitzke et al., 2012; Sacchi et al., 2018) umfasste. Der CTQ erfasst emotionale, körperliche und sexualisierte Gewalt sowie Vernachlässigung. Einige PTBS-Symptome wurden längsschnittlich analysiert, und die psychische Resilienz wurde mithilfe der Resilience Scale (Schumacher et al., 2005) erhoben. Der Fragebogen stellte damit eine wichtige Ergänzung der qualitativen Erhebungen dar und ermöglichte eine methodische Triangulation.

Einige Tage vor Beginn des Interviews wurden die Teilnehmerinnen gebeten, den Fragebogen entweder online oder handschriftlich auszufüllen. Die erhobenen Daten wurden den jeweiligen Interviewerinnen vorab zur Verfügung gestellt, um eine gezielte Vorbereitung zu ermöglichen und bereits Informationen etwa zur Familienzusammensetzung sowie zu den Langzeitfolgen sexualisierter Gewalt zu erhalten. Diese Vorbereitung erwies sich als zielführend, da, wie bereits in Kapitel 5.4.1 ausgeführt, es aus traumasensibler Perspektive zentral war, dass die Interviews selbst eine Dauer von maximal 1½ Stunden nicht überschritten.

Während sich für die Generationen Erika und Hannah die Entscheidung, bestimmte Fragen mithilfe des Fragebogens zu erheben, eindeutig als zielführend erwies, gestaltete sich die Situation bei der Generation Helga deutlich komplexer. Wenig überraschend zeigte sich, dass die Frauen der Generation Helga häufig nicht über die technischen Voraussetzungen verfügten, den Fragebogen online auszufüllen. Darüber hinaus wurde deutlich, dass auch die Struktur des Fragebogens für diese Generation teilweise schwer nachvollziehbar war. Aus diesem Grund wurde bei der Generation Helga kein einheitliches Vorgehen angewandt. Stattdessen wurde im Vorfeld individuell mit den Teilnehmerinnen abgestimmt, ob der Fragebogen vorab zugesandt oder im Rahmen des Interviews gemeinsam ausgefüllt werden sollte. Im Zentrum dieser variablen Vorgehensweisen stand klar die Umsetzung des STA-stress- und traumasensibler Ansatz® sowie der Aufbau einer vertrauensvollen Beziehung, die gegenüber einer strikt identischen Form der Datenerhebung priorisiert wurden. Dieser Ansatz erwies sich für die Generation Helga insofern als zielführend, als die Teilnehmerinnen der Studienteilnahme zustimmten und in den Gesprächen sehr intime Details ihrer Lebensgeschichten teilten. Gleichzeitig ergaben sich Herausforderungen in der Auswertung, da nicht in allen Fällen der gesamte Fragebogen vollständig ausgefüllt werden konnte, selbst wenn teilweise zwei Gespräche mit derselben Person geführt wurden.

Dies verdeutlicht, dass die Frauen der Generation Helga weniger Erfahrung mit strukturierten Erhebungsinstrumenten wie Fragebögen hatten und viele der dort gestellten Fragen eher als Erzählaufforderungen verstanden wurden. Diese narrativen Antworten lieferten für die Studie insgesamt relevante Informationen, auch wenn einzelne Fragen unbeantwortet blieben. Zusammenfassend lässt sich festhalten, dass Datenerhebungsmethoden an die Generationen der Teilnehmerinnen angepasst werden sollten und insbesondere im Kontakt mit älteren Personen eine besonders adaptive Form der Datenerhebung erforderlich ist.

5.4.3 Erinnerungsgruppen und Zeitzeuginnen

Erinnerungsgruppen und Zeitzeuginnen stellten eine weitere Datenquelle dar. Eine Erinnerungsrunde ist ein moderiertes Gruppentreffen, in dem ältere Menschen eingeladen werden, gemeinsam über biografische Erfahrungen, Lebensphasen und historische Kontexte zu sprechen. In einem geschützten und wertschätzenden Rahmen werden Erinnerungen ausgetauscht, die sowohl individuelle Lebensgeschichten als auch kollektive Erfahrungen sichtbar machen. Erinnerungsrunden werden in Alten- und Pflegeeinrichtungen häufig als niedrigschwellige Freizeit- und Aktivierungsangebote eingesetzt und ermöglichen Gespräche über Vergangenheit, Alltagsleben, familiäre Beziehungen und gesellschaftliche Veränderungen. Charakteristisch ist dabei ihr offener, erzählerischer Zugang, der weniger auf strukturierte Befragung als vielmehr auf freiwilliges Erinnern und gemeinsames Reflektieren setzt.

Im Rahmen des Forschungsprojekts TRACES entstand die Idee, Erinnerungsrunden als methodisches Element einzusetzen. Der entscheidende Impuls zur Einführung von Erinnerungsrunden kam von einer Pflegefachkraft eines Seniorenwohnheims, die täglich in engem Kontakt mit den Bewohnerinnen stand und deren Lebensrealitäten kannte. Sie brachte in einem Stakeholdertreffen die Idee ein, ein bestehendes, vertrautes Format zu nutzen, um Gespräche über das Leben von Frauen im Vinschgau anzuregen. Ziel war es, zunächst einen thematisch breiten und nicht explizit auf sexualisierte Gewalt fokussierten Gesprächsraum zu eröffnen, innerhalb dessen biografische Erfahrungen freiwillig geteilt werden konnten. In diesem Rahmen sollte auch die Möglichkeit geschaffen werden, über das Forschungsprojekt zu informieren und Interesse an einer weiterführenden Teilnahme zu wecken.

Die Absicht der Erinnerungsrunden bestand somit nicht primär in der direkten Datenerhebung über sexualisierte Gewalterfahrungen, sondern in der Schaffung eines vertrauensvollen, stress- und traumasensiblen Zugangs. Sie dienten als Brücke zwischen Forschung und Lebenswelt, ermöglichten Beziehungsgestaltung und trugen dazu bei, Ängste und Unsicherheiten auf institutioneller Ebene abzubauen. Gleichzeitig eröffneten sie einen Raum, in dem kollektive Erinnerung, transgenerationale Erfahrungen und historisches Wissen sichtbar werden konnten. Die Erinnerungsrunden erwiesen sich damit als zentrales Instrument, um die Lebenssituation der Frauen im Vinschgau zu erfassen und mehrere Frauen der Generation Helga über die Studie zu informieren und sie zu fragen, ob sie an der Teilnahme in Form von individuellen Interviews interessiert wären (Hamm, 2021).

5.4.4 Expertinneninterviews

Expertinneninterviews mit Fachpersonen ermöglichten eine Einbettung der individuellen Erzählungen in breitere kulturelle und historische Kontexte. Diese mehrschichtige Datenerhebung trägt dazu bei, die Komplexität transgenerationaler Traumadynamiken möglichst differenziert zu erfassen. Die Expertinneninterviews mit Siglinde Clementi (wissenschaftliche Mitarbeiterin des Zentrums für Regionalgeschichte), Helene Dietl (Historikerin) und Elisabeth Wallnöfer (Volkskundlerin, Philosophin und Kostümhistorikerin), erlaubten einen umfassenden Einblick in das historische Leben der Frauen im Vinschgau, zu dem es kaum verschriftlichtes Wissen gibt. Dies diente vor allem dazu, den soziokulturellen Kontext der ältesten Generation im Hinblick auf den Umgang mit sexualisierter Gewalt, den Einfluss der katholischen Kirche, patriarchale Machtverhältnisse der damaligen Zeit sowie gesetzliche Bestimmungen und Rollenbilder zu rekonstruieren.

5.5. Methoden der Datenauswertung

Ein besonderes Merkmal von TRACES ist die partizipative Validierung der qualitativen Analyse. Nach der ersten Auswertung der Interviews anhand einer qualitativen Inhaltsanalyse unter Verwendung von MAXQDA, sowie der Erstellung von Transgenerationalen Trauma- und Resilienzgenogrammen (TTGR) (Goodman, 2013), wurden die entwickelten Kategorien in Workshops gemeinsam mit den Teilnehmerinnen diskutiert. Dadurch erhielten die Befragten nicht nur eine aktive Rolle im Forschungsprozess, sondern es wurde auch eine Validierung der bislang erfolgten Kategoriebildung und Interpretation möglich.

5.5.1 Qualitative Inhaltsanalyse

Die qualitative Inhaltsanalyse nach Mayring (2010), unterstützt durch die Software MAXQDA, ermöglichte eine systematische Kategoriebildung sowie die Identifikation wiederkehrender Muster im Datenmaterial. Darauf aufbauend wurden mögliche Habitustransformationen anhand der Analyse von Einstellungen, Deutungen und Handlungsweisen im Umgang mit sexualisierter Gewalt über drei Generationen hinweg rekonstruiert. Eine kritisch-feministische Perspektive stellte sicher, dass Machtverhältnisse, patriarchale Strukturen und soziale Tabuisierungen konsequent reflektiert und in die Interpretation integriert wurden. Die methodische Kombination gewährleistete, dass die erhobenen Daten nicht nur deskriptiv, sondern explizit analytisch im Hinblick auf Geschlechterverhältnisse, Machtstrukturen und transgenerationale Dynamiken ausgewertet wurden.

Die Auswertung orientierte sich an der klassischen qualitativen Inhaltsanalyse und erfolgte in einem iterativen Wechselverhältnis von deduktiver und induktiver Kategoriebildung, ausgehend von den Forschungsfragen. Im Fokus standen Familiendynamiken, der soziokulturelle Kontext sowie zentrale Akteur:innen und deren Rolle im Zusammenhang mit stiller Kompliz:innenschaft, Art und Zeitpunkt der sexualisierten Gewalt sowie Informationen zu den Tätern. Ergänzend wurden Erfahrungen im Zusammenhang mit Schwangerschaft, Geburt und Sexualerziehung einbezogen.

Ein weiteres zentrales Analysefeld bildeten die Langzeitfolgen sexualisierter Gewalt, die Bewältigungsstrategien der Betroffenen, unterstützende Bezugspersonen sowie die Rolle von Fachkräften. Die vergleichende Analyse machte sowohl generationenspezifische Gemeinsamkeiten als auch Unterschiede sichtbar und ermöglichte die Identifikation von Kontinuitäten und Transformationen in Bezug auf Gewalt, Schweigen, Coping und Resilienz. Die Hauptkategorien wurden stets in Verschränkung mit dem theoretischen Rahmen insbesondere Bourdieus *Praxistheorie* und dem Ansatz von *situated intersectionality*, analysiert (Bourdieu, 1992; Fröhlich & Rehbein, 2014; Schneider & Lang, 2014; Yuval-Davis, 2015). Entlang dieser ersten Kategoriebildung wurden auch die Interviewerinnen miteinbezogen. Im Rahmen einer Fokusgruppe wurden die ersten Kategorien gemeinsam besprochen und weiter ausdifferenziert.

5.5.2 Partizipativer Workshop mit Teilnehmerinnen

Ein zentrales methodologisches Merkmal der Forschung TRACES war neben der traditionellen Inhaltsanalyse die Integration einer partizipativen Datenanalyse, bei der Forscherinnen und Teilnehmende Daten gemeinsam interpretierten. Dieser partizipative Ansatz erhöhte die methodische Stringenz und förderte die Ziele der Istanbul-Konvention (Council of Europe, 2021), indem er die Einbeziehung der Stimmen von Überlebenden in Forschung verstärkte. Der Workshop, an dem acht Frauen teilnahmen, wurde vom Forschungsteam der Universität Trient in Kooperation mit Traumaexpertinnen des Forum Prävention geleitet. Nach einer Kennenlernrunde und Auflockerungsübungen wurden Regeln zu Vertraulichkeit, Freiwilligkeit und Selbstfürsorge festgelegt. Darüber hinaus erhielten die Teilnehmerinnen Inputs zu Trauma, Resilienz und Ressourcenaktivierung, unter anderem anhand des *Traumanotfallkoffers*.

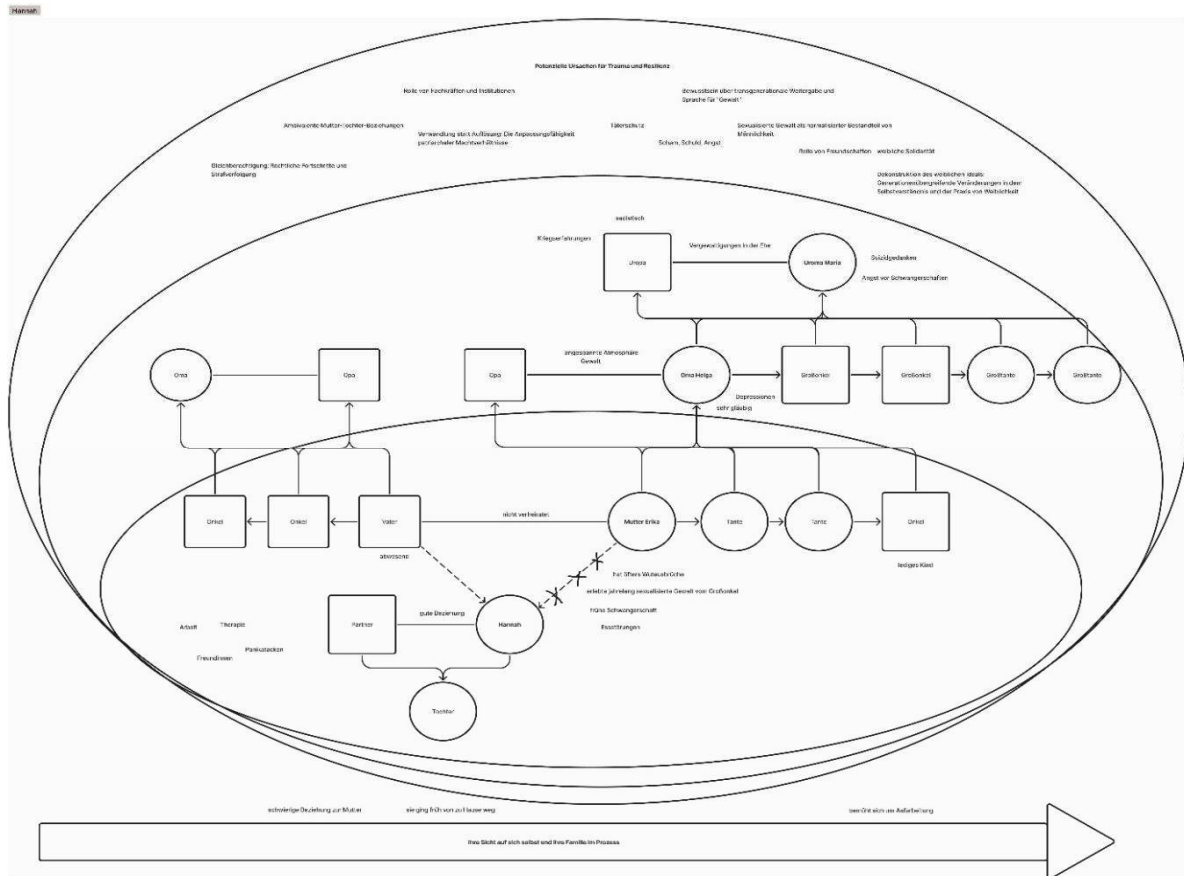
Als Arbeitsgrundlage dienten Textsegmente aus allen Interviews, die zuvor mit dem Analyseprogramm MAXQDA kodiert und in Kategorien gegliedert worden waren. Die Teilnehmerinnen wurden explizit als Expertinnen ihrer eigenen Erfahrungen in den Forschungsprozess einbezogen. So hatten sie die Möglichkeit, Kategorien zu bestätigen, zu verändern oder kritisch zu hinterfragen. Die inhaltliche Arbeit erfolgte in Kleingruppen, die jeweils ein zentrales Thema bearbeiteten. Diskutiert wurden die Kategorien Scham, Schweigen und Zerrissenheit; in einer späteren Phase kam die Kategorie Glaube/Religiosität/Kirche hinzu. Die Forscherinnen stellten vorbereitete Materialien bereit: Interviewausschnitte wurden den Kategorien zugeordnet, auf Karten visualisiert und von den Gruppen gemeinsam sortiert, ergänzt oder neu interpretiert.

Diese partizipative Analyse erfüllte eine doppelte Funktion: Sie trug zur Qualitätssicherung und Validität der Dateninterpretation bei und ermöglichte es den Frauen zugleich, Deutungshoheit über ihre Erzählungen zu behalten und den Forschungsprozess aktiv mitzugestalten. Im Zentrum standen insbesondere die Langzeitfolgen sexualisierter Gewalt sowie individuelle und kollektive Bewältigungsstrategien. Besondere Sensibilität erforderte beim Workshop das Bewusstsein eines möglichen Risikos einer Retraumatisierung der beteiligten Frauen. Zudem wurde die Erkenntnis erlangt, dass es notwendig ist, auch die momentane emotionale und psychische Stabilität der teilnehmenden Frauen zu berücksichtigen. Die Rollen der beteiligten Expertinnen sollten im Vorfeld klar formuliert werden.

5.5.3. Transgenerational Trauma and Resilience Genogram (TTRG)

Für jedes Interview wurde ein Transgenerational Trauma and Resilience Genogram (TTRG) nach Goodman (2013) erstellt. Das TTRG dient als dynamisches Werkzeug für Praktiker:innen, um eine umfassende Trauma-Bewertung und Intervention innerhalb eines transgenerationellen Trauma- und Resilienz- Rahmens durchzuführen. Es dient als visuelle Darstellung komplexer Familiendynamiken und psychologischer Muster. Das TTRG betont eine sozioökologische Sicht auf Trauma, welches kultursensible und stärkenbasierte Interventionen ermöglicht und soziopolitische Bedingungen berücksichtigt, die Trauma und Resilienz beeinflussen können.

Für die Forschung TRACES wurde das TTRG als Analyseinstrument adaptiert, um Familienstrukturen über mindestens drei Generationen hinweg zu veranschaulichen, wobei die befragte Frau im Zentrum steht. Über die Darstellung familiärer Konstellationen hinaus ermöglicht das TTRG die Einbeziehung soziokultureller Faktoren, die Resilienz und Trauma entweder fördern oder hemmen können. Schließlich wird auch die Perspektive der Teilnehmerin auf sich selbst und ihre Familie im Prozess dokumentiert. Damit verbindet das TTRG genealogische, psychologische und strukturelle Dimensionen im Hinblick auf sexualisierte Gewalt und ergänzt die inhaltsanalytische Auswertung durch eine visuell strukturierte Repräsentation der transgenerationalen Dynamiken. Folgende Grafik zeigt ein Beispiel eines TTRG:



5.6 Zusammenschau

Die Forschung zu Dynamiken transgenerationaler Traumatisierung auf Grund von sexualisierter Gewalt erfordert einen besonderen sensiblen methodischen Zugang. Dieser zieht sich durch den gesamten Forschungsprozess und beinhaltet ethische Prinzipien hinsichtlich Methode und Theorie, welche in einer Wechselwirkung zueinanderstehen. Der Forschungsprozess wird getragen von feministischen Prinzipien und einer partizipativen Haltung. Dies wurde in TRACES durch die Verflechtung von FPAR und STA-stress- und traumasensibler Ansatz® in Verbindung auch mit den Grundsätzen der Istanbul-Konvention (Council of Europe, 2021) umgesetzt. Der theoretische Zugang von *situated intersectionality* (Yuval Davis, 2015) und die Theorie der Praxis nach Bourdieu werden einerseits als geeigneter theoretischer Rahmen verstanden, gleichzeitig spiegeln sie auch die methodische Umsetzung durch Triangulation wider. Signifikant ist die Beteiligung der unterschiedlichen Akteur:innen in unterschiedlichen Stadien des Forschungsprozesses sowie die Wissensgeneration im Zusammenspiel von akademischen, nicht-akademischen Expert:innen sowie den betroffenen Frauen selbst. In ihrer Gesamtheit haben die in TRACES getroffenen methodologischen Entscheidungen eine Analyse der Folgen sexualisierter Gewalt ermöglicht, die individuelle Erfahrungen, familiäre Dynamiken und strukturelle Bedingungen zusammendenkt. Diese Ausrichtung bildet die Grundlage für die im Kapitel 6 präsentierte Analyse der Narrative der drei Generationen.

6. Dynamiken transgenerationaler Traumatisierung: Helga, Erika und Hannah

Dieses Kapitel ist der Analyse der transgenerationalen Folgen sexualisierter Gewalt anhand der Narrationen von Frauen aus drei Generationen gewidmet, die als Helga-, Erika- und Hannah-Generation bezeichnet werden. Ziel der Analyse ist es nicht, einzelne Biografien zu rekonstruieren, sondern wiederkehrende Muster, Kontinuitäten und Transformationen im Erleben, Verschweigen, Bewältigen und in der Weitergabe sexualisierter Gewalt über die Zeit hinweg sichtbar zu machen. Für jede Generation folgt die Analyse derselben Struktur, die eine vergleichende Lektüre ermöglicht und den soziokulturellen Kontext, subjektive Erfahrungen, Coping-Strategien sowie familiäre Dynamiken miteinander in Beziehung setzt. Dieser Zugang erlaubt es, zu verstehen, wie individuelle Erfahrungen mit spezifischen sozialen und historischen Bedingungen verflochten sind.

Die Analyse integriert drei miteinander verbundene Ebenen:

- (1) den soziokulturellen Kontext, einschließlich Geschlechter- und Sexualitätsnormen, der Rolle der Kirche sowie von Dorfgemeinschaften, Institutionen und Fachkräften;
- (2) die subjektive Ebene, die Erlebensweisen, langfristige Folgen und Strategien der Bewältigung umfasst;
- (3) die Ebene der familiären und Beziehungsdynamiken, über die Trauma weitergegeben oder unterbrochen werden kann.

Diese Mehrebenenperspektive ermöglicht es, individuelle Erfahrungen mit strukturellen Bedingungen in Beziehung zu setzen und Kontinuitäten wie auch Veränderungen zwischen den Generationen sichtbar zu machen. Abschließend wird als vierte analytische Dimension eine übergreifende Betrachtung des Habitus sowie der Dynamiken der *silent complicity* dargestellt, wie sie für die jeweiligen Generationen beobachtbar sind.

6.1 Generation Helga (1919-1949): *Wenn die Männer wollten, dann musste man herhalten*

Die Frauen der Helga-Generation wurden zwischen 1919 und 1949 geboren. Von den insgesamt 31 Teilnehmerinnen konnten sechs Frauen der Generation Helga zugeordnet werden. Sie wuchsen in einem Kontext auf, der von Armut, Krieg und einer starken patriarchalen Regulierung von Sexualität geprägt war. In diesem Kontext war sexualisierte Gewalt weit verbreitet und zugleich stark tabuisiert, begleitet von langanhaltendem Schweigen und einer ausgeprägten Internalisierung von Scham. Wie bereits sehr plakativ anhand des im Titel enthaltenen Zitats einer Teilnehmerin deutlich wird, bestand in der Helga-Generation eine klare, nicht weiter hinterfragte Hierarchie zwischen den Geschlechtern, die Frauen den Männern unterordnete. Diese Unterordnung spiegelte sich auch unmittelbar in der Sexualität wider, wo, wie später noch näher ausgeführt wird von Ehefrauen erwartet wurde, ihren Ehemännern jederzeit zur Verfügung zu stehen, und es für sie kaum möglich war, ein Nein auszusprechen oder durchzusetzen. Zur besseren Einbettung der individuellen Erfahrungen sowie der weiteren Dynamiken auf Familien- und Beziehungsebene wird im Folgenden zunächst näher auf den soziokulturellen Kontext der Helga-Generation eingegangen.

6.1.1 Soziokultureller Kontext: Zwischen Armut, Krieg und Schweigen

Um die individuellen Erfahrungen der Frauen der Helga-Generation angemessen einordnen zu können, rekonstruiert dieses Kapitel den soziokulturellen Kontext, in dem ihre Lebensgeschichten verortet sind. Die Lebensphase dieser Generation war geprägt von tiefgreifenden gesellschaftlichen Umbrüchen, massiver Armut, den Erfahrungen zweier Weltkriege sowie den politischen und sozialen Folgen der sogenannten Option⁶, die die Südtiroler Bevölkerung vor die Wahl zwischen Assimilation oder Auswanderung in das nationalsozialistische Deutsche Reich stellte (Rautz, 2019). Diese historischen Rahmenbedingungen bildeten den strukturellen Hintergrund, vor dem sich Geschlechterverhältnisse, familiale Ordnungen und auch der Umgang mit Sexualität und Gewalt herausbildeten und verfestigten.

Das Leben der Frauen im Vinschgau war in dieser Zeit überwiegend durch eine bäuerlich-ländliche Lebensweise in kleinen Dorfgemeinschaften und auf abgelegenen Höfen bestimmt. Frauen übernahmen einen Großteil der körperlich schweren Arbeit, trugen die Verantwortung für Haushalt und Kinder und waren zugleich in hohem Maße ökonomisch abhängig vom Ehemann. Trotz, oder gerade aufgrund, der verbreiteten Armut galt eine hohe Kinderzahl als gesellschaftliches Ideal, das sowohl von der katholischen Kirche als auch später vom Staat aktiv gefördert wurde. Bildungschancen für Mädchen waren stark eingeschränkt, sexuelle Aufklärung fand kaum statt und Verhütungsmittel waren verboten. In diesem Kontext waren Frauen in mehrfacher Hinsicht strukturell verwundbar. Wie eine Expertin pointiert, zusammenfasst: „Die Frauen waren günstige Arbeitskräfte“ (Interview Clementi). Vor diesem Hintergrund war sexualisierte Gewalt in den Dörfern, innerhalb von Ehen sowie gegenüber besonders vulnerablen Gruppen zwar weit verbreitet, blieb jedoch zugleich stark tabuisiert. Das Zusammenspiel aus ökonomischer Abhängigkeit, rigiden Geschlechternormen, moralischer Regulierung von Sexualität und sozialer Kontrolle begünstigte Schweigen, Schuldzuweisungen an die Betroffenen und die Normalisierung von Gewalt. Diese Dynamiken wirkten nicht isoliert, sondern waren tief in institutionelle und gemeinschaftliche Strukturen eingebettet. Der soziokulturelle Kontext erschließt sich in der Analyse entlang von vier zentralen Akteur:innen, die sich über alle Generationen hinweg als besonders wirkmächtig erwiesen haben:

- (1) Justiz und Rechtssystem,
- (2) die katholische Kirche,
- (3) Dorfgemeinschaften
- (4) Institutionen und Fachkräfte

Diese Akteur:innen fungierten, in jeweils unterschiedlicher Ausprägung, als zentrale Motoren gesellschaftlicher Dynamiken. Sie waren entweder aktiv am Schweigen beteiligt und damit Teil einer stillen Komplizenschaft (*silent complicity*), die sexualisierte Gewalt und Prozesse transgenerationaler Traumatisierung (un)bewusst stabilisierte und beförderte, oder sie wirkten diesen Dynamiken entgegen und leisteten einen Beitrag zur Unterbrechung des Gewaltkontinuums. Die folgenden vier Abschnitte widmen sich jeweils einem dieser Akteursfelder und analysieren deren Rolle im historischen und sozialen Kontext der Generation Helga. Da über das Leben von Frauen im Vinschgau aus historischer Perspektive nur wenig verschriftlichtes Wissen vorliegt, stützt sich die Analyse nicht ausschließlich auf schriftliche Quellen oder die Erfahrungen der einzelnen Teilnehmerinnen. Zur Kontextualisierung wurden daher ergänzend Expertinneninterviews mit Siglinde Clementi, Helene Dietl und Elsbeth Wallnöfer geführt. Darüber hinaus fließen Protokolle aus Erinnerungsrunden mit Frauen aus mehreren Senior:innenwohnheimen im Vinschgau in die Analyse ein. Diese multiperspektivische Herangehensweise ermöglicht es, individuelle Erfahrungen in ihren historischen, sozialen und institutionellen Verflechtungen sichtbar zu machen.

⁶ Die „Option“ in Südtirol bezeichnet die Vereinbarung von 1939 zwischen dem nationalsozialistischen Deutschland und dem faschistischen Italien, bei der die deutsch- und ladinischsprachige Bevölkerung Südtirols entscheiden musste, ob sie ins Deutsche Reich auswandern oder als italienische Staatsbürger:innen in Südtirol bleiben wollte. Diese erzwungene Entscheidung führte zu tiefen familiären und gesellschaftlichen Spaltungen sowie zu langfristigen sozialen und psychischen Belastungen, deren Auswirkungen bis heute nachwirken.

6.1.1.1 Justiz: Geschlechternormen und Sexualität

Die Rolle der Justiz in Bezug auf Geschlechternormen und Sexualität zur Zeit der Generation Helga war eng mit einer patriarchalen Konzeption von Recht und sozialer Ordnung verknüpft, die auf dem Prinzip des *pater familias* beruhte. Der Mann wurde als rechtliches, ökonomisches und moralisches Oberhaupt der Familie anerkannt und verfügte über weitreichende Entscheidungsgewalt über Ehefrau und Kinder. Frauen waren diesem System juristisch untergeordnet und in den meisten Lebensbereichen entmündigt und vom Einverständnis des Ehemannes abhängig. In diesem Kontext fungierte die Justiz nicht als Schutzinstanz für Frauen, sondern als Institution zur Sicherung und Stabilisierung bestehender Geschlechterhierarchien. Diese normative Ordnung hatte tiefgreifende und langfristige Auswirkungen auf die soziale und ökonomische Stellung von Frauen. Mit dem Gesetz vom 17. Juli 1919 wurde zwar formal die Bestimmung aufgehoben, die dem Ehemann die Verfügung über das Vermögen der Ehefrau erlaubte. Dieser Schritt bedeutete jedoch weniger eine tatsächliche Emanzipation als vielmehr die Konsolidierung bereits normalisierter Verhältnisse: Die systematische Enteignung von Frauen, die bereits in der Frühen Neuzeit unter anderem durch repressive Instrumente wie die Hexenverfolgungen eingesetzt hatte (Federici, 2015), bedurfte nun keiner expliziten rechtlichen Legitimation mehr, da die Mehrheit der Frauen inzwischen weitgehend eigentumslos war. Die Weitergabe von Eigentum an männliche Nachkommen war als *natürliche* und sozial angemessene Ordnung internalisiert worden, wodurch Frauen faktisch vom autonomen Zugang zu Besitz ausgeschlossen blieben.

Mit dem Inkrafttreten des Zivilgesetzbuches von 1929 fand auch in Südtirol das italienische Eherecht Anwendung, das die ökonomische Abhängigkeit von Frauen weiter verstärkte. Verheiratete Frauen waren dem Ehemann rechtlich untergeordnet und durften bis in die 1960er-Jahre hinein ohne seine Zustimmung weder einer entlohnten Erwerbsarbeit nachgehen noch Verträge abschließen oder eigenständige Entscheidungen treffen. Nicht entlohnte weibliche Arbeit, insbesondere auf den Höfen und in der landwirtschaftlichen Ökonomie wurde als selbstverständlich vorausgesetzt, jedoch nicht als eigenständige ökonomische Leistung anerkannt, sondern als Teil der „natürlichen“ und moralischen Pflicht der Frau interpretiert. Die Justiz legitimierte diese Asymmetrie, indem sie dem Ehemann die rechtliche Verfügungsgewalt über die Arbeitskraft und das Einkommen der Ehefrau zuschrieb. Parallel dazu war auch die politische Partizipation von Frauen stark eingeschränkt. Während Frauen in Österreich und Deutschland bereits nach dem Ersten Weltkrieg das Wahlrecht erhalten hatten (wenn auch während der NS-Zeit ausgesetzt), blieb ihnen dieses Recht in Italien während des faschistischen Regimes verwehrt. Erst ab 1945 konnten Frauen wählen, zunächst ausschließlich mit aktivem Wahlrecht. Mit dem Dekret vom 10. März 1946 wurde auch das passive Wahlrecht für alle Bürger:innen ab 25 Jahren anerkannt. Trotz der hohen weiblichen Beteiligung am Referendum von 1946 blieb die politische Repräsentation von Frauen jedoch äußerst gering.

In Südtirol wurde diese Situation zusätzlich durch die ungeklärte Staatsbürgerschaft infolge der Option sowie durch den von der Südtiroler Volkspartei propagierten Boykott verschärft. Bei den Regionalwahlen von 1948 wurde keine einzige Frau in den Südtiroler Landtag gewählt. Trotz des in der Verfassung von 1948 verankerten Gleichheitsprinzips blieben Frauen in Südtirol nahezu vollständig von politischen Entscheidungsprozessen ausgeschlossen und waren weder an der Gründung noch am frühen Aufbau der Volkspartei beteiligt (Clementi, 2021). Diese patriarchale rechtliche Konfiguration spiegelte sich auch deutlich in der Regulierung von Sexualität und Ehe wider. Sexualität innerhalb der Ehe war kein Gegenstand rechtlicher Schutzbestimmungen in Bezug auf Zustimmung oder Selbstbestimmung. Ein Konzept sexualisierter Gewalt in der Ehe existierte weder auf rechtlicher noch auf gesellschaftlicher Ebene. Die Ehe stellte den legitimierten Rahmen dar, innerhalb dessen dem Ehemann ein umfassendes Verfügungsrecht über den Körper der Ehefrau zugeschrieben wurde. Die Möglichkeit, sich sexuellen Handlungen zu entziehen oder diese zu verweigern, war für Frauen weder rechtlich noch kulturell vorgesehen und wurde nicht einmal als denkbare Kategorie benannt. Das Schweigen über Gewalt war damit auch strukturell im Rechtssystem verankert.

Diese Logik tritt besonders deutlich in der Praxis der sogenannten *Wiedergutmachungsehe* (*matrimonio riparatore*) zutage. Im Falle sexualisierter Gewalt außerhalb der Ehe konnte eine Vergewaltigung durch die Eheschließung mit dem Täter *repariert* werden. Die Hochzeit führte zur Straffreiheit des Täters und stellte aus juristischer wie symbolischer Perspektive die *Ehre* der Frau und ihrer Familie wieder her. Der Fokus lag nicht auf dem erlittenen Unrecht, sondern auf der Aufrechterhaltung der moralischen Ordnung und der patriarchalen Kontrolle über weibliche Sexualität. Hinzu kam das vollständige Fehlen einer Scheidungsmöglichkeit. Die Ehe war, abgesehen von seltenen Ausnahmen im kanonischen Recht, rechtlich unauflöslich, selbst bei schwerer Gewalt, Ausbeutung oder Leid. Frauen blieben dadurch dauerhaft an ihre Ehemänner gebunden, ohne rechtliche Instrumente, um sich zerstörerischen oder gewaltvollen Beziehungen zu entziehen. Diese Unauflöslichkeit verstärkte die ökonomische und soziale Abhängigkeit zusätzlich und trug zur Verfestigung von Schweigen, Anpassung und erzwungener Duldung bei.

Insgesamt zeigt sich, dass die Justiz zur Zeit der Generation Helga ein zentrales Element patriarchaler Machtverhältnisse darstellte. Durch das Prinzip des *pater familias*, die Einschränkung der zivilen und politischen Rechte von Frauen, das Fehlen rechtlicher Instrumente der Selbstbestimmung sowie die Legitimation von Praktiken wie der Wiedergutmachungsehe trug sie maßgeblich zur Normalisierung von Unterordnung, Schweigen und struktureller Gewalt bei. Die Justiz war damit integraler Bestandteil jener *silent complicity*, die sexualisierte Gewalt nicht nur unsichtbar machte, sondern aktiv in eine Rechtsordnung einschrieb, die sie schützte und reproduzierte.

6.1.1.2 Die katholische Kirche: *Die Frauen werden noch als Leiche diskriminiert*

Die katholische Kirche nahm im soziokulturellen Kontext der Generation Helga eine zentrale Rolle bei der Definition von Geschlechternormen, Sexualmoral und familialen Ordnungen ein. Sie wirkte dabei nicht nur als religiöse Institution, sondern als umfassende moralische Autorität, die tief in das Alltagsleben der Menschen in den Dörfern und auf den Höfen des Vinschgau eingebettet war. Durch Predigten, seelsorgerische Praxis, Rituale und kirchlich organisierte Gemeinschaften strukturierte sie Vorstellungen von Weiblichkeit, Männlichkeit, Sexualität und Mutterschaft. Diese moralische Ordnung trug wesentlich dazu bei, sexualisierte Gewalt zu normalisieren, zu verschweigen und ihre Thematisierung zu verhindern. Die Kirche wurde damit zu einer zentralen Akteurin jener stillen Kompliz:innenschaft (*silent complicity*), die das Kontinuum sexualisierter Gewalt stabilisierte.

Die weibliche Sexualität wurde rigide kontrolliert und eng mit Schuld und Sünde verknüpft. Der Körper der Frau war Objekt einer starken moralischen Regulierung, die es schwierig machte, zwischen Zustimmung und Zwang zu unterscheiden. Diese moralische Rahmung trug auch dazu bei, unterschiedliche Formen sexualisierter Gewalt nicht als solche benennen zu können, sondern sie als Teil einer gottgegebenen Ordnung zu interpretieren. Gewalt wurde damit nicht nur unsichtbar gemacht, sondern in den Alltag integriert und normalisiert. Ein Beispiel für diese Entwertung weiblicher Sexualität zeigt sich in der Erzählung einer Interviewpartnerin:

„Und dann sagt der [Pfarrer] zu mir, ja ob mir bewusst ist, dass ICH (1) das Taschentuch bin, in dem der Mann seine (1) ding reinmacht und dann wegschmeißt? Dass ich der Abort bin, in der er seine Sache verrichtet und dann ist fertig?“

Dieses Zitat verdeutlicht die Objektivierung und Entmenschlichung weiblicher Sexualität innerhalb kirchlicher Diskurse. Der weibliche Körper wird hier als reines Gebrauchsinstrument des Mannes konstruiert, dem keine eigene Würde, kein Begehren und kein Recht auf Grenzen zugestanden wird. Eine solche symbolische Gewalt (Bourdieu) wirkt tief internalisierend und prägt das Selbstbild von Frauen nachhaltig. Sie schafft die Voraussetzungen dafür, dass Grenzverletzungen nicht als Gewalt erkannt, sondern als unvermeidlicher Bestandteil weiblicher Existenz hingenommen werden. Zentral für die kirchliche Kontrolle weiblicher Körper war zudem die Regulierung von Mutterschaft und Reproduktion. In den Dörfern und auf den Höfen des Vinschgau galt es als gesellschaftliches Ideal, viele Kinder zu haben. Kinderlosigkeit wurde als Makel der Ehe betrachtet und grundsätzlich der Frau angelastet. Eine Frau ohne Kinder war sozial gebrandmarkt:

„Wo die Frauen sehr gelitten haben, das war die Kinderlosigkeit.“ (Interview Dietl)

Gleichzeitig stellte eine hohe Anzahl von Kindern, insbesondere vor dem Hintergrund extremer Armut, eine massive körperliche und psychische Belastung für Frauen dar. Diese Widersprüchlichkeit verweist auf eine zentrale Logik patriarchaler Kontrolle: Der weibliche Körper wurde gleichzeitig zur Reproduktion verpflichtet und für seine „Unreinheit“ sanktioniert. Frauen waren demnach immer defizitär, entweder, weil sie keine Kinder bekamen, oder weil sie zu viele hatten. Die katholische Kirche spielte eine entscheidende Rolle in der Durchsetzung dieser Logik. Das Frauenbild der Kirche betonte die Minderwertigkeit von Frauen gegenüber Männern und verankerte diese Hierarchie religiös. Diese Vorstellungen manifestierten sich nicht nur in theologischen Diskursen, sondern auch in den Ursprungsfamilien und im dörflichen Alltag, mit sehr konkreten Konsequenzen für Mädchen und Frauen. Der Dorfpfarrer fungierte als moralische Autorität und kontrollierte das intime Leben der Frauen bis in den Bereich der Fortpflanzung hinein:

„Und wollte der Pfarrer jede Bäuerin aufsuchen und ermahnen, die nach drei Kindern nicht gleich wieder, gesegneten Leibes einhergeht“ (Bernhart, et al., 1988: 140)

Körper und Sexualität der Frau wurden damit nicht nur durch den Ehemann, sondern auch durch Kirche und Dorfgemeinschaft überwacht und reguliert. Diese Mehrfachkontrolle reduzierte die Handlungsspielräume von Frauen und trug zur Verfestigung von Schweigen und Anpassung bei. Ein zentrales Instrument kirchlicher Machtausübung war das Ritual der Aussegnung der Wöchnerinnen. In den Erinnerungsrunden berichteten Frauen über dieses Ritual, das bis in die 1960er Jahre verbreitet war. Geburt galt als *lässliche Sünde*, die durch das Ritual der Aussegnung gereinigt werden musste. Erst danach durfte die Frau die Kirche wieder betreten. Die Ambivalenz dieses Rituals zeigt sich deutlich in den Erzählungen der Frauen: Während einige den Sinn infrage stellten oder Scham empfanden, waren andere schlicht erleichtert, die Geburt überstanden zu haben. Elsbeth Wallnöfer beschreibt die Kränkung dieses Rituals folgendermaßen:

„Und was sehr früh kränkend war für die Frauen, dass sie sich sehr früh aussegnen haben müssen nach der Geburt. In der Frühmesse, um fünf, im Finstern, ja nicht zu einem Hochamt, mussten sich quasi zur Kirche schleichen und aussegnen lassen, dass man wieder im Stand war, in die Kirche zu gehen.“

Hier zeigt sich eine subtile, aber wirkungsvolle Form institutioneller Macht. Die Aussegnung stellte den weiblichen Körper öffentlich als unrein dar und reproduzierte die Ambivalenz zwischen Sünderin und Heiliger, zwischen der Pflicht, Kinder zu gebären, und der moralischen Abwertung dieses Aktes (Clementi, 2021). Diese Ambivalenz wirkte tief disziplinierend und trug zur Internalisierung von Schuld und Scham bei. Sarah⁷ (Interviewte der Generation Helga) erzählt von ihrer Mutter und wie gebrandmarkt eine Frau wurde, wenn sie ein lediges Kind hatte, ganz im Unterschied zu Männern die ledige Kinder hatten:

Sarah: „...meine Mama ist ja beichten gegangen. Aber sie ist doch immer die Sündige. Die den armen Jungen verführt hat ... bei der Beerdigung, das hat mir weh getan, weil früher, (4) da hat es in den Dörfern den Jungfrauenbund gegeben, den Jungmännerbund und den Bund der Ehemänner und den Bund der Ehefrauen, und da waren praktisch alle drinnen. Und wenn ein Mädchen ein lediges Kind gekriegt hat, dann ist sie aus dem Jungfrauenbund gestrichen worden. Dann war sie nirgends mehr dabei, und damals waren die Särge noch einfach, dann sind sie mit dem Bundtuch zugedeckt worden. meine Mama hat kein Bundtuch auf den Sarg bekommen.“

Frage: „Also auch über den Tod hinaus ist das gegangen.“

⁷ Alle Namen der Interviewpartnerinnen sind rein fiktiv. Sie dienen bei längeren Zitaten ausschließlich der besseren Lesbarkeit und erleichtern das Verständnis der dargestellten Inhalte.

Sarah: „Über den Tod hinaus, ja. ... Ich habe dann ein Bouquet raufgetan, dann hat es nicht so leer ausschaut, dann habe ich dem Pfarrer hoch angerechnet damals... sie ist die erste gewesen, deren Leiche man in die Kirche getragen hat, vor der Beerdigung. Vorher ist immer die Beerdigung auf dem Friedhof gewesen und danach die Messe in der Kirche. Das war meine Mama die erste, die die Ehre gehabt hat, als Leiche in die Kirche getragen zu werden, da. Aber das mit dem Tuch, ja.“

„Und danach stirbt ein Mann, der auch im ganzen Dorf bekannt gewesen ist, dass er Vater von einem ledigen Kind gewesen ist, der hat noch X-Jahre mit einer anderen ledigen Frau zusammengelebt... Dann stirbt der, und der kriegt das Tuch vom Jünglingsbund.“

In diesem Auszug zeigt sich eindrücklich die geschlechtsspezifische Moralordnung der katholischen Kirche und macht sichtbar, wie Stigmatisierung und Schuldzuschreibung entlang des weiblichen Körpers organisiert wurden, und zwar weit über das Leben hinaus. Zentral ist die von Sarah beschriebene asymmetrische Bewertung unehelicher Elternschaft. Während ihre Mutter trotz Beichte dauerhaft als *die Sündige* galt, die *den armen Jungen verführt hat*, blieb die Verantwortung des Mannes sozial weitgehend folgenlos. Besonders deutlich wird die institutionalisierte Form dieser Ausgrenzung in der Rolle der kirchlich organisierten Bünde. Der Ausschluss der Mutter aus dem Jungfrauenbund nach der Geburt eines unehelichen Kindes bedeutete den Verlust sozialer Zugehörigkeit. Die Gemeinschaft entzog der Frau symbolisches Kapital und damit ihren Status als respektables Mitglied des Dorfes. Die Sanktionierung reichte über den Tod hinaus: Das fehlende Bundtuch auf dem Sarg markierte die moralische Abwertung selbst im Begräbnisritual. Der Kontrast zur Behandlung des Mannes, der ebenfalls Vater eines unehelichen Kindes war, macht die Geschlechterdifferenz besonders deutlich. Trotz allgemein bekannten Verhaltens erhielt er das Tuch des Jünglingsbundes und damit posthum Anerkennung.

Zusammenfassend zeigt sich, dass die katholische Kirche in der Generation Helga eine zentrale Rolle in der Aufrechterhaltung und Reproduktion eines Kontinuums sexualisierter Gewalt spielte. Durch die moralische Regulierung von Sexualität, die Kontrolle weiblicher Körper, die Sakralisierung von Mutterschaft und die systematische Schuldzuweisung an Frauen trug sie maßgeblich zur Normalisierung von Gewalt und zum Schweigen darüber bei. Die Kirche war damit nicht nur passive Beobachterin, sondern aktive Akteurin der *silent complicity*, die sexualisierte Gewalt strukturell ermöglichte, legitimierte und transgenerational weiterwirken ließ.

6.1.1.3 Dorfgemeinschaften: *dass die Frauen dann so gedrillt wurden*

Die Dorfgemeinschaften des Vinschgau stellten für die Frauen der Helga-Generation einen zentralen sozialen Referenzrahmen dar. Familie, Nachbarschaft und Dorfgemeinschaft waren eng miteinander verflochten und bildeten ein dichtes soziales Gefüge, das Sicherheit und Zugehörigkeit versprach, zugleich jedoch starke Kontrollmechanismen hervorbrachte. In diesen kleinräumigen, überschaubaren Kontexten hatte der Schutz der familiären und gemeinschaftlichen Reputation einen besonders hohen Stellenwert. Gewalt, insbesondere sexualisierte Gewalt, wurde nicht primär als Unrecht an der betroffenen Person wahrgenommen, sondern wenn überhaupt als Bedrohung der sozialen Ordnung. Dies begünstigte Mechanismen des Verschweigens, der Verharmlosung und der Täterprotektion und trug wesentlich zur Herausbildung einer *silent complicity* bei. Der Vinschgau war bis weit in die Mitte des 20. Jahrhunderts hinein von einer ländlich-bäuerlichen Wirtschaftsweise geprägt. Die Mehrzahl der Familien waren Kleinbauern. Bildungschancen waren gering, insbesondere für Mädchen. Wie eine Expertin festhält:

„Man ist nicht davon ausgegangen, dass eine Frau recht viel wissen muss“ (Interview Dietl).

Diese strukturelle Bildungsbenachteiligung wirkte sich direkt auf die Handlungsmöglichkeiten von Frauen aus und verstärkte ihre Abhängigkeit von Familie und Gemeinschaft. Die Lebensbedingungen waren durch große Armut, hohe Kindersterblichkeit und die Konzentration auf die Sicherung elementarer Bedürfnisse gekennzeichnet. Elsbeth Wallnöfer beschreibt den Vinschgau als eine *Gesellschaft in Bewegung* in der Armut spezifische Überlebensstrategien erforderte. Dazu gehörte auch, Kinder auf andere Höfe zu geben, wenn die eigenen Ressourcen nicht ausreichten:

„Eben wenn Leute besonders arm sind, dann gibt es Strategien. Man gibt die Kinder weg“ (Interview Wallnöfer).

Solche Praktiken erhöhten die Vulnerabilität von Kindern und Jugendlichen, insbesondere von Mädchen, die sich in Abhängigkeitsverhältnissen außerhalb ihrer Herkunftsfamilien wiederfanden. Die bäuerliche Ordnung war klar patriarchal strukturiert. In der Hofhierarchie hatte der Mann das Sagen, häufig gemeinsam mit der Bäuerin, die jedoch selbst stark in diese Ordnung eingebunden war. Frauen verrichteten die gesamte Hausarbeit, übernahmen die Kinderbetreuung, arbeiteten im Garten und auf den Feldern. Auf vielen Höfen lebten zudem Diensthöfen, häufig unverheiratete Geschwister des Bauern (Bernhart, et al., 1988). Besonders vulnerabel in Bezug auf sexualisierte Gewalt waren Mägde, Schwabekinder und Kärner, aber auch Bäuerinnen selbst waren keineswegs geschützt (Bauernhaus-Museum Allgäu-Oberschwaben Wolfegg). Sexuelle Aufklärung fand kaum statt, Verhütungsmittel waren nicht vorhanden und von der Kirche verboten. Sexualisierte Gewalt war unter diesen strukturellen Bedingungen weit verbreitet, zugleich jedoch ein gesellschaftliches Tabu.

Die Dorfgemeinschaften funktionierten dabei als ambivalente soziale Räume. Einerseits boten sie Unterstützung im Alltag, andererseits wirkten sie als Orte sozialer Kontrolle. Abweichungen von normierten Geschlechter- und Sexualitätsvorstellungen wurden sanktioniert. Frauen, die Gewalt erfuhren, mussten damit rechnen, selbst zum Problem erklärt zu werden, da eine Offenlegung der Gewalt den Ruf der Familie gefährdete. In diesem Sinne wirkte die Dorfgemeinschaft als Kollektiv, das durch Schweigen und Wegsehen Gewalt stabilisierte.

Der Kriegskontext verstärkte diese Dynamiken. Während des Ersten Weltkriegs wurden viele Männer eingezogen, Frauen übernahmen zentrale Aufgaben in der Hofführung, der Feldarbeit, der Krankenpflege und trugen wesentlich zum Überleben der Familien bei. Mit der Rückkehr der Männer wurden diese temporären Handlungsspielräume jedoch wieder zurückgenommen, begleitet von einer erneuten Festschreibung traditioneller Geschlechterrollen. Die Erfahrungen von Autonomie und Verantwortung wurden nicht in dauerhafte Emanzipationsprozesse überführt. Nach dem Ersten Weltkrieg war Südtirol mit der faschistischen Italianisierungspolitik konfrontiert. Die Durchsetzung italienischer Sprache, Verwaltung und öffentlicher Dienste führte zu ethnischer Spaltung und verstärkte den Rückzug auf Familie, Dorf und Kirche als Orte der Identitätssicherung. Diese Abschottung wirkte zugleich exkludierend und disziplinierend. Frauen spielten im sogenannten Katakombenunterricht eine zentrale Rolle, indem sie deutschsprachige Kinder im Verborgenen unterrichteten. Damit übernahmen sie eine wichtige kulturelle Funktion, ohne daraus politische oder soziale Macht ableiten zu können.

Die Option von 1939 führte zu einer tiefgreifenden Spaltung der Dorfgemeinschaften in *Dableiber* und *Auswanderer*. Die Entscheidung lag bei den männlichen Haushaltsvorständen; verheiratete Frauen waren an diese Entscheidung gebunden (Interview Clementi). Die Erinnerungen der Frauen aus den Senior:innenheimen zeigen, wie sehr diese Spaltung das soziale Klima vergiftete. Familien wurden gegeneinander ausgespielt, Kinder ausgegrenzt, Frauen öffentlich beschimpft oder bespuckt. Vertrauen innerhalb der Dorfgemeinschaft wurde nachhaltig zerstört. In einem solchen Klima sozialer Polarisierung war es umso schwieriger, über Gewalt zu sprechen oder Unterstützung zu finden. Bereits im Ersten Weltkrieg wurden Frauen, die Kontakte zu Soldaten hatten, öffentlich diffamiert, als *Huren* und *Verräterinnen* bezeichnet und mit Strafen bedroht. Sexuell aktive Frauen galten als ehrlos und unpatriotisch. Gleichzeitig waren Vergewaltigungen, Prostitution und Geschlechtskrankheiten Teil der Kriegsrealität, wobei die Schuld an deren Verbreitung den Frauen zugeschrieben wurde. Auch für den Zweiten Weltkrieg ist anzunehmen, dass Soldaten, wie auch in anderen Kriegskontexten, sexualisierte Gewalt ausübten, auch wenn darüber kaum Wissen dokumentiert ist. Teilweise prostituierten sich Frauen aus extremer Not, um Nahrung zu erhalten oder ihre Kinder zu schützen (Interview Dietl). Das Schweigen über diese Erfahrungen ist Teil der transgenerationalen Leerstelle, mit deren Sichtbarmachung TRACES beginnt.

Die faschistische und nationalsozialistische Ideologie verstärkte die dörflich-patriarchalen Strukturen zusätzlich. Das Bild der sich aufopfernden Mutter und des Vaters als Familienoberhaupt wurde politisch und ideologisch weiter aufgeladen. Frauen wurden auf ihre Rolle als Ehefrauen und Mütter reduziert und gleichzeitig ideologisch überhöht. Maßnahmen wie die Förderung kinderreicher Familien, das Verbot von Verhütung und Schwangerschaftsabbrüchen sowie finanzielle Anreize stabilisierten diese Ordnung.

Die religiös aufgeladene Mütterverehrung trug dazu bei, weibliches Leiden zu naturalisieren und als notwendiges Opfer für Familie, Nation und Glauben darzustellen. Eine Teilnehmerin, Hildegard, verdeutlicht die engen dörflichen Dynamiken, die Selbstbestimmtheit weitgehend verunmöglichten und jene Frauen, die dennoch einen anderen Weg wählten, rasch marginalisierten. In ihrer Reflexion über Möglichkeiten und Unmöglichkeiten von Trennung und Scheidung wird deutlich, wie stark individuelle Entscheidungen durch soziale, ökonomische und moralische Rahmenbedingungen begrenzt waren:

Hildegard: Ja, wo hätte man denn hingehen sollen? Das war das meiste, dass die Frauen dann so gedrillt wurden... Wo wärst du denn hin? Keinen Beruf und die Kinder hinten lassen... Gut, solche Rabenmütter ..., die hat es natürlich auch gegeben, aber nein, das hätte man nie gedacht, ans Scheiden... Und man hat sich halt nicht so getraut, ich meine, das hat es bei uns schon auch einige gegeben, die sich getraut haben. Ja, so Mädchen, die waren dann schon auch immer so bekannt auch irgendwo.

Frage: Aber eher im Negativen?

Hildegard: Ja.

Frage: Die waren dann verschrien im Dorf?

Hildegard: Ja. Aber der Glaube ist irgendwie, es ist ja gut, dass es das gibt und immer gegeben hat, weil die Leute ein bisschen im Geleise halten, nicht? Weil eine Führung ist halt, braucht halt ein jeder Mensch.

Der Interviewausschnitt zeigt eindrücklich, dass die faktische Unmöglichkeit, sich aus einer Ehe zu lösen, nicht nur aufgrund von formalen Verboten bestand, sondern auch wegen dörflicher Macht- und Kontrollmechanismen. Die Frage *wo hätte man denn hingehen sollen?* verweist auf das Fehlen von Alternativen und macht deutlich, dass Selbstbestimmtheit nicht als individuelle Option gedacht werden konnte, sondern an kollektive Erwartungen gebunden war. Frauen verfügten meist weder über eine eigenständige berufliche Ausbildung noch über ein eigenes Einkommen oder institutionelle Unterstützung. Hinzu kam die rechtliche Situation: Vor der Familienrechtsreform von 1975 war es nicht möglich, dass das Sorgerecht im Falle einer, seit 1970 legalen, Scheidung der Mutter zugesprochen wurde. *Die Kinder hinten lassen* war somit keine frei wählbare Option, sondern stellte vielfach die einzige denkbare Form der Trennung dar. Diese Vorstellung war jedoch moralisch hochgradig stigmatisiert und mit dem Bild der *Rabenmutter* belegt.

Besonders prägnant ist die Beschreibung sozialer Sanktionierung im Dorf. Frauen, die sich aus normativen Vorgaben lösten, wurden sichtbar gemacht, negativ markiert und *verschrien*. Das Dorf fungiert hier als sozialer Überwachungsraum, in dem Abweichung registriert und sanktioniert wird. Zugleich zeigt sich eine ambivalente Haltung gegenüber diesen Ordnungen: Der Glaube wird rückblickend als begrenzend, aber auch als strukturgebend beschrieben. Diese Ambivalenz verweist auf eine internalisierte Anpassung an dörflich-religiöse Strukturen, die Orientierung boten, zugleich jedoch individuelle Handlungsspielräume massiv einschränkten. Insgesamt zeigen die Dorfdynamiken des Vinschgau für die Generation Helga ein komplexes Zusammenspiel aus Armut, patriarchalen Machtverhältnissen, ethnischer Spaltung, Kriegserfahrungen und ideologischer Überformung. Dorfgemeinschaften waren nicht per se gewalttätig, aber sie schufen strukturelle Bedingungen, unter denen sexualisierte Gewalt möglich wurde und selten benannt werden konnte. Gleichzeitig gab es punktuelle Formen von Schutz, etwa durch einzelne Frauen, familiäre Netzwerke oder informelle Solidarität, die jedoch meist individuell blieben und kaum strukturelle Wirkung entfalten konnten.

Für TRACES ist zentral, dass diese Dorfdynamiken nicht als historische Randbedingungen zu verstehen sind, sondern als aktive soziale Kontexte, in denen *silent complicity* entstand, weitergegeben und verinnerlicht wurde. Sie prägen die biografischen Erfahrungen der Frauen der Helga-Generation ebenso wie die transgenerationalen Spuren von Schweigen, Schuld und Angst, die sich bis in die nachfolgenden Generationen fortsetzen.

6.1.1.4 Institutionen und Fachkräfte

Im soziokulturellen Kontext der Generation Helga spielten Institutionen und professionelle Fachkräfte im Umgang mit sexualisierter Gewalt eine marginale Rolle. In den Interviews mit den Frauen dieser Generation wird Unterstützung durch professionelle Stellen oder einzelne Fachkräfte kaum thematisiert. Dies verweist auf das nahezu vollständige Fehlen erreichbarer, zuständiger und handlungsfähiger Unterstützungsstrukturen. Für betroffene Frauen gab es keine spezifischen Anlaufstellen, an die sie sich hätten wenden können, und sexualisierte Gewalt war weder als soziales noch als institutionelles Problem anerkannt.

Ordnungskräfte wie die Carabinieri werden in den Erzählungen zwar vereinzelt erwähnt, jedoch überwiegend als wenig hilfreich oder als strukturell machtlos beschrieben. Selbst dort, wo einzelne Beamte versuchten zu unterstützen, waren ihre Handlungsspielräume stark begrenzt. Die rechtlichen Rahmenbedingungen boten kaum Möglichkeiten, Gewalt, insbesondere innerhalb von Familie und Ehe, zu thematisieren oder strafrechtlich zu verfolgen. Institutionelle Intervention blieb somit weitgehend aus, was zur Stabilisierung von Schweigen und zur Individualisierung des Leids beitrug. Gewalt wurde als privates Schicksal verstanden, nicht als gesellschaftliche oder institutionelle Verantwortung.

Vor diesem Hintergrund kam dem Glauben eine zentrale Funktion zu. Für viele Frauen der Generation Helga stellte der katholische Glaube eine wichtige Ressource dar, um Trost zu finden, Leid zu ertragen und Sinn zu stiften. Die Mehrheit der Interviewpartnerinnen beschreibt ihr Verhältnis zum Glauben rückblickend als positiv. In Ermangelung professioneller Hilfsangebote übernahm Religion eine kompensatorische Funktion und wirkte als emotionaler Halt in belastenden Lebenssituationen. Gleichzeitig ist diese Ressource hoch ambivalent zu bewerten. Denn dieselbe Institution, die Trost spendete, war zugleich tief in patriarchale Machtverhältnisse verstrickt und spielte, wie vorab gezeigt, eine zentrale Rolle in der Abwertung von Frauen, der Kontrolle weiblicher Körper, der Regulierung von Sexualität und Reproduktion sowie in Prozessen von Täterschaft, Mittäterschaft und sekundärer Viktimisierung.

Strukturelle Unterstützungsangebote durch soziale oder gesundheitliche Dienste fehlten weitgehend. Als eine der wenigen Ausnahmen werden Hebammen in den Erzählungen genannt. Sie erscheinen als zentrale Vertrauenspersonen, die Frauen im Zusammenhang von Geburten begleiteten und zumindest punktuell Unterstützung boten. Auch hier zeigt sich, dass Hilfe stark personengebunden war und nicht auf einem systematischen Versorgungskonzept beruhte. Erst deutlich später im Lebensverlauf einiger Frauen wird professionelle Unterstützung sichtbar. Drei der sechs Frauen der Generation Helga (50 %) erhielten im Erwachsenenalter therapeutische und/oder psychiatrische Hilfe. Diese späte Inanspruchnahme verweist auf langfristige Folgen der erlebten Gewalt sowie auf gesellschaftliche Veränderungen, durch die psychisches Leiden allmählich benennbar und behandelbar wurde. Ein Hinweis auf Unterstützung mit explizitem Bezug auf transgenerationale Traumatisierung findet sich in der Erzählung einer Interviewpartnerin, die von den Depressionen ihres Sohnes berichtet. Ein Arzt habe sie Mitte der 1990er Jahre darauf hingewiesen, dass diese möglicherweise mit ihrer eigenen Kindheitserfahrung zusammenhängen. Erst in diesem Moment wurde ein Zusammenhang zwischen individuellem Leid, biografischer Gewalt und transgenerationaler Weitergabe für sie überhaupt denkbar und artikulierbar.

Insgesamt wird deutlich, dass zur Zeit der Generation Helga weder spezialisierte Institutionen noch fachlich qualifizierte Unterstützungsangebote im Umgang mit sexualisierter Gewalt existierten. Vereinzelte Hilfen durch einzelne Fachkräfte beruhten nicht auf spezifischem Wissen zu sexualisierter Gewalt oder transgenerationaler Traumatisierung, sondern waren als persönliche, informelle Unterstützungsangebote zu verstehen. Diese strukturelle Abwesenheit institutioneller Verantwortung kann selbst als Teil der *silent complicity* gelesen werden. Unterstützung blieb fragmentarisch, spät verfügbar und vom Zufall individueller Beziehungen abhängig, mit nachhaltigen Folgen für die betroffenen Frauen und ihre Familien über Generationen hinweg.

6.1.2 Subjektebene: Die Last der Sünde

Nachdem der soziokulturelle Kontext der Generation Helga rekonstruiert und die Rolle der zentralen Akteur:innen im Hinblick auf stille Kompliz:innenschaft (*silent complicity*) aufgezeigt wurde, richtet sich der Fokus nun auf die subjektive Ebene der betroffenen Frauen. Dieser Abschnitt widmet sich zwei zentralen Themenkomplexen:

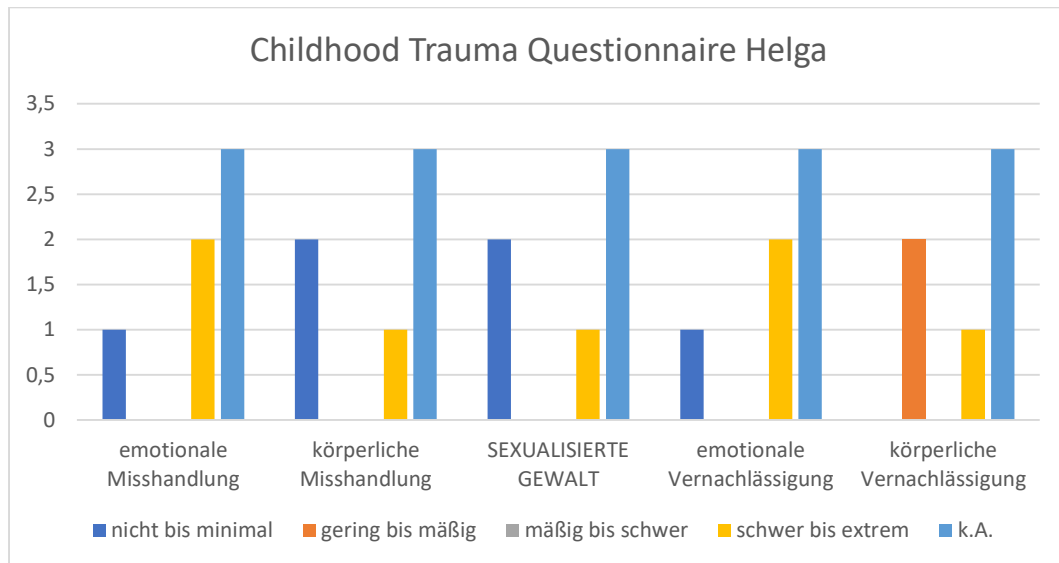
- a) den Langzeitfolgen, die die Teilnehmerinnen bei sich selbst und in ihrem Familiensystem beobachten und in direkte Korrelation mit der sexualisierten Gewalt bringen;
- b) den Umgangsformen und Bewältigungsmöglichkeiten, die die Frauen der Generation Helga für sich entwickelt haben

Zentrale Themen für das Verständnis dieser persönlichen Ebene der Generation Helga sind das religiös geprägte Konzept von Sünde und Schuld sowie die tiefgreifende Normalisierung sexualisierter Gewalt. Diese Deutungsrahmen beeinflussten maßgeblich, wie Gewalt erlebt, interpretiert und erinnert wurde. Sie wirkten strukturierend auf das Selbstverständnis der Frauen und begrenzten zugleich die Möglichkeiten, Gewalt als solche zu benennen oder Hilfe in Anspruch zu nehmen. Aus diesen Bedingungen heraus entwickelten die Frauen spezifische Strategien im Umgang mit dem Erlebten, die sich vor allem entlang von Verdrängung, Schweigen und Tabuisierung bewegten.

6.1.2.1. Langzeitfolgen: *das Weinen bei mir, das war immer da*

Die Langzeitfolgen sexualisierter Gewalt erweisen sich als vielschichtig und wirken sich nachhaltig auf alle Lebensbereiche aus. Die Analyse der Interviews mit den Frauen der Generation Helga macht unterschiedliche Langzeitfolgen sichtbar, mit denen die Betroffenen teilweise über Jahrzehnte hinweg konfrontiert waren. Die Erhebung der Langzeitfolgen erfolgte durch die Verschränkung quantitativ über den Fragebogen erhobener Daten mit qualitativen Interviewdaten. Alle Teilnehmerinnen wurden eingeladen, den CTQ zu beantworten. Die Ergebnisse lieferten Hinweise auf Gewalterfahrungen in der Kindheit und unterstützten eine gezieltere Einordnung der narrativen Erzählungen. Ergänzend wurden im Fragebogen im Sinne eines Traumascreenings gezielte Fragen zu möglichen Langzeitfolgen wie etwa Schlafstörungen oder Schreckhaftigkeit gestellt – einmal bezogen auf die aktuelle Lebenssituation und einmal auf den als am belastendsten erinnerten Zeitraum, dessen Dauer die Teilnehmerinnen selbst definierten. In den persönlichen Gesprächen wurden darüber hinaus offene Fragen zu Langzeitfolgen gestellt, die das Gesamtbild vertieften.

Wie bereits im Methodenkapitel 5 erläutert, stand es den Teilnehmerinnen frei, jederzeit zu entscheiden, welche Fragen sie beantworten wollten, sowohl im Fragebogen als auch im Interview. In der Generation Helga ergab sich dabei eine besondere Situation, da es den Teilnehmerinnen aus unterschiedlichen Gründen nicht möglich war, den Fragebogen vorab online oder in Printform auszufüllen. Stattdessen wurde dieser im Rahmen des Interviews bearbeitet. Dies führte dazu, dass die Fragen häufig als Erzählaufforderung verstanden wurden und entsprechend ausführliche, vertiefende Antworten hervorriefen, die jedoch nicht immer in das relativ starre Schema des Fragebogens passten. Konkret bedeutet dies, dass der CTQ für die Generation Helga ausgewertet werden konnte, eine quantitative Auswertung der Angaben zum Traumascreening jedoch nicht möglich war. Ausgehend von den Ergebnissen des CTQ zeigt sich für die Generation Helga folgendes Bild:



Die Grafik zeigt die Gewalterfahrungen in der Kindheit der Teilnehmerinnen der Generation Helga auf. Auffällig ist der hohe Anteil an „k. A.“ (keine Angabe) in allen Kategorien, jeweils drei Nennungen. Dies ist vor allem auf die bereits angesprochenen Herausforderungen im Umgang mit dem Fragebogen zurückzuführen, da nicht alle Frauen der Generation Helga die Fragen strukturiert beantworten konnten. In diesem Zusammenhang stellt sich ein wichtiger Erkenntnisgewinn ein: Die Methode „Fragebogen“ erweist sich in Gesprächen mit der älteren Generation als nur eingeschränkt zielführend.

In den Bereichen emotionale Misshandlung, körperliche Misshandlung, sexualisierte Gewalt, emotionale Vernachlässigung und körperliche Vernachlässigung finden sich jeweils ein bis zwei Angaben im Bereich *nicht bis minimal*, ergänzt durch einzelne Nennungen im Bereich *schwer bis extrem*, insbesondere bei emotionaler Misshandlung sowie bei emotionaler und körperlicher Vernachlässigung. Bei körperlicher Vernachlässigung wurden zudem Belastungen im Bereich *gering bis mäßig* angegeben. Insgesamt zeigt die Grafik, dass die Generation Helga trotz teilweise gravierender Belastungen überdurchschnittlich viele fehlende oder nicht artikuliert Angaben aufweist. Neben einer methodenkritischen Einordnung kann dies auch als Spiegel der Tabuisierung von Gewalt und Trauma in der historischen Lebenswelt dieser Frauen gelesen werden. Gleichzeitig muss diese Beobachtung im Kontext biografischer Erinnerungsprozesse gesehen werden: Erinnerungen an Erlebnisse verändern sich im Zuge der eigenen Lebensgeschichte und werden fortlaufend mit späteren Erfahrungen verknüpft, wodurch sich auch ihre erzählerische Form wandelt (Haug, 2021).

Die Analyse der Interviews zeigt, dass die Langzeitfolgen sexualisierter Gewalt das Leben der Frauen der Generation Helga oft über den gesamten Lebensverlauf hinweg geprägt haben. Sie manifestieren sich auf emotionaler, körperlicher und relationaler Ebene und bleiben vielfach bis ins hohe Erwachsenenalter wirksam. Dabei handelt es sich nicht um isolierte Symptome, sondern um miteinander verflochtene Belastungsmuster, die den Alltag, das Selbstbild und die Beziehungen der Betroffenen strukturieren. Zentral sind dauerhaft erhöhte Angstgefühle, die sich in Hypervigilanz, Vermeidungsverhalten und einem anhaltenden Gefühl fehlender Sicherheit äußert. Angst ist dabei nicht an konkrete Situationen gebunden, sondern bildet einen grundlegenden affektiven Zustand, der das alltägliche Handeln prägt. Ergänzend berichten mehrere Frauen von Zuständen der Erstarrung und emotionalen Taubheit, die sich insbesondere in belastenden Situationen zeigen und als traumabedingte Schutzreaktionen verstanden werden können. Rückzug, innere Starre und das Gefühl innerer Leere fungieren dabei als Formen der Selbstregulation.

Besonders prägend sind tief verankerte Schuld- und Schamgefühle, die häufig religiös-moralisch gerahmt sind. Die Frauen schreiben sich selbst Verantwortung für die erlebte Gewalt zu und internalisieren Deutungen von Schuld und Sünde, die über Jahrzehnte fortwirken. Diese Selbstzuschreibungen führen zu anhaltender Selbstabwertung und dem Gefühl, „nie richtig“ zu sein. Eng damit verbunden zeigen sich langjährige depressive Verläufe sowie Suizidgedanken bis hin zu konkreten Suizidhandlungen, die vor allem in Phasen erhöhter biografischer Belastung auftreten und retrospektiv von den Betroffenen mit der unverarbeiteten Gewalt in Verbindung gebracht werden.

Die Folgen sexualisierter Gewalt zeigen sich zudem deutlich auf der körperlichen Ebene. Wiederholt genannt werden psychosomatische Beschwerden wie Zittern, Schlafstörungen, Appetitlosigkeit, Erschöpfung, Schmerzen beim Geschlechtsverkehr sowie körperliche Stressreaktionen. Schwangerschaft und Mutterschaft wirken dabei häufig als Trigger, da sie Erfahrungen von Kontrollverlust, Körpernähe und Verantwortung intensivieren und traumatische Erinnerungen reaktivieren können. Neben Angst treten auch unterdrückte Wut, Zorn und Ohnmachtsgefühle auf, die sich teils gegen die eigene Person richten oder mit Schuldgefühlen im Zusammenhang mit aggressivem Verhalten anderen gegenüber einhergehen. Ein weiteres zentrales Langzeitmuster ist ein anhaltendes Gefühl von Einsamkeit und Fremdheit. Viele Frauen beschreiben, sich innerlich isoliert zu fühlen und auch in sozialen oder dörflichen Kontexten kein Zugehörigkeitsgefühl zu entwickeln. Dies wird exemplarisch in folgendem Interviewausschnitt deutlich:

„das eine [Traurigkeit] war immer, es ist immer, das Weinen bei mir, das war immer da, und immer immer, immer, immer, immer, immer. Immer. Und ich habe niemanden, ich hätte mir immer gedacht, wenn ich eine Schwester hätte, wenn ich eine Schwester hätte, so war das halt.“

Der Ausschnitt verweist auf eine chronische, biografisch verankerte Traurigkeit, die als kontinuierlicher affektiver Grundzustand präsent bleibt. Der Wunsch nach einer Schwester verweist auf ein dauerhaft unerfülltes Bedürfnis nach familiärer Verbundenheit, Trost und emotionaler Sicherheit. Freundschaften und spätere soziale Beziehungen können entlastend wirken, vermögen jedoch tiefgreifende Bindungsverletzungen nicht vollständig zu kompensieren.

Neben den individuellen Folgen werden in den Interviews auch transgenerationale und systemische Auswirkungen sichtbar. Viele Frauen berichten von der Weitergabe eigener Ängste und Schuldgefühle an ihre Kinder, insbesondere in Form massiver Sorgen um deren Sicherheit und Wohlergehen. Das Gefühl, die eigenen Kinder durch die eigene Geschichte geschädigt zu haben, stellt eine erhebliche psychische Belastung dar und kann zu schweren Krisen bis hin zu Suizidgedanken führen. Gleichzeitig beeinflussen diese Ängste das Erziehungsverhalten und können bei den Kindern wiederum Unsicherheit, Rückzug oder Schwierigkeiten im Umgang mit Nähe hervorrufen. In einer Situation werden diese Belastungen von Fachpersonen explizit auf unverarbeitete traumatische Erfahrungen der Mutter zurückgeführt.

Schließlich zeigen die Interviews, dass Alkoholmissbrauch und psychische Erkrankungen in den Familiensystemen präsent sind. Während Alkoholkonsum in der Generation Helga sozial weitgehend akzeptiert und normalisiert war, blieben psychische Erkrankungen wie Depressionen häufig unerkannt oder wurden nicht diagnostiziert. Inwieweit diese Phänomene direkt mit der sexualisierten Gewalt zusammenhängen, lässt sich aus den Interviews nicht eindeutig rekonstruieren. Zusammenfassend verdeutlicht die Analyse, dass sich die Langzeitfolgen sexualisierter Gewalt in der Generation Helga in tiefgreifenden emotionalen, körperlichen und relationalen Prägungen sowie in transgenerationalen Wirkzusammenhängen zeigen. Der folgende Abschnitt richtet den Fokus darauf, welche Umgangsformen und Bewältigungsmuster die Frauen im Verlauf ihres Lebens entwickelt haben, um diese langfristigen Belastungen zu handeln.

6.1.2.2 Umgangsformen: *das Reden hat mir geholfen*

Der Umgang der Frauen der Generation Helga mit ihren traumatischen Erfahrungen ist in hohem Maße von Verdrängung und Schweigen geprägt. Wenn überhaupt über erlebte sexualisierte Gewalt gesprochen wurde, dann meist nur mit einzelnen Vertrauenspersonen. Offene Gespräche innerhalb der Familie oder im weiteren sozialen Umfeld blieben die Ausnahme. Schweigen erscheint dabei nicht als individuelles Versagen, sondern als eine unter den gegebenen Bedingungen naheliegende und oft einzige verfügbare Überlebensstrategie.

Viele Frauen berichten von langen Phasen des Schweigens, in denen sie ihre Erlebnisse nicht aussprechen konnten, aus Angst, aus Scham oder weil sie keine Unterstützung erwarteten. Ein zentrales und wiederkehrendes Motiv in den Erzählungen ist Angst: die Angst vor dem Täter, die Angst vor weiterer sexualisierter Gewalt, die Angst, das Schweigen zu überwinden und nicht geglaubt zu werden, sowie die Angst vor sozialer Ausgrenzung und Schuldzuweisung. Hinzu kommt die Angst, das eigene Leid an die Kinder weiterzugeben, was in den Interviews als zusätzliche Belastung deutlich wird. Eine Teilnehmerin beschreibt die Angst zu sprechen besonders eindrücklich. Sie hatte große Angst, ihrer Mutter von den Übergriffen zu erzählen, da diese ihr gegenüber selbst sehr gewalttätig war. Als unerwünschtes Kind lebte sie in permanenter Furcht, auch vor den möglichen Konsequenzen, falls der Täter zur Anzeige gebracht worden wäre. Im Interview wird deutlich, dass ihr die Schuld zugeschrieben wurde, während die Täter geschützt wurden. Vor diesem Hintergrund entschied sie sich, nie wieder darüber zu sprechen. Schweigen wird hier als Schutz vor weiterer Gewalt, vor Schuldzuweisung und vor dem Verlust ohnehin fragiler Beziehungen sichtbar.

Wo institutionelle oder familiäre Unterstützung fehlte, suchten viele Frauen im Glauben und in der Spiritualität Kraft zum Überleben. Mehrere Interviewpartnerinnen beschreiben das Beten, den regelmäßigen Besuch der Messe und religiöse Rituale als zentrale Stützen in ihrem Alltag, die Trost spendeten und halfen, Leid auszuhalten. Gleichzeitig ist diese religiöse Praxis eng mit dem Versuch verknüpft, sich von Schuld und Sünde zu reinigen. In einem religiösen Deutungsrahmen, der weibliche Sexualität moralisch abwertete, wurde das eigene Leiden häufig internalisiert und als persönliche Schuld interpretiert. Gebet und Kirchengang erfüllten damit eine ambivalente Funktion: Sie boten Halt und gaben Sinn, wirkten aber zugleich stabilisierend auf Selbstbeschuldigungen und die Normalisierung von Gewalt. Die Handlungsspielräume der Frauen waren stark begrenzt. Ein Ausstieg aus der Ehe war für die meisten aufgrund ökonomischer Abhängigkeit kaum möglich, zudem war Scheidung bis 1970 rechtlich verboten. Die restriktive und moralisch aufgeladene Praxis der katholischen Kirche im Umgang mit Sexualität, insbesondere mit weiblicher Sexualität, verstärkte Schuld- und Schamgefühle und trug zur Verfestigung von Schweigen und Anpassung bei. Gewalt wurde so nicht als Unrecht, sondern als Teil eines individuellen Schicksals oder einer göttlichen Prüfung gedeutet.

Dieses Schweigen in der Generation Helga ist eng mit der gesellschaftlichen und familiären Tabuisierung sexualisierter Gewalt verbunden. Die Angst vor Sanktionen und sekundärer Viktimisierung war groß und ging mit tief verankerten Schuld- und Schamgefühlen einher. Frauen, die sich erst später im Leben dazu entschlossen, über die erlebte Gewalt zu sprechen, betonen rückblickend die entlastende Wirkung der Enttabuisierung. Eine Teilnehmerin berichtet, dass sie aufgrund von Depressionen eine Therapie begonnen habe und sagt: *das Reden hat mir geholfen*. Sprache wird hier als erster Schritt zur Bearbeitung des Traumas und zur Wiederaneignung von Handlungsmacht sichtbar. Gleichzeitig thematisieren die Frauen der Generation Helga die enorme Belastung, die mit dem jahrelangen Schweigen und der allgegenwärtigen Angst verbunden war. Besonders schwierig war es, Gewalt innerhalb der eigenen Familie zu benennen, etwa den eigenen Vater zu beschuldigen, da viele Frauen trotz allem an der Vorstellung einer *heilen Familie* festhalten wollten oder mussten. Die Interviewanalyse zeigt, dass die Verschränkung struktureller Bedingungen mit sozialen und psychischen Konstellationen die Bearbeitung traumatischer Erfahrungen infolge sexualisierter Gewalt erheblich erschwerte (Loch & Schulze, 2011). Die Erfahrung von Schutzlosigkeit, das Fehlen von Anerkennung und das anhaltende Schweigen hinterlassen häufig unbearbeitete Traumata, die transgenerational weitergegeben werden können. Es handelt sich dabei nicht nur um individuelle, sondern um kollektive Erfahrungen, die mit der Marginalisierung und Stigmatisierung von Frauen in patriarchalen Gesellschaften einhergehen (Menzies, 2019).

6.1.3 Familiendynamiken und Partnerschaften: *wenn er wollte, hat er seine Sache gemacht*

Sexualisierte Gewalt wirkt in den familiären Kontexten nicht als singuläres Ereignis sondern als Bestandteil eines Kontinuums patriarchaler Machtverhältnisse über Generationen hinweg. Zentral ist dabei das familiäre Schweigen: Sexualisierte Gewalt bleibt tabuisiert, wodurch Täter geschützt und bestehende familiäre Ordnungen stabilisiert werden. Gleichzeitig erzeugt dieses Schweigen massive Loyalitätskonflikte bei den Betroffenen. Frauen, die sprechen oder sich distanzieren, riskieren Ausgrenzung und Schuldzuweisungen. Schweigen fungiert somit als Mechanismus sozialer Kontrolle und als Strategie der Aufrechterhaltung von Zugehörigkeit, die jedoch auf Kosten der Betroffenen geht. Mehrere Interviewpartnerinnen der Generation Helga beschreiben Kindheiten, die von Armut, Überforderung, Gewalt und fehlenden Schutzmechanismen geprägt waren. Sie mussten früh mitarbeiten, insbesondere auf Höfen, und Mütter in ihrer Last stützen. Sexualität war in den Familien ein Tabuthema; sexualisierte Gewalt innerhalb der Familie blieb weitgehend unbenannt. Diese Konstellation ist eng mit gesellschaftlicher Stigmatisierung verknüpft: Ledige Kinder und ihre als „sündig“ markierten Mütter wurden in Dorfgemeinschaften und kirchlichen Kontexten sanktioniert. Von Frauen wurde erwartet, jungfräulich in die Ehe zu gehen; Sexualität außerhalb der Ehe wurde moralisch verurteilt und mit sozialer Ausgrenzung beantwortet. In diesem Rahmen wirken geschlechtsspezifische Rollenbilder als normative Ordnung, die weibliche Sexualität beschämt und männliche Grenzüberschreitung entlastet. Die Expertinnenberichte zu den Dörfern des Vinschgau verorten diese Dynamiken in einem Geflecht aus patriarchaler Sozialkontrolle, lokaler Macht und Tabuisierung. Besonders deutlich wird die Normalisierung von Gewalt an Beispielen sexualisierter Gewalt in Ehen. Die Dorfgemeinschaft belohnt Leiden und Anpassung moralisch; eine misshandelte Frau wird als „fein“ bezeichnet, weil sie Gewalt erträgt:

„Des isch gonz a feine Frau“ (Gerede im Dorf). „Weil sie alles ausgehalten hat. Die Schläge und die sexuelle Gewalt und wieder die Schläge.“ (Interview Dietl)

Diese Zuschreibung macht kollektives Wegsehen und Mitwisserschaft sichtbar und verweist auf eine dörfliche Ordnung, in der Gewalt bekannt ist, aber nicht sanktioniert wird. Einen zentralen strukturellen Verstärker bildet die katholische Kirche, deren personelle und institutionelle Macht auch dort wirksam wird, wo Hilfe außerhalb der Familie nötig wäre. Wallnöfer beschreibt daraus entstehende Abhängigkeiten:

„Sie werden dann auch zu Tätern. Und damit ist das Netz für eine Befreiung so dicht, dass man da nicht rauskommt. Und das ist eine der großen Tragiken bei uns hier in Südtirol, wo speziell diese religiöse und kirchliche Macht über uns schwebt. Die eben auch strukturell vorhanden ist.“ (Interview Wallnöfer)

Die Dorfgemeinschaft fungiert damit als Raum der *silent complicity*, in dem Wissen über Täter zirkuliert, aber informell bleibt und kaum Konsequenzen hat. In diesem Kontext nehmen Schuld und Scham eine zentrale Rolle in der subjektiven Verarbeitung ein. Schuldgefühle nach sexualisierter Gewalt werden als multidimensional beschrieben und mit der eigenen Rolle, dem eigenen Verhalten und dem erlebten Kontrollverlust verbunden. Theoretisch wird Schuld als unangenehmes Gefühl gefasst, begleitet von Überzeugungen, man hätte anders handeln sollen; sie ist stärker selbstbezogen als Wut. Kubany & Watson (2003) betonen den Zusammenhang von Schuld und Scham und unterscheiden, dass Schuld auf konkrete Handlungen zielt, während Scham das Selbst insgesamt abwertet. Gerade bei sexualisierter Gewalt verstärken Nähe zum Täter, Ausweglosigkeit und externalisierte Schuldzuweisungen das Schuldempfinden und damit Langzeitbelastungen.

Die Interviews verbinden diese affektiven Dynamiken mit konkreten Familiengeschichten: Eine Interviewpartnerin berichtet von Depressionen und Schlafproblemen, die bereits ihre Mutter hatte; die Mutter war wie die Großmutter ein lediges Kind, der Alltag von Streit geprägt, die Mutter trug die Hauptlast auf dem Hof. Kriegserfahrungen des Vaters blieben unverarbeitet, er übte verbale Gewalt aus; die Interviewpartnerin erfuhr zudem physische Gewalt durch die Mutter. Schutz boten einzelne Bezugspersonen (Großvater, Großtante, Großmutter). Diese Konstellationen verdeutlichen, wie Armut, Krieg, patriarchale Ordnung und psychische Belastung in Familiensystemen zusammenwirken und transgenerationale Vulnerabilitäten erzeugen.

In der katholischen Logik wird Schuld zudem religiös-symbolisch verankert (Eva, Erbsünde), wodurch eine grundlegende Schuldhaftigkeit der Frau in Alltagspraxen sekundärer Viktimisierung übersetzt wird. Mulak (1993) analysiert dies als „Eva-Syndrom“ und zeigt die patriarchale Produktion eines unverhältnismäßigen Schuldempfindens, das Frauen besonders betrifft (Mulak, 1993). Zudem wird betont, dass es kaum Anzeigen oder Verurteilungen gab, u. a. wegen fehlender Straftatbestände und weil die Brandmarkung als zu groß galt: Die Normalisierung männlicher sexueller Verfügungsgewalt wird in den Erzählungen besonders greifbar in der Schilderung ehelicher Sexualität als Pflicht. Der folgende Interviewauszug zeigt Sprachlosigkeit und habituelle Selbstverständlichkeit männlicher Ansprüche. Die Teilnehmerin, Karin, berichtet:

Frage: Hat er (Ehemann) sich immer genommen, was er wollte?

Karin: Ja, eben, er hat, wenn er wollte, hat er seine Sache gemacht. (Satz bricht ab)

Frage: Und wenn Sie nicht wollten?

Karin: Und wenn ich gesagt habe, jetzt wäre besser mal eine Ruhe lassen, (Pause 2 Sekunden) dann hat er mich hergerissen und (Satz bricht ab)

Frage: Dann war er grob?

Karin: Ja (Pause 3 Sekunden) Ja, Mhm (Pause 3 Sekunden) Da hab ich mir gedacht, ja in Gottes Namen. Mehr als mich wehren kann ich mich nicht.

Frage: Haben Sie sich oft wehren müssen?

Karin: Nein, das nicht. Das war nicht so. Weil ich hab mir gedacht (Pause 2 Sekunden) Ja, ja. Ich hab ihn gekannt und mir gedacht, ja gut, dann ist halt.

Diese Passage verdichtet die habituelle Normalisierung von Gewalt und die strukturelle Unmöglichkeit, eheliche Vergewaltigung überhaupt als solche zu benennen. Auch Religion erscheint ambivalent als Bewältigungsstrategie und als Stabilisierung struktureller Gewalt. Die Teilnehmerin, Karin, beschreibt Halt im Glauben:

„Aber nein, der Herrgott hat mir immer die Kraft gegeben... Nein, man musste echt viel schlucken, das muss ich schon sagen, aber siehst du, ich danke nur immer dem Herrgott, dass er mir immer im richtigen Moment geholfen. Weil ich war oft: Soll ich gehen oder soll ich bleiben? Was soll ich tun? (2 Sekunden Pause) Weil mehr als Tag und Nacht arbeiten kann ich nicht. Ich kann nicht mehr“

Der Glaube ermöglicht subjektives Überleben, verschiebt aber Handlungsmacht in eine transzendente Instanz. In Bezug auf Mutterschaft zeigt sich eine enge Verflechtung von Armut, Arbeit, fehlender Selbstbestimmung und emotionaler Erschöpfung. Warnungen vor unehelicher Schwangerschaft werden transgenerational weitergegeben, wie eine andere Teilnehmerin berichtet:

„Meine Mama, das war das einzige Ding, ähm, 'Du darfst kein lediges Kind kriegen'. Ja. Sie war selbst eines ... Es MUSS geheiratet werden.“

Diese Aussagen zeigen, wie Angst und Stigma über Generationen in Erziehungsbotschaften sedimentieren. Empirisch wird die transgenerationale Dimension durch Forschung gestützt: Gewalt in der Kindheit kann die eigene Elternschaft beeinflussen (Mauri, 2023); das Risiko der Weitergabe ist erhöht, ohne deterministisch zu sein (Greene, et al. 2020); mütterliche Kindheitstraumata wirken tief auf die Mutter-Kind-Beziehung (Wadji, 2022). Strukturelle Ungleichheiten und kollektive Unterdrückung begünstigen Weitergabeprozesse (Rosenwald, et al., 2023).

Die Teilnehmerinnen beschreiben ambivalente Beziehungsmuster, Flucht aus zu engen Beziehungen, Distanzbedürfnis sowie Sexualität als schmerzhaft, angstbesetzt oder emotional leer. Sexualität wird häufig nicht als lustvoll, sondern als Pflicht oder Belastung erlebt; zugleich zeigen sich Orientierungen an emotional nicht verfügbaren oder *unerreichbaren* Partnern. Diese Muster lassen sich als Ausdruck einer traumabedingten Spannung zwischen Nähebedürfnis und Bedrohungserleben lesen.

Gleichzeitig verweisen die Daten auf die historische Kontinuität normativer sexualbezogener Arrangements: Vergewaltigungen in der Ehe wurden nicht als solche bezeichnet, vielmehr herrschte das Konzept der ehelichen Pflicht. Auch wenn diese explizite Normalisierung besonders für Generation Helga herausgearbeitet wird, markieren die beschriebenen Tradierungen (Schweigen, Scham, Kontrolle, Stigma) einen familialen Resonanzraum, der die Beziehungsfähigkeit und Sexualitätsgestaltung auch in nachfolgenden Generationen prägt. Positiv werden dort Beziehungen beschrieben, wo Anerkennung, Schutz und Ko-Regulation möglich werden; negativ dort, wo erneut Abwertung, Kontrolle oder Nicht-Glauben erfahren wird, häufig als Wiederholung familiärer Muster.

Die Daten verweisen darüber hinaus auf die Bedeutung sozialer und institutioneller Kontexte für Beziehungserfahrungen. Traumata beeinflussen nicht nur Individuen, sondern auch Beziehungen und Gemeinschaften (Barton & Musil, 2019; Dreßing & Foerster, 2022). Traumatisierte Eltern sind in ihrer Fürsorgefähigkeit begrenzt (Dunkel, 2021), zugleich bemühen sich junge Mütter aktiv, Muster nicht weiterzugeben (Aparicio, 2017). Dieses Bemühen ist jedoch hoch voraussetzungsreich: Ohne tragende soziale Netze wird der Anspruch, *anders* zu sein, zur zusätzlichen Belastung. Daraus folgt eine besondere Verantwortung von Fachdiensten, Retraumatisierung, sekundäre Viktimisierung und Opfer-Täter-Umkehr zu vermeiden und transgenerationale Dynamiken in ihrem sozio-politischen Kontext zu verstehen (Fleckinger et. al., 2025).

6.1.4 Geformt von Macht, gehalten durch Schweigen: Habitus & silent complicity Generation Helga

Dieses Kapitel versteht sich als abschließende Zusammenschau der Analyse zur Generation Helga und widmet sich der Rekonstruktion des beobachteten Habitus im Umgang mit sexualisierter Gewalt und transgenerationaler Traumatisierung. Auf der Grundlage von Pierre Bourdieus Habituskonzept werden die zuvor dargestellten Informationen zu soziokulturellem Kontext, subjektiven Erfahrungen und familialen Dynamiken zusammengeführt und analytisch verdichtet. Der Fokus liegt dabei auf dem Zusammenspiel von sozialer Position, inkorporierten Dispositionen und daraus hervorgehenden Handlungsstrategien der Frauen der Generation Helga. Ziel des Kapitels ist es, sichtbar zu machen, wie patriarchale Machtverhältnisse, institutionelle Rahmenbedingungen und biografische Gewalterfahrungen nicht nur äußere Lebensbedingungen strukturierten, sondern sich nachhaltig in Wahrnehmungs-, Deutungs- und Handlungsmuster eingeschrieben haben und wie diese wiederum zur Reproduktion von Schweigen, Anpassung und silent complicity im Kontinuum sexualisierter Gewalt beitragen.

Die Grafik zum beobachteten Habitus der Generation Helga verdichtet die zentralen empirischen und theoretischen Befunde dieses Kapitels und macht sichtbar, wie sich sexualisierte Gewalt und transgenerationale Traumatisierung in der Verbindung von Position, Disposition und Strategien (Bourdieu) verfestigt haben. Der Habitus der Frauen dieser Generation ist dabei nicht als individuelles Merkmal zu verstehen, sondern als historisch und sozial hervorgebrachtes Muster des Wahrnehmens, Denkens und Handelns, das unter spezifischen strukturellen Bedingungen entstanden ist.

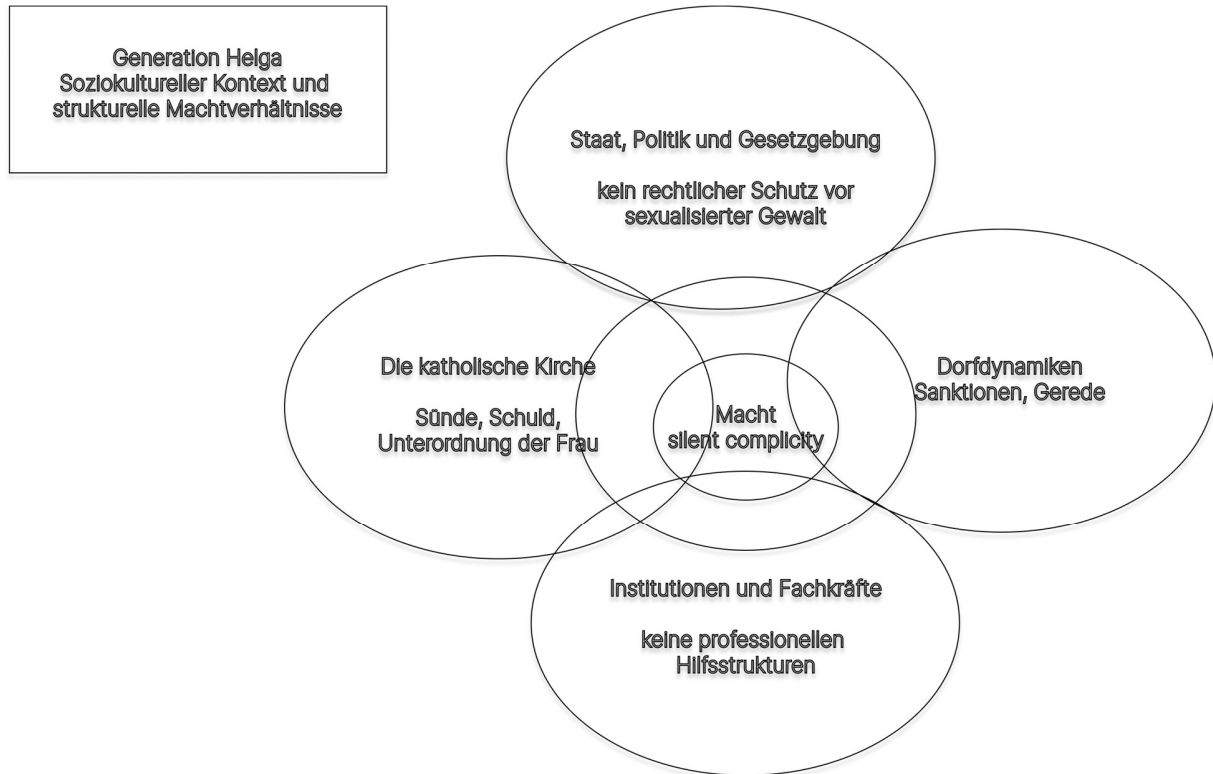
Ausgangspunkt ist die soziale Position der Frauen der Generation Helga. Diese war in mehrfacher Hinsicht marginalisiert. Ökonomisch waren Frauen weitgehend vom Ehemann abhängig; Erwerbsarbeit war rechtlich und sozial stark eingeschränkt, unbezahlte Arbeit auf Höfen und in Familien selbstverständlich, aber nicht als Kapital anerkannt. Das kulturelle Kapital war niedrig: Bildungschancen für Mädchen waren begrenzt, sexuelle Aufklärung tabuisiert. Auch das soziale Kapital war schwach ausgeprägt. Frauensolidaritäten oder schützende Netzwerke existierten kaum, Dorfgemeinschaften wirkten eher kontrollierend als unterstützend. Symbolisches Kapital, also gesellschaftliches Prestige und Anerkennung, war vor allem Männern vorbehalten. In der patriarchalen Gesellschaft Südtirols besetzten Männer prestigeträchtige Positionen in Kirche, Politik, Justiz und Familie, während Frauen symbolisch abgewertet blieben. Diese ungleiche Kapitalverteilung strukturierte die Handlungsmöglichkeiten der Frauen grundlegend. Aus dieser Position heraus formten sich spezifische Dispositionen des Habitus. Die Sozialisation der Frauen der Generation Helga war geprägt von religiösen und moralischen Deutungsmustern, in denen Sexualität mit Sünde, Schuld und Unreinheit verknüpft war. Sexualisierte Gewalt konnte innerhalb dieses Rahmens kaum als Unrecht benannt werden, sondern wurde naturalisiert oder individualisiert.

Die Grafik verweist hier auf eine inkorporierte Unterwürfigkeit gegenüber dem Mann, die nicht primär als bewusste Entscheidung, sondern als verinnerlichte Selbstverständlichkeit erscheint. Geschlechterunterschiede wurden als *natürlich* erlebt, patriarchale Machtverhältnisse dadurch legitimiert. Diese Dispositionen erklären, warum viele Frauen Gewalt erduldeten, ohne sie zu artikulieren, und warum Schuld- und Schamgefühle zentraler Bestandteil ihres Selbstbildes wurden.

Aus Position und Disposition ergeben sich schließlich die Strategien, die in der Grafik benannt werden: Schweigen aus Scham, Verdrängen und Beten. Diese Strategien sind nicht als passiver Rückzug zu missverstehen, sondern als begrenzte Formen von Handlungsfähigkeit unter restriktiven Bedingungen. Schweigen schützte vor weiterer Stigmatisierung, Verdrängen ermöglichte psychisches Überleben, und das Gebet bot Trost und Sinn in einer Situation, in der institutionelle Hilfe fehlte. Zugleich stabilisierten diese Strategien das Kontinuum sexualisierter Gewalt, da sie das bestehende Machtgefüge nicht infrage stellen konnten und begünstigen Dynamiken transgenerationaler Traumatisierung. Die Grafik macht damit deutlich, was Bourdieu mit der doppelten Wirkung des Habitus beschreibt: Er ist strukturiert durch rechtliche, kirchliche, dörfliche und familiäre Machtverhältnisse und wirkt zugleich strukturierend, indem er diese Verhältnisse im Alltag reproduziert.



Nachstehende Grafik hat das Ziel, *silent complicity* in der Generation Helga entlang von vier zentralen Akteursfeldern katholische Kirche, Staat/Justiz/Politik, Dorfgemeinschaften sowie Institutionen und Fachkräfte sichtbar zu machen und deren Wechselwirkungen darzustellen. Sie ist nicht als lineares Ursache-Wirkungs-Modell angelegt, sondern als dynamisches Gefüge, in dem sich strukturelle Machtverhältnisse, inkorporierte Dispositionen und individuelle Handlungsstrategien gegenseitig bedingen und stabilisieren. *Silent complicity* erscheint dabei als ein relationaler Prozess, der sich im Zusammenspiel dieser Ebenen herausbildet und reproduziert.



Ziel der Darstellung ist es, die Dynamiken zu verdeutlichen, durch die sexualisierte Gewalt nicht als Ausnahme, sondern als normalisierter Bestandteil der sozialen Ordnung wirksam wurde und sich transgenerational fortsetzen konnte. Im Zentrum der Grafik steht das Konzept der *silent complicity* als strukturierendes Prinzip. Diese stille Kompliz:innenschaft ergibt sich nicht aus einem einzelnen Akteur, sondern aus dem Zusammenspiel mehrerer gesellschaftlicher Felder, die sich gegenseitig stabilisieren. Die katholische Kirche fungierte dabei als moralische Autorität, die weibliche Sexualität als sündhaft, unrein und schuldbehaftet konstruierte. Durch religiöse Normen, Rituale und Seelsorgepraxis wurde die Unterordnung der Frau gegenüber dem Mann legitimiert und naturalisiert. Sexualisierte Gewalt konnte innerhalb dieses Deutungsrahmens kaum als Unrecht benannt werden, sondern wurde moralisch überformt und individualisiert.

Der Bereich Staat, Politik und Justiz ist in der Grafik als strukturelles Machtfeld dargestellt, das Frauen der Generation Helga keinen rechtlichen Schutz bot. Sexualisierte Gewalt insbesondere innerhalb von Ehe und Familie war kein benennbares Delikt, Scheidung nicht möglich, und Frauen waren rechtlich wie ökonomisch vom Ehemann abhängig. Diese rechtliche Leerstelle trug wesentlich dazu bei, Gewalt zu privatisieren und als persönliches Schicksal zu behandeln, statt als gesellschaftliches Problem. Das Ausbleiben staatlicher Intervention wirkte damit als zentrale Voraussetzung für das Fortbestehen von Gewalt. Die Dorfgemeinschaften erscheinen in der Grafik als ambivalente soziale Räume. Einerseits boten sie Zugehörigkeit und alltägliche Unterstützung, andererseits fungierten sie als Orte intensiver sozialer Kontrolle. Angst vor Gerede, Stigmatisierung und sozialem Ausschluss verhinderte, dass Frauen über Gewalt sprechen konnten. Täter waren häufig bekannt, wurden jedoch geschützt, während betroffene Frauen beschuldigt oder moralisch abgewertet wurden. Diese kollektive Praxis des Wegsehens und Schweigens ist ein zentrales Element der *silent complicity*.

Das vierte Feld Institutionen und Fachkräfte ist in der Grafik als Leerstelle markiert. Für die Generation Helga existierten kaum professionelle Unterstützungsangebote oder spezialisierte Hilfestrukturen. Ordnungskräfte verfügten über geringe Handlungsspielräume, therapeutische oder psychosoziale Angebote fehlten weitgehend. In dieser Situation wurde das Gebot zu einer zentralen Bewältigungsstrategie. Das Fehlen institutioneller Verantwortung verstärkte die Individualisierung von Leid und trug zur Stabilisierung des Schweigens bei. Insgesamt macht die Grafik sichtbar, wie Macht, Moral, Recht und soziale Kontrolle ineinandergreifen und Bedingungen schaffen, unter denen sexualisierte Gewalt möglich bleibt, unsichtbar wird und transgenerational weiterwirkt. Zudem verweist sie auf mögliche Bruchstellen im Kontinuum der Gewalt. Bildung, Therapie und die rechtliche Möglichkeit der Scheidung erscheinen als potenzielle Ausstiegswege, die für die Generation Helga weitgehend verschlossen waren. Der Blick auf die nachfolgenden Generationen Erika und Hannah zeigt, dass genau diese Faktoren zentrale Voraussetzungen für veränderte Handlungsstrategien und gesellschaftliche Transformationen darstellen.

6.2 Generation Erika (1950-1980): *Wir müssen darüber reden*

Die Frauen der Generation Erika wurden zwischen 1950 und 1980 geboren. Dieser Abschnitt stellt die Ergebnisse der Datenanalyse zu den Frauen dieser Generation dar. Insgesamt konnten 17 der 31 Teilnehmerinnen der Generation Erika zugeordnet werden, sie umfasst somit die größte Gruppe. Im Unterschied zur Generation Helga wuchsen sie in einem soziokulturellen Kontext auf, der von tiefgreifenden gesellschaftlichen Transformationsprozessen geprägt war. Dazu zählen insbesondere veränderte Arbeits- und Lebensbedingungen, das Erstarken der zweiten feministischen Welle, ein allmählicher Bedeutungsverlust der katholischen Kirche sowie zentrale gesetzliche Reformen, die die rechtliche und gesellschaftliche Stellung von Frauen nachhaltig veränderten. Parallel dazu gewann die Rolle professioneller Fachdienste im sozialen und psychosozialen Bereich zunehmend an Bedeutung. Zur besseren Einbettung der individuellen Erfahrungen wird zunächst auf diesen soziokulturellen Kontext eingegangen. Anschließend werden die Ergebnisse der Datenanalyse auf subjektiver Ebene dargestellt, bevor vertiefend auf familiäre Dynamiken sowie auf Partnerschaft und Mutterschaft eingegangen wird.

Besondere Aufmerksamkeit gilt dabei den Themen Scham, Sünde und Schuld, den (Groß-)Mutter-Tochter-Beziehungen sowie partnerschaftlichen Beziehungen, da sich diese Aspekte generationenübergreifend als zentral für das Verständnis von Kontinuitäten und Brüchen erweisen. Diese Zusammenhänge werden im anschließenden Kapitel der vergleichenden Analyse im Hinblick auf mögliche Habitustransformationen weiter vertieft. Im Vergleich zur Generation Helga verfügten die Frauen der Generation Erika über einen deutlich verbesserten Zugang zu Bildung und waren in zunehmendem Maße in der Erwerbsarbeit tätig. Dies verweist auf eine geringere ökonomische Abhängigkeit sowie auf einen erweiterten Besitz an ökonomischem Kapital im Sinne Bourdieus. Gleichzeitig zeigen die Daten, dass die Mehrheit der Teilnehmerinnen überwiegend in Teilzeit beschäftigt war. Diese Erwerbsform ermöglichte zwar eine gewisse finanzielle Eigenständigkeit, führte jedoch nicht zu vollständiger ökonomischer Unabhängigkeit und erhöhte insbesondere im Übergang zur Pensionierung das Risiko von Altersarmut. Die Generation Erika ist damit als erste Frauengeneration zu verstehen, die sich in breiter Form mit der strukturellen Anforderung der Vereinbarkeit von Erwerbsarbeit im kapitalistischen Arbeitsmarkt und familialen Sorgeverpflichtungen konfrontiert sah (Tazi-Preve, 2017).

6.2.1 Soziokultureller Kontext: Lernen, Nein zu sagen in einer Welt, die nicht hört

Die Zeit der Generation Erika war von signifikanten Veränderungen geprägt. Frauen wurden zunehmend in der Erwerbsarbeit tätig, die zweite feministische Welle war prägend für diese Zeit. Eine Reihe von Gesetzesänderungen bezog sich auf Chancengleichheit und gegen Gewalt an Frauen. *Das Private ist politisch*, ist der bekannte Slogan der zweiten Frauenbewegung. Scheidung wurde rechtlich möglich und es entstanden zunehmend professionalisierte Dienste und Beratungsstellen, auch die Frauenhausdienste wurden eingerichtet. Die katholische Kirche prägte nach wie vor stark die Wertvorstellungen der Menschen, aber Sexualität galt immer weniger als Sünde. 1975 entfällt zwar das Konzept des *pater familias*, die sexuelle Verfügbarkeit des Ehemanns über die Ehefrau bleibt aber bestehen. Sexualisierte Gewalt wird nach wie vor nicht weiter problematisiert und behandelt wie ein *Kavaliersdelikt*⁸: Betroffene werden verantwortlich gemacht, Täter bleiben angesehene Personen in den Dörfern, die Gewalt wird bagatellisiert.

6.2.1.1 Justiz: Geschlechternormen und Sexualität

In der Zeit, in der die Generation Erika aufwächst, lassen sich bedeutende gesetzliche Veränderungen in Bezug auf Geschlechtergleichstellung, Arbeit und geschlechtsspezifische Gewalt beobachten. Diese Veränderungen führen jedoch nicht automatisch zu einer Transformation der alltäglichen Lebensbedingungen von Frauen, da sie weiterhin mit konservativen Geschlechterbildern, persistenten patriarchalen Strukturen und starken Mechanismen sozialer Kontrolle verflochten bleiben, insbesondere in den ländlichen Kontexten Südtirols. Bis in die 1960er-Jahre hinein benötigten Frauen die Zustimmung ihres Ehemannes, um einen Arbeitsvertrag zu unterzeichnen; zudem stellte die Eheschließung einen legitimen Kündigungsgrund dar. Erst 1963 wurde in Italien das Recht auf freien Zugang von Frauen zum Arbeitsmarkt gesetzlich verankert (Robustelli, 2015). Trotz dieses formalen Fortschritts blieb die weibliche Erwerbstätigkeit stark durch soziale und familiäre Normen geprägt: Die Arbeit von Frauen, insbesondere in der Landwirtschaft und in Familienbetrieben, wurde weiterhin als selbstverständlich vorausgesetzt, jedoch nicht als eigenständige ökonomische Leistung anerkannt. Das dominante Bild der Frau als aufopfernde Ehefrau und Mutter trug dazu bei, weibliche Arbeit, die traditionell eine zentrale Rolle spielte, unsichtbar zu machen und ihr Anerkennung sowie gesellschaftliche Sichtbarkeit zu entziehen (Solderer, 2002).

Parallel dazu kam es zu erheblichen Veränderungen im Straf- und Familienrecht. Bis 1956 war Männern das Recht zugestanden worden, körperliche Gewalt gegen ihre Ehefrauen als Form *erzieherischer Züchtigung* auszuüben. 1968 wurde die strafrechtliche Verurteilung von Frauen wegen Ehebruchs abgeschafft. Dennoch blieb bis 1981 im italienischen Recht die sogenannte Ehrenmilderung bestehen, die faktisch Femizide im familiären Kontext (Ehefrauen, Töchter, Schwestern) legitimierte, sofern der Täter zeigen konnte, dass er den berechtigten Verdacht einer möglichen Untreue hatte. In diese Logik fügte sich auch die Praxis der sogenannten Wiedergutmachungsehe ein indem der Täter die betroffene Frau heiraten konnte, um so symbolisch die Ehre ihrer Familie wiederherzustellen (Landesbeirat für Chancengleichheit: Frauenbüro, 2015). Diese Regelungen verdeutlichen, dass die Verantwortung für die Familienehre Frauen zugeschrieben wurde und Vergewaltigung nicht als Verletzung der körperlichen und psychischen Integrität der Person, sondern als kollektive moralische Kränkung bzw. Verletzung der Ehre ihrer Familie verstanden wurde.

Trotz dieser rechtlichen Fortschritte blieb das gesellschaftliche Frauenbild stark widersprüchlich. Einerseits wurde in den 1960er-Jahren von Chancengleichheit gesprochen, andererseits hielt sich die Vorstellung der Frau als *schwaches Geschlecht*, das vermeintlich von Natur aus zur Fürsorge, zum Verzicht und zur emotionalen Verantwortung für die Familie prädestiniert sei. In Südtirol ging der wirtschaftliche Aufschwung mit einem Babyboom einher: 1965 brachten Südtirolerinnen durchschnittlich 3,28 Kinder zur Welt. Die Verantwortung für die Erziehung der Kinder sowie für die emotionale Stabilität der Familie wurde in einem stark katholisch-konservativ geprägten Umfeld nahezu selbstverständlich den Frauen zugeschrieben.

⁸ Anmerkung für den/die Leser:in: Bereits die Tatsache, dass hierfür ein eigener Begriff existiert, verdeutlicht, welche Formen die Normalisierung und Legitimierung sexualisierter Gewalt in patriarchalen Gesellschaften annehmen kann.

Noch 1979 betonte der Südtiroler Bauernbund, dass die Hauptaufgabe der Bäuerin darin bestehe, Familie, Haushalt und Hof zu koordinieren, wobei der Familie Vorrang einzuräumen sei. Auch die politische Partizipation von Frauen blieb begrenzt und stark auf traditionelle Rollen festgelegt. Die Frauenbewegung der Südtiroler Volkspartei, die ab den 1960er-Jahren aktiv war, konzentrierte sich vorwiegend auf karitative und soziale Tätigkeitsfelder. *Familieninteressen* wurden dabei vor allem in Bezug auf Ehe, Erziehung und soziale Fürsorge verstanden, während der Zugang zu entlohnter Arbeit, Bildung und politischer Mitbestimmung eine untergeordnete Rolle spielte. Ähnlich reproduzierten auch viele Frauenorganisationen der italienischen Parteien ein konservatives Frauenbild. Eine Ausnahme bildete die 1945 im Kontext der Resistenza gegründete *Unione Donne Italiane*, die die rechtliche Gleichstellung und die Emanzipation von Frauen explizit in ihr politisches Programm aufnahm.

Der politische Kampf um Gleichstellung führte dennoch zu konkreten Ergebnissen: 1950 wurde das Kündigungsverbot für Mütter im ersten Lebensjahr des Kindes eingeführt, 1956 das Recht auf Lohngleichheit zwischen Frauen und Männern verankert. 1963 wurde die Eheschließung als Kündigungsgrund abgeschafft und Frauen erstmals der Zugang zur Richterinnenlaufbahn eröffnet. Diese Fortschritte markieren wichtige Meilensteine, veränderten jedoch nicht automatisch die sozialen und symbolischen Strukturen, die die Selbstbestimmung von Frauen weiterhin einschränkten.

Einen wesentlichen Einschnitt stellte das zweite feministische Bewegungsfeld der 1970er-Jahre dar, das den Fokus von bloßer formaler Gleichberechtigung auf die Kritik an der Trennung von privater und politischer Sphäre sowie auf die Thematisierung häuslicher und sexualisierter Gewalt verlagerte. In Südtirol stellte die 1971 gegründete feministische Gruppe Kollontaj, inspiriert vom Denken der russischen Feministin Alexandra Kollontaj (Dalla Gassa, 2023), über einen langen Zeitraum hinweg den einzigen Beratungsraum dar, der Sexuaufklärung sowie Informationen zur Empfängnisverhütung anbot. Die Befreiung des eigenen Körpers, eine selbstbestimmte Sexualität und eine bewusst gewählte Mutterschaft wurden zu zentralen Leitmotiven feministischer politischer Praxis, die auch von der *Unione Donne Italiane* mitgetragen wurden. Neben der Gruppe Kollontaj entstanden zahlreiche weitere feministische Initiativen: Kollektive in Bozen, Meran und Bruneck, gewerkschaftliche Frauengruppen, studentische Kollektive sowie mediale Räume wie *Radio Popolare*. Dieses Engagement trug maßgeblich zur Einführung neuer gesetzlicher Regelungen zu Verhütung, Beratungsstellen, Schwangerschaftsabbruch und zur Bekämpfung sexualisierter Gewalt bei.

Erst 1971 wurde ein Gesetz aus dem Jahr 1930 aufgehoben, das die Verbreitung von Informationen über Verhütungsmethoden unter Strafe stellte; in den 1960er-Jahren war die Antibabypille in Italien noch als therapeutisches Medikament verschrieben worden. Öffentliche Beratungsstellen wurden vielfach kritisiert, da sie familienorientiert ausgerichtet waren und kaum Informationen zu Verhütung oder Schwangerschaftsabbruch bereitstellten. 1982 eröffnete in Meran auf Initiative lokaler Feministinnen die feministische Beratungsstelle LILITH.

Die zentrale Bedeutung des Themas Gewalt zeigte sich deutlich in öffentlichen Mobilisierungen. 1977 beteiligten sich Hunderte von Frauen an einem Fackelzug in Bozen, um auf sexualisierte, physische und psychische Gewalt aufmerksam zu machen, die sie in Familie, Schule und Arbeitswelt erfuhren. 1979 forderte das Feministische Koordinierungskomitee Südtirols anlässlich eines Vergewaltigungsprozesses die Freiheit von Frauen, ohne patriarchale Unterdrückung zu leben, zu denken und zu handeln. In diesem Kontext entstand auch die legislative Initiative, Vergewaltigung nicht länger als Delikt gegen die Moral, sondern als Straftat gegen die Person zu definieren. In den 1980er-Jahren blieb Gewalt ein zentrales Thema feministischer Theorie und Praxis: 1985 wurde ein Gesetzesentwurf zur öffentlichen Finanzierung von Frauenhäusern eingebracht, 1989 schließlich der Gleichstellungsrat in Bozen gegründet (Soldner, 2002).

Diese sozialen und politischen Transformationsprozesse spiegeln sich auch in den Erzählungen der Frauen der Generation Erika im Vinschgau wider. Die Interviewpartnerinnen hinterfragen zunehmend den Einfluss der katholischen Kirche und die traditionelle Rollenverteilung und streben nach größerer Autonomie sowie nach Selbstbestimmung über den eigenen Körper. Gleichzeitig bestehen jedoch enge dörfliche Strukturen fort, die Täter sexualisierter Gewalt schützen. Da eheliche Vergewaltigung nicht strafbar war, konnten ausschließlich Täter außerhalb der Familie angezeigt werden. Insgesamt nehmen die Frauen der Generation Erika wahr, dass sich die strukturellen Rahmenbedingungen nur langsam verändern, während sich ihre inneren Haltungen und Deutungsmuster tiefgreifend wandeln. Rechtliche und politische Veränderungen eröffnen neue Möglichkeitsräume, überwinden jedoch nicht automatisch das Kontinuum von Gewalt und *silent complicity*, das weiterhin die alltäglichen Erfahrungen von Frauen prägt.

6.2.1.2 Die Katholische Kirche: *Was die Kirche gesagt hat, war Gesetz*

Die Frauen der Generation Erika wuchsen überwiegend in stark katholisch geprägten Familien auf, in denen religiöse Normen einen selbstverständlichen Orientierungsrahmen für Alltag, Moral und soziale Zugehörigkeit bildeten. Kirchliche Vorgaben wurden nicht als eine von mehreren Deutungsoptionen wahrgenommen, sondern weiterhin als verbindliche Ordnung, die sowohl das Familienleben als auch die Dorfgemeinschaft strukturierte. Regelmäßiger Kirchenbesuch, religiöse Rituale und die Autorität des Pfarrers gehörten zum sozialen Alltag und wirkten identitätsstiftend, insbesondere in kinderreichen Familien. Zugleich fungierte die Kirche als zentrale Instanz sozialer Kontrolle. Mehrere Interviewpartnerinnen berichten, dass Pfarrer nicht nur moralische Normen vermittelten, sondern auch konkret in das reproduktive Leben der Familien eingriffen, indem sie weiterhin die Zahl der Geburten beobachteten und sanktionierten, wenn *zu wenige* Kinder geboren wurden, auch wenn diese Funktion in der Generation Erika allmählich an Bedeutung verlor. Mutterschaft wurde damit weiterhin religiös aufgeladen und zugleich funktionalisiert, was den Druck auf Frauen erhöhte und körperliche wie psychische Überforderung begünstigte. Scheidung galt in kirchlich geprägten Dorfgemeinschaften trotz rechtlicher Reformen weiterhin als moralisch inakzeptabel, was viele Frauen auch bei (sexualisierter) Gewalt, Alkoholismus oder massiven Belastungen in Ehen hielt. Ein zentrales Ergebnis der Interviews ist die enge Verbindung zwischen kirchlicher Morallehre, patriarchalen Familienstrukturen und der Normalisierung von Gewalt. Körperliche Züchtigung von Kindern wurde religiös legitimiert und in den Familien umgesetzt. Darüber hinaus berichten mehrere Frauen explizit von sexualisierter Gewalt durch kirchliche Amtsträger, sowohl gegen Mädchen als auch gegen Buben, sowie von systematischer Vertuschung dieser Taten. Besonders gravierend wirkt in diesem Zusammenhang die sekundäre Viktimisierung: Betroffene schildern, dass ihnen von Priestern nicht geglaubt oder die Schuld zugeschrieben wurde, was Scham und Schweigen weiter verstärkte. Der folgende Interviewauszug verdeutlicht das kirchliche Sprechverbot und die unhinterfragte Autorität der katholischen Kirche im familialen Kontext:

„Ich durfte nicht nachhaken über die Religion, weil was die Kirche gesagt hat, war Gesetz ... alles, was männlich und sexuell ist, das war das größte Tabu in der Familie ... Am liebsten wäre ihr [der Mutter] gewesen, wir wären alles Klosterfrauen gewesen.“

Die Aussage, *was die Kirche gesagt hat, war Gesetz*, verweist auf eine umfassende normative Deutungsmacht, die weit über religiöse Fragen hinausreicht und zentrale Lebensbereiche reguliert. Religion fungiert hier nicht als individueller Glaubensrahmen, sondern als ordnendes System, das Denk-, Handlungs- und Gesprächsräume strukturiert. Besonders sichtbar wird die Rolle der Kirche in der Tabuisierung von Körperlichkeit, Sexualität und Geschlechterbeziehungen. Alles *Männliche und Sexuelle* erscheint als strikt verbotenes Thema. Diese Moral wird innerhalb der Familie vor allem durch die Mutter vermittelt, die kirchliche Normen in erzieherische Praxis übersetzt. Der Wunsch, die Töchter sollten *Klosterfrauen* werden, verweist auf ein katholisch geprägtes Ideal weiblicher Sexualitätslosigkeit und moralischer Kontrolle.

Gleichzeitig zeigt sich für die Generation Erika erstmals ein Prozess der Distanzierung und Emanzipation von kirchlicher Autorität. Sexualität wird in dieser Generation nicht mehr explizit als *Sünde* bezeichnet, doch moralische Schuldzuschreibungen und Scham wirken fort und prägen weiterhin Selbstbilder und Beziehungsdynamiken. Mehrere Interviewpartnerinnen beschreiben einen langen Prozess des Infragestellens kirchlicher Lehren, der häufig erst im Erwachsenenalter einsetzt und mit biografischer Aufarbeitung verbunden ist. Diese Ambivalenz zeigt sich auch darin, dass der Glaube für einzelne Frauen zugleich eine Ressource darstellt: Religiöse Gemeinschaften boten manchen Interviewpartnerinnen Schutzräume, emotionale Unterstützung und Anerkennung, insbesondere dort, wo familiäre Unterstützung fehlte. Damit wird deutlich, dass die Kirche nicht eindimensional als Täterinstitution verstanden werden kann, sondern als komplexes Gefüge, das sowohl stabilisierend als auch verletzend wirkte. Zusammenfassend lässt sich festhalten, dass die katholische Kirche für die Generation Erika eine zentrale, jedoch zunehmend brüchige Autoritätsinstanz darstellt. Sie trug wesentlich zur Reproduktion patriarchaler Machtverhältnisse, zur Normalisierung von Gewalt und zur Aufrechterhaltung von Schweigen bei, bot einzelnen Frauen jedoch zugleich Deutungs- und Bewältigungsressourcen. Die beginnende Emanzipation dieser Generation markiert einen Übergang: zwischen religiöser Bindung und kritischer Distanz, zwischen tradierten Schuldlogiken und Schritten zu Selbstermächtigung.

6.2.1.3 Dorfgemeinschaften: *ich gehöre nirgends dazu*

Bis in die 1960er Jahre war Südtirol überwiegend agrarisch geprägt. Um 1950 arbeiteten rund 67 Prozent der deutsch- und ladinischsprachigen Bevölkerung in der Landwirtschaft. Der allmähliche Übergang zu einer Dienstleistungsgesellschaft ging mit tiefgreifenden Veränderungen der Geschlechterordnung einher, die nachhaltige Auswirkungen auf die Lebensbedingungen und Lebensperspektiven von Frauen hatten. In den Jahren des wirtschaftlichen Aufschwungs wurde das bäuerliche Großfamilienmodell zunehmend durch das Modell der Kleinfamilie ersetzt (Clementi, 2021).

Die Nachkriegszeit war zugleich durch einen Babyboom Mitte der 1960er Jahre und einen anschließenden langfristigen Geburtenrückgang gekennzeichnet. Das vorherrschende Frauenbild blieb ambivalent: Einerseits wurden Frauen erneut in traditionelle Rollen und Hierarchien gedrängt, andererseits entstand durch den Frauenüberschuss nach dem Krieg ein gewisser Handlungsspielraum. Erwerbsarbeit stellte für viele Frauen eine Alternative zum ausschließlich *häuslichen Glück* dar, insbesondere in sogenannten weiblichen Berufen wie Verkäuferin, Kellnerin, Zimmermädchen, Sekretärin, Lehrerin oder Krankenschwester. In den 1950er Jahren entstanden zudem neue feminisierte Berufsbilder wie jene der Familienhelferin oder Sozialassistentin. Die Ausübung dieser Tätigkeiten war jedoch häufig an den ledigen Status gebunden; verheiratete Frauen benötigten vielfach die ausdrückliche Zustimmung ihres Ehemannes, um weiterhin erwerbstätig zu sein.

Parallel dazu verbreitete sich ein ambivalentes Leitbild: das Ideal der berufstätigen Frau kombiniert mit der Vorstellung der fürsorglichen Mutter, Ehefrau und Hausfrau. Populärkulturelle Figuren wie Marilyn Monroe trugen zur zunehmenden Sexualisierung weiblicher Körper bei. In der sich ausdehnenden Konsumgesellschaft des Wohlfahrtsstaates verloren kirchliche Institutionen schrittweise ihre Rolle als zentrale moralische Kontrollinstanz; zugleich gewannen Schlankheitsideale und neue Formen körperlicher Normierung an Bedeutung (Solderer, 2001). Ab den 1980er Jahren verbesserten sich die Lebensbedingungen insbesondere der unteren sozialen Schichten durch einen erneuten wirtschaftlichen Aufschwung. Dieser war eng mit agrarpolitischen Reformen, dem Ausbau des Genossenschaftswesens, der Bankreform, dem Ausbau der Verkehrsinfrastruktur sowie der rasanten Entwicklung des Tourismus verbunden. Die Beschäftigung im Gastronomie- und Tourismussektor trug dazu bei, die prekäre Lage vieler landwirtschaftlicher Betriebe abzufedern; zahlreiche Arbeitskräfte wechselten aus der Landwirtschaft in die Gastronomie (Clementi & Nubola, 2019). Frauen nahmen nun selbstverständlicher am Arbeitsmarkt teil, allerdings weiterhin überwiegend in Teilzeit und in schlechter entlohnten Beschäftigungsverhältnissen als Männer. Von ökonomischer Unabhängigkeit konnte daher meist nicht gesprochen werden. Diese sozioökonomischen und kulturellen Transformationsprozesse vollzogen sich in den Dörfern Südtirols nicht bruchlos, sondern eingebettet in dichte soziale Gefüge, die von Nähe, sozialer Kontrolle und impliziten Normierungen geprägt waren. Für die Frauen der Generation

Erika stellten Dorfgemeinschaften ambivalente Räume dar: Einerseits boten sie Zugehörigkeit und praktische Unterstützung im Alltag, andererseits wirkten sie als Orte permanenter Beobachtung, Bewertung und Sanktionierung. Das im Titel zitierte Gefühl, *ich gehöre nirgends dazu*, verweist auf Erfahrungen sozialer Fremdheit innerhalb des eigenen Herkunftskontextes. Im Kontext sexualisierter Gewalt verdichtet sich dieses Fremdheitsgefühl zusätzlich und kann auch als Traumareaktion verstanden werden. Zugleich ist es zentral, diese Reaktionen zu kontextualisieren: Innerhalb der dörflichen Strukturen der Generation Erika bestand kaum Raum, nach Erfahrungen sexualisierter Gewalt als vollwertiger Teil der Dorfgemeinschaft anerkannt zu bleiben, ohne zu schweigen, zu verdrängen oder die Täter geschützt zu sehen. Eine Teilnehmerin beschreibt ihre Erfahrung folgendermaßen:

„Ich hab immer gemeint, ich bin nicht normal, ... ich hatte immer so das Gefühl, ich gehöre nirgends dazu. Und, ähm, und da hatte ich ein Erlebnis, wo ich mir einfach gedacht habe: Nein, weißt du was? Du gehörst einfach hier hin. Egal. Du gehörst einfach zu dir selbst.“

Der Interviewauszug verdeutlicht die subjektiven Folgen dörflicher Normierungsprozesse und deren langfristige Wirkung auf Selbstwahrnehmung und Zugehörigkeit. Die Selbstzuschreibung des *Nicht-Normal-Seins* ist dabei nicht als individuelle Problematik zu verstehen, sondern als Resultat wiederholter Erfahrungen, nicht in die Normen der Dorfgemeinschaft zu passen. Dorfgemeinschaften regulieren Zugehörigkeit weniger über formale Mitgliedschaft als über normkonformes Verhalten. Symbolische Ausschließung wird so zu einer wirksamen sozialen Praxis. Der von der Interviewpartnerin beschriebene biografische Wendepunkt markiert eine nachträgliche Re-Interpretation des eigenen Erlebens. Die Anerkennung der eigenen Reaktionen als *normal und menschlich* geht mit einer Neubestimmung von Zugehörigkeit einher: Nicht mehr das Dorf fungiert als Maßstab, sondern das eigene Selbst. Im Kontext sexualisierter Gewalt wirkten Dorfdynamiken weiterhin stabilisierend für patriarchale Machtverhältnisse, weniger durch offene Gewalt als durch Mechanismen der *silent complicity*: Wegsehen, Schweigen, Relativieren und die Rahmung von Gewalt als „private Angelegenheit“. Frauen, die Belastungen thematisierten oder sich sichtbar entzogen, riskierten soziale Ausgrenzung und moralische Abwertung. Gleichzeitig begann die Generation Erika, diese Strukturen punktuell zu durchbrechen, indem erste Anlaufstellen gegründet und Gewalt zunehmend benannt wurde.

6.2.1.4 Institutionen und Fachkräfte: *da konnte ich das erste Mal ein bisschen erzählen*

Im Gegensatz zu den Frauen der Generation Helga, die kaum auf institutionelle Hilfe zurückgreifen konnten und ihren Halt vor allem im Glauben fanden, entstanden in der Generation Erika erste Beratungsstellen, und Gewalt gegen Frauen wurde zunehmend thematisiert. In Bezug auf die Rolle von Institutionen und Fachkräften zeigt sich, dass ein Großteil der Frauen dieser Generation (82 %, 14 von 17) verschiedene Dienste in Anspruch nahm, um ihre Erfahrungen sexualisierter Gewalt und Dynamiken transgenerationaler Traumatisierung innerhalb des Familiensystems zu bearbeiten und Unterstützung zu erhalten. Besonders häufig genannt werden therapeutische und psychologische Beratungsangebote (10 Frauen). Darüber hinaus nutzten die Frauen institutionelle Unterstützungsangebote wie Familienberatungsstellen, Sozialreferentinnen, die Plattform für Alleinerziehende, den Vinzenzverein sowie den Sozialsprengel. Einzelne Frauen absolvierten zudem spezifische Ausbildungen, etwa in emotionaler Erster Hilfe oder Psychosynthese.

Die Erfahrungen der Generation Erika mit Unterstützungsangeboten zeichnen insgesamt ein vielschichtiges Bild. Während einige Interviewpartnerinnen positive Erfahrungen berichten, insbesondere in Bezug auf unbürokratische Soforthilfe, schildern andere gegenteilige Erlebnisse. Dazu zählen langsame oder ausbleibende institutionelle Reaktionen sowie Situationen sekundärer Viktimisierung, in denen ihnen nicht geglaubt oder ihre Erfahrungen relativiert wurden. Vor dem Hintergrund, dass soziale Angebote und professionelle Unterstützungsstrukturen zu dieser Zeit erst im Aufbau waren, zeigt sich, dass Frauen der Generation Erika fachliche Hilfe erst als (junge) Erwachsene erhielten. Keine der befragten Frauen wurde bereits in ihrer Kindheit unterstützt. Diese Entstehungsphase der Institutionen spiegelt sich auch in den geschilderten Erfahrungen wider, die aus heutiger Perspektive teilweise als unprofessionell oder improvisiert erscheinen mögen.

Bei genauerem Hinsehen wird jedoch deutlich, dass gerade diese wenig formalisierten Formen der Unterstützung von den Betroffenen häufig als entlastend und positiv erlebt wurden. Im Unterschied zu späteren Generationen, wie der Generation Hannah, eröffnete die Abwesenheit standardisierter Interventionen oder strukturierter Hilfepläne mitunter die Möglichkeit einer subjektiv bedeutsamen und tragfähigen Unterstützung. Exemplarisch zeigt sich dies im folgenden Interviewauszug von Theresa:

Theresa: „...wenn meine Brüder die Carabinieri geholt haben und der Vater da gerade im Spital war wieder und ich und die Mama alleine zuhause waren... dann ist eine gekommen vom Sprengel... die ist mit mir dann ins Gasthaus gegangen und die hat mich, das war aber eine junge Frau, und die hat mich halt erzählen lassen. Und da konnte ich das erste Mal ein bisschen erzählen und ich bin dann nach Hause und hab geweint und hab mir gedacht: Jetzt bin ich nicht mehr alleine, jetzt hilft sie mir... Aber sie konnte mir nicht helfen, weil meine Brüder haben gemacht, was sie wollten und nicht, was sie will...“

Im weiteren Gespräch beschreibt die Interviewpartnerin, wie sie diese Unterstützung erlebt hat:

Theresa: „Genau... Wo man das Gefühl hat, man macht nicht alles falsch.“

Auf die Nachfrage: „Auch wenn Sie die Probleme nicht lösen können?“ antwortet sie:

Theresa: „Genau, einfach das Zuhören.“

Die Begegnung mit der Mitarbeiterin des Sozialsprengels markiert für die Befragte einen biografisch bedeutsamen Moment. Erstmals erlebt sie, dass jemand zuhört und ihren Belastungen Raum gibt. Bemerkenswert ist dabei der informelle Rahmen: Das Gespräch findet im Gasthaus statt, einem vertrauten, niederschweligen Ort außerhalb der konflikthaften Familiensituation. Aus heutiger professioneller Perspektive mag dies irritierend wirken, für die Betroffene entfaltet jedoch gerade diese Informalität ihre Wirkung. Entscheidend für die positive Bewertung des Kontakts ist nicht die Lösung der familiären Probleme, sondern die Erfahrung von Anerkennung und Beziehung. Das Zuhören vermittelt ihr das Gefühl, nicht allein zu sein und nicht grundsätzlich *alles falsch* zu machen. Damit wird deutlich, dass Präsenz, Zuhören und das Ernstnehmen subjektiver Erfahrungen zentrale Formen von Unterstützung darstellen.

Neben diesen positiven Erfahrungen sei es durch Zuhören und Ernstnehmen, durch unkomplizierte finanzielle Hilfen oder auch durch die rasche Zuweisung einer Sozialwohnung binnen weniger Wochen, berichten Frauen der Generation Erika jedoch auch von negativen Erfahrungen mit Fachdiensten. Stellvertretend soll ein weiteres Beispiel skizziert werden. Die Teilnehmerin beschreibt eine langjährige, hochbelastete Erfahrung mit Fachdiensten, die von punktueller Unterstützung bis hin zu massiven Vertrauensbrüchen reicht. Ausgangspunkt ist eine Phase extremer Überforderung der Mutter mit drei Kindern, von denen zwei Beeinträchtigungen hatten. Zwar kam die Betroffene dadurch erstmals mit schulpsychologischen und therapeutischen Angeboten in Kontakt, zugleich berichtet sie jedoch wiederholt von mangelndem Verständnis seitens Schule und Institutionen sowie von einer einseitigen Zuschreibung von Verantwortung an sie.

„Viel getrunken, und wenn er [Partner und Vater der Kinder] nach Hause gekommen ist... Er ist mir erst mit Worten gegenüber aggressiv worden: ich bin es nicht wert, eine Mama zu sein... durch das, dass ich in der Psychiatrie war, automatisch wird der Sozialdienst eingeschaltet. Das wünsche ich auch niemanden, weil wenn du mal in dem Rad drinnen bist, dann bist du drinnen.“

Ein entscheidender Wendepunkt ist der Aufenthalt in der Psychiatrie, der automatisch die Einschaltung des Sozialdienstes nach sich zieht. Diese Intervention wird rückblickend ambivalent bewertet. Einerseits gab es Sozialassistent:innen, die als unterstützend, menschlich und vertrauenswürdig beschrieben werden. Andererseits schildert die Befragte insbesondere mit einer späteren, sehr jungen Fachkraft einen massiven Vertrauensverlust:

„Es kommt drauf an, wen man hat... weil die ersten beiden waren feine Leute, die dritte Person, die wir gekriegt haben, das war eine junge Frau, 24, 25 Jahre, die ist nach dem Buch gegangen.“

In der Folge kam es zu gerichtlichen Vorladungen, zur Androhung von Fremdunterbringung und zu tatsächlichen Platzierungen der Kinder in Einrichtungen, teils gegen den Willen der Mutter und aus ihrer Sicht ohne angemessene Berücksichtigung der familiären Dynamiken. Besonders belastend waren der Verlust von Mitspracherechten, fehlende Transparenz, nicht ausgehandelte Berichte sowie die abrupte Übergabe der Zuständigkeit an die Kinder- und Jugendpsychiatrie ohne ausreichende Kommunikation. Zusammenfassend beschreibt die Befragte die Fachdienste weniger als kontinuierliche Unterstützung, denn als ein System, in das man *hineingerät* und aus dem man kaum wieder herauskommt. Die Aussagen mehrerer Interviewpartnerinnen der Generation Erika verdeutlichen darüber hinaus, dass der Zugang zu institutionellen und therapeutischen Angeboten häufig mit langwierigen, belastenden und teils retraumatisierenden Erfahrungen verbunden war. Eine Teilnehmerin berichtet etwa von mehreren Stunden bei den Carabinieri nach einer Vergewaltigung, geprägt von bürokratischen Abläufen, langen Wartezeiten, mangelnder Unterstützung und ausschließlich männlichen Gesprächspartnern. Hinzu kam die Stigmatisierung durch die Dorfgemeinschaft, etwa durch Schuldzuweisungen und die Aufforderung, *um des Friedens willen* zu schweigen.

Insgesamt zeigen die Erzählungen, dass institutionelle und therapeutische Angebote zwar eine zentrale Rolle in der Bewältigung sexualisierter Gewalt spielen, ihre Wirksamkeit jedoch maßgeblich von der Qualität der Betreuung, der Haltung und Sensibilität der Fachkräfte sowie vom Zugang zu Ressourcen abhängt. Die Erfahrungen der Frauen unterstreichen die Notwendigkeit struktureller Verbesserungen auf mikro-, meso- und makro-gesellschaftlicher Ebene (Rosenwald, et al., 2023).

6.2.2 Subjektebene: Vom Ertragen zum Hinterfragen

Nachdem der soziokulturelle Kontext der Generation Erika rekonstruiert und die Rolle der zentralen Akteur:innen im Hinblick auf stille Kompliz:innenschaft aufgezeigt wurde, richtet sich der Fokus nun auf die subjektive Ebene der betroffenen Frauen. Dieser Abschnitt widmet sich zwei zentralen Themenkomplexen:

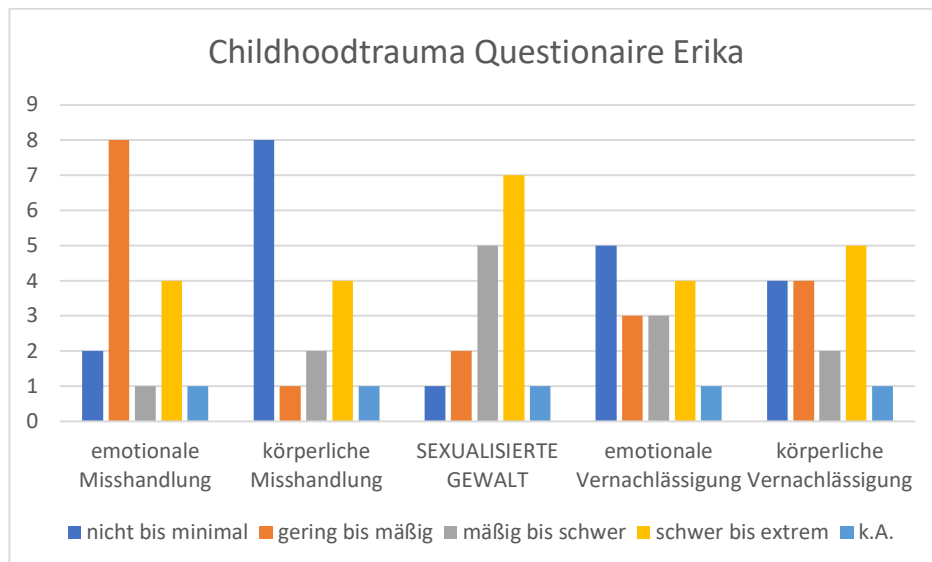
- a) den Langzeitfolgen, die die Teilnehmerinnen bei sich selbst und in ihrem Familiensystem beobachten und in direkte Korrelation mit der sexualisierten Gewalt bringen;
- b) den Umgangsformen und Bewältigungsmöglichkeiten, die die Frauen der Generation Erika im Verlauf ihres Lebens entwickelt haben.

Zentral für das Verständnis dieser persönlichen Ebene der Generation Erika ist das Spannungsfeld zwischen fortwirkenden, rigiden patriarchalen Rollenbildern und einem Sexualitätsverständnis, das als sündhaft vermittelt wurde sowohl direkt als auch indirekt durch die Elterngeneration, sowie dem gleichzeitigen Aufbruch und der zunehmenden Infragestellung eben dieser Normen, die für diese Generation charakteristisch sind. Mit Blick auf die Langzeitfolgen ergibt sich daraus ein deutlich differenziertes Bild. Insbesondere das Gefühl von Schuld, das weiterhin eine zentrale Rolle für die Frauen der Generation Erika spielt, zeigt jedoch eine Verschiebung: Schuld und Scham sind nicht länger primär an religiöse Konzepte von Sünde gebunden, sondern werden stärker individualisiert und biografisch verhandelt. Auch im Hinblick auf die Umgangsformen lassen sich für die Generation Erika neue Entwicklungen beobachten. Es zeigen sich vermehrte Formen von Widerstand und zunehmender Wehrhaftigkeit, die nicht zuletzt darauf zurückzuführen sind, dass vermehrt Räume entstehen, in denen über sexualisierte Gewalt und transgenerationale Traumatisierung gesprochen werden kann.

6.2.2.1 Langzeitfolgen: *Und nachher bist du wie gelähmt*

Die Langzeitfolgen sexualisierter Gewalt erweisen sich als vielschichtig und wirken sich nachhaltig auf alle Lebensbereiche aus. Die Analyse der Interviews mit den Frauen der Generation Erika macht unterschiedliche Langzeitfolgen sichtbar, mit denen die Betroffenen teilweise über Jahrzehnte hinweg konfrontiert waren.

Die Erhebung der Langzeitfolgen erfolgte durch die Verschränkung quantitativ über den Fragebogen erhobener Daten mit qualitativen Interviewdaten. Alle Teilnehmerinnen wurden eingeladen, den CTQ zu beantworten. Die Ergebnisse lieferten Hinweise auf Gewalterfahrungen in der Kindheit und unterstützten eine gezieltere Einordnung der narrativen Erzählungen. Ergänzend wurden im Fragebogen im Sinne eines Traumascreenings gezielte Fragen zu möglichen Langzeitfolgen wie etwa Schlafstörungen oder Schreckhaftigkeit gestellt – einmal bezogen auf die aktuelle Lebenssituation und einmal auf den als am belastendsten erinnerten Zeitraum, dessen Dauer die Teilnehmerinnen selbst definierten. In den persönlichen Gesprächen wurden darüber hinaus offene Fragen zu Langzeitfolgen gestellt, die das Gesamtbild vertieften. Beginnend mit dem CTQ zeigt sich für die Generation Erika folgendes Bild:



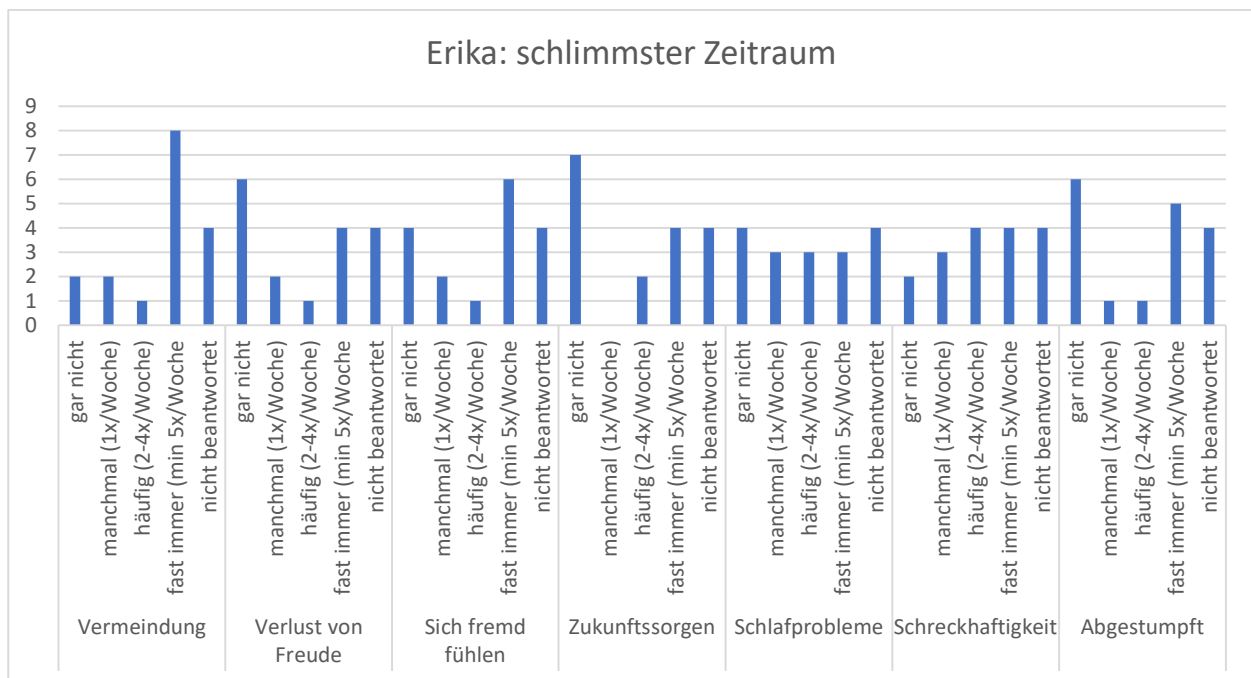
Besonders auffällig ist die hohe Zahl an Angaben im Bereich „gering bis mäßig“ bei emotionaler Misshandlung (8 Nennungen) sowie ein signifikanter Anteil an „schwer bis extrem“ bei sexualisierter Gewalt (7 Nennungen). Auch körperliche Misshandlung weist eine breite Streuung auf, wobei der größte Teil im Bereich „nicht bis minimal“ liegt, gefolgt von moderaten und einzelnen schweren Belastungsgraden. In den Bereichen emotionale und körperliche Vernachlässigung zeigt sich ein gemischtes Muster: Mehrere Teilnehmerinnen berichten über moderate bis schwere Vernachlässigung, begleitet von einzelnen Fällen extremer Ausprägung. Zudem fällt auf, dass in allen Kategorien vereinzelt „k. A.“ angegeben wurde. Insgesamt verdeutlicht die Grafik, dass die Generation Erika im Vergleich zu Hannah ausgeprägtere und häufiger schwerwiegende frühkindliche Belastungen erlebt hat, insbesondere im Hinblick auf sexualisierte Gewalt und emotionale Misshandlung.

Über den Fragebogen wurden auch gezielt Informationen zu den Langzeitfolgen erhoben. Hier wurden den Teilnehmerinnen zweimal dieselben Fragen gestellt. Einmal sollten sie sie beantworten in Bezug auf ihre aktuelle Lebenssituation bzw. in Bezug auf die letzten vier Wochen und anschließend wurden die Teilnehmerinnen gefragt, ob es für sie einen Zeitraum gab an denen es ihnen deutlich schlechter ging als heute. All jene die diese Frage mit ja beantwortet haben wurden zunächst gebeten eine Zeitangabe zu machen wie lange dieser schlimmste Zeitraum gedauert hat und anschließend wurden erneut dieselben Dinge abgefragt. Die Grafik stellt die Langzeitfolgen sexualisierter Gewalt in der Generation Erika dar und bezieht sich auf die letzten vier Wochen vor der Erhebung.



Die Grafik basiert auf Angaben von 17 Frauen der Generation Erika und stellt zentrale traumaassoziierte Symptome differenziert nach ihrer Häufigkeit sowie nach fehlenden Antworten dar. Die senkrechten Balken zeigen jeweils die absolute Anzahl der Nennungen. Im Bereich Vermeidung geben 9 Frauen an, in den letzten vier Wochen nicht von Vermeidung Gebrauch gemacht zu haben. Demgegenüber berichten 6 Frauen von weiterhin bestehender Vermeidung in unterschiedlicher Intensität: 2 Frauen erleben Vermeidung manchmal, 1 Frau häufig und 3 Frauen fast immer. Damit bleibt Vermeidung für einen relevanten Teil der Gruppe ein aktuelles Belastungssymptom. Der Verlust von Freude ist deutlich seltener ausgeprägt. Zwölf Frauen geben an, dieses Symptom gar nicht erlebt zu haben, während jeweils eine Frau von manchmal bzw. häufig auftretendem Verlust von Freude berichtet. Drei Frauen machten hierzu keine Angabe. Auch das Gefühl von Fremdheit oder fehlender Zugehörigkeit zeigt sich differenziert: Acht Frauen berichten keine entsprechenden Erfahrungen, während sechs Frauen dieses Symptom manchmal, häufig oder fast immer erleben. Drei Frauen beantworteten die Frage nicht. Zukunftssorgen betreffen knapp die Hälfte der Befragten. Sechs Frauen geben an, keine Zukunftsängste erlebt zu haben, sieben Frauen berichten von manchmal auftretenden Sorgen und eine Frau von häufigen Zukunftsängsten. Drei Frauen machten keine Angabe. Zukunftsbezogene Ängste verweisen damit bei acht Frauen auf ein weiterhin beeinträchtigtes Sicherheitsgefühl.

Schlafprobleme sind bei vier Frauen vorhanden: Zwei erleben diese manchmal, eine häufig und eine fast immer. Zehn Frauen berichten keine aktuellen Schlafstörungen, drei machten keine Angabe. Auch Schreckhaftigkeit zeigt sich bei einem Teil der Gruppe: Fünf Frauen berichten manchmal oder häufige Schreckreaktionen, während neun Frauen dieses Symptom nicht erleben. Insgesamt verdeutlicht die Grafik, dass sexualisierte Gewalt auch Jahrzehnte später bei einem relevanten Teil der Frauen der Generation Erika in Form anhaltender psychischer Belastungen wirksam bleibt, wobei Intensität und Ausprägung der Symptome deutlich variieren.



Die Grafik veranschaulicht die Langzeitfolgen sexualisierter Gewalt in der Generation Erika bezogen auf den von den betroffenen Frauen selbst definierten *schlimmsten Zeitraum*, also eine Lebensphase, in der es ihnen subjektiv deutlich schlechter ging als zum Zeitpunkt der Befragung. In die Auswertung flossen Angaben von insgesamt 17 Frauen ein; die senkrechten Balken zeigen jeweils die absolute Anzahl der Nennungen pro Antwortkategorie.

Besonders deutlich treten im schlimmsten Zeitraum Vermeidungstendenzen hervor. Acht Frauen berichten, fast immer vermeidend gehandelt zu haben; weitere drei Frauen geben an, Vermeidung häufig oder manchmal angewandt zu haben. Damit ist Vermeidung für 11 von 17 Frauen ein zentrales Element der Belastung. Der Verlust von Freude zeigt sich differenzierter: Während sechs Frauen angeben, dieses Symptom gar nicht erlebt zu haben, berichten sieben Frauen von einem ausgeprägten Verlust von Freude, davon vier fast immer. Auch das Gefühl von Fremdheit bzw. fehlender Zugehörigkeit ist stark ausgeprägt. Sechs Frauen erleben dieses Gefühl fast immer, drei weitere häufig oder manchmal, sodass insgesamt neun Frauen von einem anhaltenden Fremdheitsgefühl betroffen sind. Zukunftssorgen stellen ein weiteres zentrales Belastungsfeld dar. Zwölf der 17 Frauen berichten von manchmal, häufig oder fast immer auftretenden Zukunftsängsten, was auf ein dauerhaft beeinträchtigtes Sicherheits- und Kontrollgefühl hinweist. Schlafprobleme sind ebenfalls weit verbreitet: Zehn Frauen geben an, im schlimmsten Zeitraum unter Schlafstörungen gelitten zu haben, davon vier fast immer. Auch Schreckhaftigkeit zeigt sich deutlich, da elf Frauen dieses Symptom zumindest manchmal erlebt haben. Abgestumpftheit tritt bei sieben Frauen auf, wobei fünf von einem nahezu dauerhaften Erleben berichten.

Neben der Ausprägung einzelner Symptome liefert die Erhebung zur Dauer des schlimmsten Zeitraums einen vertieften Einblick in die zeitliche Dimension der Belastungen. Für 13 der 17 Frauen liegen konkrete Zeitangaben vor. Die Dauer variiert erheblich und reicht von einem Jahr bis zu 23 Jahren, was auf sehr unterschiedliche Verlaufsformen traumabezogener Belastungen hinweist. Mehrere Frauen benennen Zeiträume von drei bis vier Jahren, andere berichten von sechs, zehn oder sogar zwanzig Jahren. Besonders hervorzuheben ist die Angabe von 23 Jahren, die verdeutlicht, dass sich der schlimmste Zeitraum für einzelne Frauen über mehrere Jahrzehnte erstreckte. Eine weitere Frau beschreibt diesen Zeitraum nicht als abgeschlossene Phase, sondern als „immer wieder“ auftretend, was auf zyklische oder chronisch wiederkehrende Belastungen hindeutet. Insgesamt macht die Grafik deutlich, dass die Langzeitfolgen sexualisierter Gewalt in der Generation Erika nicht nur intensiv, sondern häufig auch langanhaltend sind und sich über weite Teile des Lebens erstrecken können. Dies ist konsistent mit Erkenntnissen zu komplexen Traumatisierungen, bei denen Symptome nicht linear verlaufen, sondern sich über Jahre hinweg verdichten oder in bestimmten Lebensphasen reaktivieren können.

Die in den Interviews beschriebenen Langzeitfolgen weisen in ihrer Struktur und Intensität deutliche Parallelen zu den Belastungsmustern der Generation Helga auf und prägen das Leben der betroffenen Frauen auf emotionaler, körperlicher und relationaler Ebene nachhaltig. Sexualisierte Gewalt erweist sich dabei nicht als abgeschlossenes Ereignis, sondern als biografisch nachwirkende Erfahrung, die Wahrnehmung, Handlungsfähigkeit und Selbstverhältnisse dauerhaft beeinflusst. Ein zentrales Langzeitmuster ist eine anhaltende Angst- und Hypervigilanzdisposition. Viele Frauen berichten von permanenter Wachsamkeit, ausgeprägten Sicherheitsstrategien sowie von körperlichen Angstreaktionen. Diese Angst ist nicht situationsgebunden, sondern strukturiert den Alltag insgesamt. Auch Jahrzehnte nach der Gewalterfahrung können spezifische Trigger, etwa Geräusche, Gerüche, bestimmte körperliche Merkmale von Männern oder unerwartete Nähe, Panik, Erstarrung oder Fluchtimpulse auslösen. Dies wird exemplarisch in folgendem Interviewausschnitt deutlich:

„...und ich habe heute echt drei Stunden mitten in der Nacht nicht geschlafen, aber eben ich konnte es nicht erklären. Ich hab mir gedacht, spinnst du, jetzt bist du schon wach, du warst so müde ... ich denke einfach, das ist dieses auf... die alten Narben wieder auf... Ich habe ja mehrere Vorfälle gehabt und nachher bist du wie gelähmt... und du fühlst dich auch schuldig, das ist schon so.“

Der Interviewausschnitt verdeutlicht die langfristige psychische Wirksamkeit sexualisierter Gewalt. Die Metapher der *alten Narben*, die *wieder aufgehen*, verweist auf die Persistenz traumatischer Verletzungen, die trotz zeitlicher Distanz nicht verheilt sind. Deutlich wird zudem die dauernde Angst. Die Beschreibung, *nachher bist du wie gelähmt*, verweist auf traumabedingte Erstarrungsreaktionen, während das explizite Benennen von Schuldgefühlen auf eine tief internalisierte Verantwortungszuschreibung hindeutet. Ergänzend beschreiben die meisten Teilnehmerinnen Reaktionen der Erstarrung und emotionalen Abspaltung. Frauen berichten, *nicht da zu sein*, keinen Zugang zum eigenen Körper zu haben oder diesen ausschließlich im Moment der Gewalt zu spüren. Der Alltag ist vielfach von einem funktionalen *Weiterfunktionieren* bei gleichzeitiger emotionaler Abwesenheit geprägt. Tief verankerte Schuld- und Schamgefühle ziehen sich durch nahezu alle Interviews. Die Frauen machen sich selbst für die erlebte Gewalt verantwortlich und beziehen Schuld nicht nur auf das Geschehen selbst, sondern auch auf spätere Reaktionen wie Nicht-Wehren, Schweigen oder das Verbleiben in Beziehungen. Entsprechend häufig berichten die Interviewten von Depressionen, depressiven Episoden und anhaltender Niedergeschlagenheit. Mehrere Frauen schildern Suizidgedanken über längere Zeiträume hinweg sowie autoaggressives Verhalten, etwa in Form von Selbstverletzungen, Essstörungen oder exzessivem Sport.

Die Langzeitfolgen zeigen sich zudem deutlich auf somatischer Ebene. Wiederholt genannt werden Schlafstörungen seit der Kindheit, chronische Schmerzen, Atemnot, Engegefühle, Migräne, Hauterkrankungen, Herzprobleme oder Bettnässen. Viele Frauen beschreiben einen direkten Zusammenhang zwischen innerer Anspannung, Angst oder Erinnerungsreaktionen und körperlichen Symptomen. Ergänzend berichten sie von einem anhaltenden Gefühl der Einsamkeit und des Fremdseins. Auch bei vorhandenen sozialen Kontakten bleibt vielfach das Erleben, *anders* zu sein und emotional isoliert zu bleiben. Über die individuelle Ebene hinaus verweisen die Interviews auf transgenerationale

und systemische Auswirkungen. In nahezu allen Familiensystemen werden Häufungen psychischer Erkrankungen, Suizidversuche und vollendete Suizide berichtet. Alkohol- und Suchterkrankungen, insbesondere bei männlichen Angehörigen, fungieren häufig als sozial akzeptiertes Ventil für unverarbeitete Traumata und Überforderung. Mehrere Interviews zeigen zudem die Weitergabe von Gewaltmustern über Generationen hinweg. In Übereinstimmung mit bestehenden Forschungsergebnissen verdeutlicht die Analyse, dass sexualisierte Gewalt eng mit anhaltenden Angstzuständen sowie mit Scham- und Schuldgefühlen verbunden ist, aus denen sich dauerhafte Traumareaktionen entwickeln können (Gahleitner, et al., 2015). Besonders bedeutsam ist dabei das Ausbleiben von Anerkennung und Unterstützung, das Gefühle von Ohnmacht verstärkt und transgenerational wirksam werden kann (Keilson, 2005).

6.2.2.2 Umgangsformen: *ich hab mein ganzes Leben lang gekämpft*

Der Blick auf die Umgangs-, Bewältigungs- und Handlungsstrategien der Generation Erika zeigen ein komplexes Bild zwischen Verdrängung und aktiver Auseinandersetzung. Charakteristisch ist das gleichzeitige Wirksamwerden von Schuld- und Schamgefühlen einerseits sowie von Kampf, Wehrhaftigkeit und dem Bemühen um Aufarbeitung andererseits. Diese Modi sind nicht als klar voneinander getrennte oder zeitlich aufeinanderfolgende Phasen zu verstehen, sondern überlagern sich häufig und bleiben über weite Teile des Lebensverlaufs wirksam.

Viele Frauen berichten, dass sie sexualisierte Gewalt zunächst verdrängten, da sie sich selbst für das Erlebte verantwortlich machten oder aus Angst vor familiären Konsequenzen schwiegen. Schuldgefühle fungieren dabei als zentrales Regulationsmuster und sind eng mit Scham verbunden. Besonders deutlich zeigt sich dies dort, wo Frauen nicht nur auf Unglauben stießen, sondern aktiv beschuldigt wurden. Sekundäre Viktimisierung, etwa durch Mütter oder Geschwister, die den betroffenen Frauen Verantwortung für die Gewalt zuschrieben oder ihnen vorwarfen, die Familie zu zerstören, verstärkte Strategien des Schweigens und der Selbstabwertung. Das Überwinden des Tabus sexualisierter Gewalt ging häufig mit sozialer Stigmatisierung einher. Gleichzeitig zeigt sich in der Generation Erika eine deutliche Verschiebung gegenüber der Generation Helga. Viele Frauen beginnen, weibliche Abhängigkeit in Frage zu stellen, und entwickeln ein wachsendes Bewusstsein dafür, dass Täter zur Verantwortung gezogen werden sollen. Kampf und Wehrhaftigkeit werden zu zentralen Handlungsmustern, sei es durch körperliche Gegenwehr, das Suchen von Unterstützung oder durch Anzeigen. Dieser Kampf wird jedoch als langanhaltend und kräftezehrend beschrieben. Rechtfertigungszwänge, belastende Beweisführungen und institutionelle Hürden führen häufig zu Erschöpfung und verdeutlichen die Grenzen individueller Handlungsmöglichkeiten innerhalb weiterhin patriarchal geprägter Strukturen. Dies kommt prägnant im folgenden Zitat zum Ausdruck, das unverändert bleibt:

“Mehr oder weniger habe ich immer zu kämpfen, mehr oder weniger habe ich mein ganzes Leben lang gekämpft, gekämpft. Für was ich gekämpft habe, weiß ich eigentlich immer noch nicht genau.”

Das Zitat verweist auf einen biografisch eingeschriebenen Kampfmodus, der weniger auf ein klar definiertes Ziel als auf ein dauerhaftes Ringen um Anerkennung, Selbstbestimmung und Deutungshoheit gerichtet ist. Ein zentrales Element der Bewältigung in der Generation Erika ist die Inanspruchnahme psychotherapeutischer und psychologischer Unterstützung. Therapie wird sowohl auf individueller Ebene als auch im Rahmen von Familienarbeit als wichtige Ressource zur Aufarbeitung traumatischer Erfahrungen beschrieben. Viele Frauen berichten, dass sie erst im geschützten Raum therapeutischer Beziehungen in der Lage waren, über sexualisierte Gewalt zu sprechen. Die therapeutische Begleitung wird als entlastend und stabilisierend erlebt, auch wenn sie von einigen als nicht ausreichend tiefgehend wahrgenommen wird. Häufig wird Unterstützung erst nach langen Phasen des Leidens gesucht, motiviert durch das Bedürfnis, das Trauma nicht länger *mit sich herumzutragen*. Dauer und Intensität der Therapien variieren dabei, von langjähriger kontinuierlicher Begleitung bis hin zu zeitlich begrenzten Unterstützungsphasen.

Neben professioneller Hilfe gewinnen Freundschaften in der Generation Erika eine zunehmend zentrale Bedeutung. Im Unterschied zur Generation Helga, für die Gebet häufig den einzigen Halt darstellte, entwickeln sich Freundinnen zu wichtigen Ressourcen emotionaler Unterstützung, Orientierung und Entlastung. Freundschaften ermöglichen Gespräche auf Augenhöhe, geteilte biografische Bezüge und Erfahrungen von Zugehörigkeit und Akzeptanz. Zugleich ist ihre Bedeutung stark lebensphasenabhängig. In Kindheit und früher Jugend berichten viele Frauen von sozialer Ausgrenzung, fehlender Zugehörigkeit und fragilen sozialen Beziehungen, bedingt durch Armut, familiäre Gewalt oder moralische Stigmatisierungen innerhalb dörflicher Kontexte. Im Jugend- und frühen Erwachsenenalter zeigen sich zwei parallele Muster: Einerseits entstehen vereinzelt bedeutsame Beziehungen zu älteren Frauen oder erwachsenen Bezugspersonen außerhalb der Familie, die erstmals emotionale Sicherheit vermitteln. Andererseits berichten mehrere Frauen von sozialem Rückzug und dem Fehlen tragfähiger Freundschaften, was auch mit traumabedingtem Misstrauen, geringem Selbstwertgefühl und der Normalisierung von Schweigen zusammenhängen kann. Erst im späteren Erwachsenenalter gewinnen Freundschaften nachhaltig an Bedeutung. Offenheit über sexualisierte Gewalt erfolgt meist erst nach vielen Jahren oder Jahrzehnten und basiert auf langsam wachsendem Vertrauen. Insgesamt zeigen die Interviews, dass Freundschaft in der Generation Erika kein selbstverständlicher sozialer Raum ist, sondern ein allmählich entwickelter Beziehungsmodus. Auf der Subjektebene übernehmen Freundinnen häufig die Rolle helfender Personen dort, wo familiärer Schutz fehlte. Auf struktureller Ebene korrespondiert diese Form weiblicher Solidarität mit der zweiten Frauenbewegung, in deren Kontext Fragen der Selbstbestimmung über den eigenen Körper und der Widerstand gegen sexualisierte Gewalt zunehmend kollektiv verhandelt wurden.

6.2.3 Familiendynamiken und Partnerschaften: *Vielleicht hätte ich den Mut haben sollen, das der Mama zu sagen*

Wie bereits öfters erwähnt ist sexualisierte Gewalt nicht als isoliertes individuelles Ereignis zu verstehen ist, sondern als in komplexe transgenerationale Dynamiken eingebettet. Viele Frauen reflektieren selbstkritisch, dass ihre eigenen Ängste, ihr Misstrauen und ihre Kontroll- und Überwachungsimpulse das Aufwachsen ihrer Kinder beeinflusst haben. Besonders präsent ist die Angst, selbst gewalttätig zu werden oder den Kindern Schaden zuzufügen. Diese Sorge verweist auf eine hohe Sensibilität für transgenerationale Weitergabe, aber auch auf die anhaltende Wirksamkeit von Schuld- und Angsteffekten. Gleichzeitig berichten die Frauen von psychischen Auffälligkeiten bei ihren Kindern und Jugendlichen, etwa Essstörungen, Suchtverhalten, Vermeidung von Nähe oder emotionalem Rückzug. Diese Phänomene werden von den Müttern explizit mit der eigenen Gewalterfahrung und deren Langzeitfolgen in Verbindung gebracht. Ein zentrales Strukturmerkmal der Familiensysteme ist das familiäre Schweigen. Das systematische Nicht-Sprechen über Gewalt führt häufig zu Loyalitätskonflikten, Kontaktabbrüchen oder subtilen Schuldzuweisungen gegenüber jenen, die Grenzen ziehen oder das Schweigen überwinden. Frauen, die sich distanzieren oder Gewalt benennen, werden nicht selten als „schwierig“ markiert, während Anpassung und Mitwisserschaft belohnt werden. Dieses Schweigen wirkt als machtvoll regulatives familiärer Zugehörigkeit. Die Sozialisation der Mütter und Großmütter ist stark geprägt von strenger Religiosität und patriarchalen Machtstrukturen. Überforderung, Gewalt sowie die Tabuisierung von Sexualität und sexualisierter Gewalt stellen zentrale Erfahrungshintergründe dar. Diese Dispositionen wirken vorwiegend unbewusst und prägen den Habitus der Frauen nachhaltig. Dies zeigt sich exemplarisch im Zitat:

“Vielleicht hätte ich den Mut haben sollen, das der Mama zu sagen. Aber ich habe nicht einmal das Gefühl gehabt, dass ich nicht den Mut gehabt hätte, ich weiß es nicht, was ich gebraucht hätte.”

Das Zitat verweist auf ein fehlendes inneres Referenzsystem für Sprechbarkeit und Schutz. Nicht mangelnder Mut, sondern das Fehlen relationaler und symbolischer Voraussetzungen verhindert das Benennen von Gewalt. Mehrere Interviewpartnerinnen berichten von sekundärer Viktimisierung durch ihre Mütter. Eine Frau schildert, sie habe sich geschämt für das, was ihr passiert war, weil sie glaubte, selbst schuld zu sein. Die Mutter reagierte mit der Aussage: *Ja, so wie du auch warst.*

Diese Reaktion verweist auf eine Schullogik und auf die Kontinuität von Scham- und Schuldgefühlen, die an die nächste Generation weitergegeben werden. Schutz wird durch Schuldzuweisung ersetzt. Häufig erlebten Mütter oder Großmütter selbst sexualisierte Gewalt, litten unter Depressionen oder Suizidalität und waren massiv überfordert. Eine Interviewpartnerin wuchs in einer christlich geprägten Familie mit einem gewalttätigen Vater auf, in der die Gewalt durch stillschweigende Mitwisserschaft reguliert wurde. Die Mutter hatte während der Optionszeit große Angst vor sozialem Ausschluss. Religiöse Netzwerke, Familie und Staat fungierten als zentrale Anbieter sozialer Sicherheit, konnten aber zugleich Exklusionsmechanismen verstärken (vgl. Leutloff-Grandits et al. 2009). Der familiäre „Zusammenhalt“ war für das Überleben zentral und begünstigte die Tabuisierung sexualisierter Gewalt. Großmütter werden in den Interviews ambivalent beschrieben: teils als liebenswürdig und schützend, teils als Akteurinnen, die patriarchale Normen reproduzierten. Eine Großmutter riet ihrer Tochter, sich nicht vom gewalttätigen Ehemann zu trennen vor dem Hintergrund eigener Stigmatisierung als alleinerziehender Mutter.

Die Analyse macht deutlich, dass individuelle Aufarbeitung allein nicht ausreicht, auch die familiäre Aufarbeitung greift zu kurz, vielmehr geht es um ein gesellschaftliches Problem. Vorstellungen von Schuld und Scham bleiben auch dann wirksam, wenn religiöse Deutungen von Sünde an Bedeutung verlieren. Ein kollektives Verständnis von Trauma als historisch und sozial eingebettet ist notwendig (Fivush, 2007; Van der Kolk, 2014). Wie Gahleitner und Leitner (2015) betonen, benötigen Betroffene Anerkennung, professionelle Unterstützung und gesellschaftliche Verantwortung. Fehlende Anerkennung und Zweifel an der Glaubwürdigkeit stellen ein gesellschaftliches Versagen dar. Fachkräfte tragen eine besondere Verantwortung, transgenerationale Dynamiken zu erkennen und Retraumatisierungen zu vermeiden (Fleckinger et al., 2025).

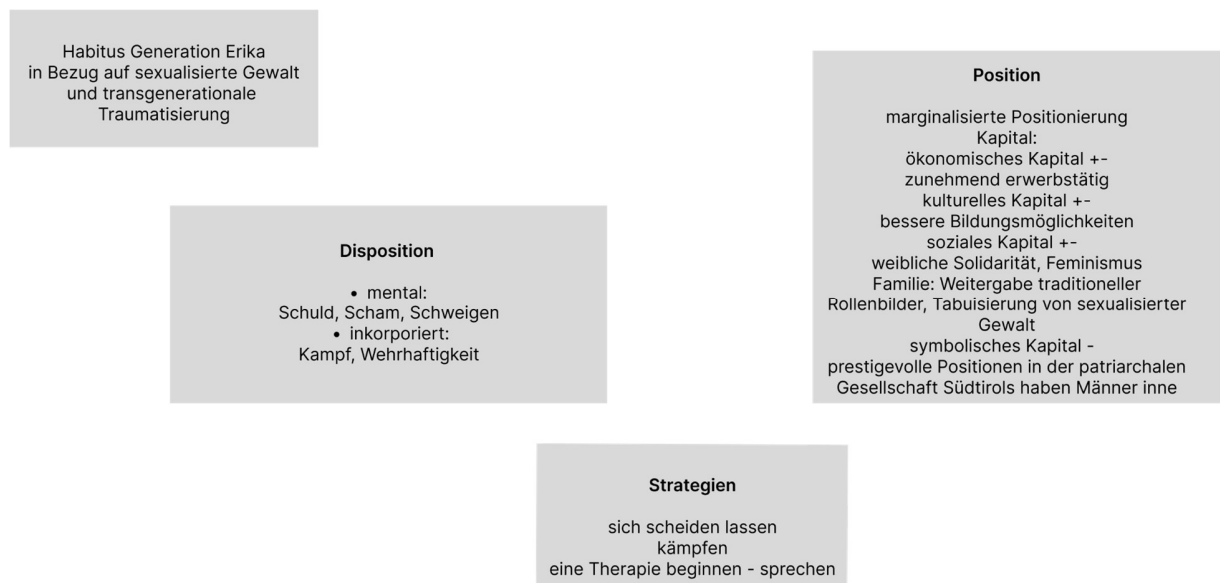
Ein weiteres zentrales Themenfeld betrifft die Beziehungserfahrungen der Generation Erika. Viele Frauen berichten von Bindungs- und Beziehungsschwierigkeiten, die sich in ambivalenten Nähe-Distanz-Mustern, Verlassensängsten, symbiotischen Beziehungsgestaltungen oder dem vorzeitigen Beenden von Beziehungen aus Angst vor erneuter Verletzung zeigen. Diese Dynamiken sind eng mit frühen Erfahrungen von Gewalt, Unsicherheit und fehlendem Schutz verbunden. Sexualität wird häufig als belastet erlebt: zwischen dem Wunsch nach Nähe und Bestätigung einerseits und dem Erleben von Ekel, Angst, Erstarrung oder Kontrollverlust andererseits. In mehreren Fällen zerbrachen langjährige Partnerschaften explizit an diesen Spannungen. Schwangerschaft und Geburt werden teilweise als zusätzliche Belastungsfaktoren beschrieben, insbesondere wenn Unterstützung durch den Partner fehlt. Gleichzeitig zeigen die Interviews ein differenziertes Bild. Einige Frauen berichten von stabilen, unterstützenden Partnerschaften, in denen Achtsamkeit, Kommunikation und gegenseitige Rücksichtnahme zentrale Ressourcen darstellen. Diese positiven Beziehungserfahrungen werden häufig mit bewusster Wahl, therapeutischer Arbeit und Reflexivität in Verbindung gebracht. Negative Beziehungserfahrungen sind jedoch weiterhin präsent. Einige Frauen berichten von Partnern mit eigenen psychischen Belastungen, Depressionen oder Suchtproblemen. In einzelnen Fällen kam es zu Kontrolle, Manipulation oder Gewalt in Partnerschaften. Früh eingegangene Beziehungen fungierten teilweise als Flucht aus dem Elternhaus, erwiesen sich jedoch nicht immer als gewaltfrei. Besonders deutlich wird, dass Trennungen ambivalente Prozesse darstellen. Einerseits ermöglichen sie den Ausstieg aus belastenden Beziehungen und die Rückgewinnung von Selbstbestimmung. Andererseits gehen sie häufig mit sekundärer Viktimisierung, ökonomischen Schwierigkeiten, Ausschluss aus der Herkunftsfamilie und belastenden Erfahrungen mit Institutionen einher. Gerichtsverfahren und Zweifel an der Glaubwürdigkeit der Frauen wirken dabei retraumatisierend.

Diese Erfahrungen stehen im Einklang mit Forschungsergebnissen, die zeigen, dass Traumata nicht nur Individuen, sondern ganze Gemeinschaften betreffen (Barton & Musil, 2019; Dreßing & Foerster, 2022). Traumatisierte Eltern verfügen oft nur eingeschränkt über die Fähigkeit, ihre Kinder angemessen zu begleiten (Dunkel, 2021). Gleichzeitig verdeutlicht Aparicio (2017), dass viele junge Mütter aktiv versuchen, belastende Muster zu unterbrechen und eine andere Form von Mutterschaft zu leben. Dieses Bemühen ist jedoch hoch anspruchsvoll und bedarf tragender sozialer Netzwerke. Insgesamt zeigen die Beziehungserfahrungen der Generation Erika ein Spannungsfeld zwischen Wiederholung und Unterbrechung, zwischen Belastung und bewusster Transformation. Die Interviews verdeutlichen, dass gerade in Beziehungen partnerschaftlich, familial und sozial sowohl die Langzeitfolgen sexualisierter Gewalt als auch die Möglichkeiten ihrer Bearbeitung sichtbar werden.

6.2.4 Verschiebungen im Gefüge: Habitus & silent complicity Generation Erika

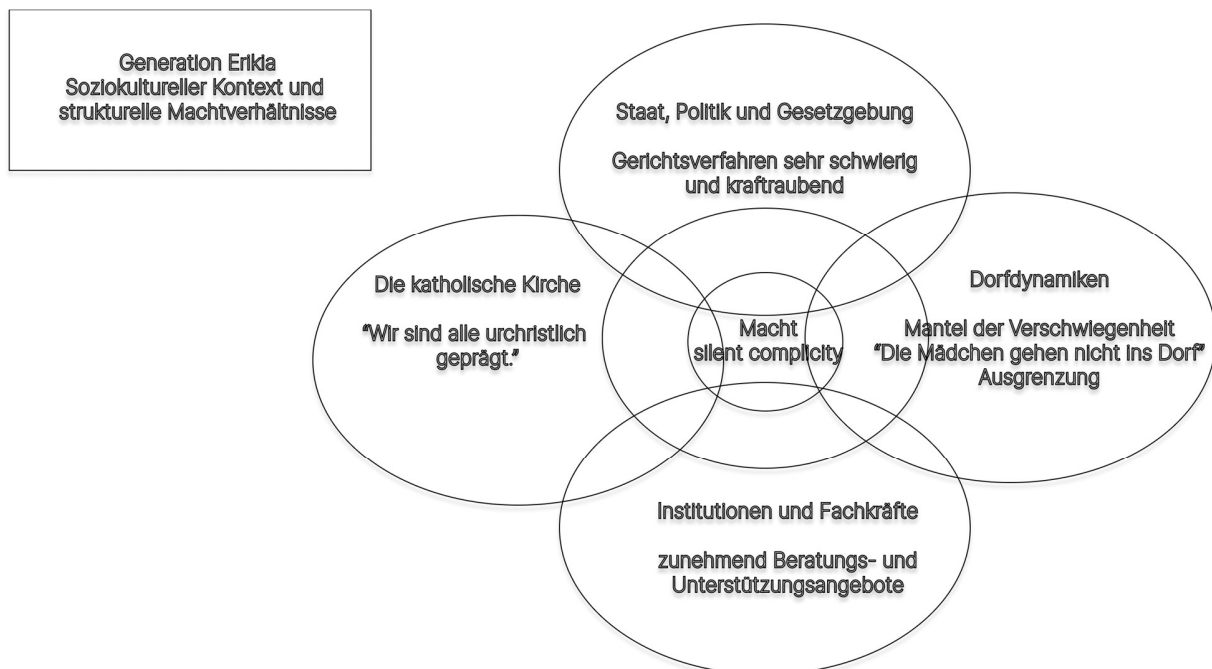
Habitus der Generation Erika wird in nachfolgender Grafik wie bei Generation Helga in der Verbindung von Position, Disposition und Strategien dargestellt. Hierbei zeigen sich im Vergleich zu Generation Helga Veränderungen im ökonomischen Kapital, da die Frauen zunehmend beruflich tätig sind. Auch ist für die Generation Erika der Erwerb von kulturellem Kapital durch längere Schulbildung möglich. Eine weitere signifikante Veränderung dieser Zeit ist, wie aus den Interviews hervorgeht, dass Frauenfreundschaften und Frauensolidaritäten eine zunehmend wichtige Rolle einnehmen, indirekt auch gestützt durch die zweite feministische Welle. Zugleich werden innerhalb der Familien traditionelle Rollenbilder weitergegeben und sexualisierte Gewalt tabuisiert. Prestigevolle Positionen in der patriarchalen Gesellschaft bleiben nach wie vor vorwiegend bei den Männern.

Vorstellungen von Sünde spielen kaum mehr eine Rolle, es bleiben Scham- und Schuldgefühle als Dispositionen des Habitus erhalten. Hinzu kommt dabei aber auch eine Haltung des Kampfes und der Wehrhaftigkeit. Die Strategien der Generation Erika, die sich aus den Dispositionen des Habitus ergeben, sind Scheidung und die Inanspruchnahme von Therapien. Und, sie beginnen zunehmend über Sexualität und sexualisierte Gewalt zu sprechen.



Die folgende Grafik visualisiert ein komplexes Wirkungsgefüge, in dem *silent complicity*, strukturelle Bedingungen und patriarchale Machtverhältnisse ineinandergreifen und sich wechselseitig stabilisieren. Mit Blick auf strukturelle Bedingungen und patriarchale Machtverhältnisse veranschaulicht folgende Grafik, dass Gerichtsverfahren schwierig und zeitraubend sind. Im Kontext der Dörfer herrscht nach wie vor ein Mantel des Schweigens zu sexualisierter Gewalt und betroffene Mädchen und Frauen werden ausgegrenzt. Die Hegemonie der katholischen Kirche wird von den Frauen der Generation Erika zunehmend hinterfragt und professionelle Dienste werden ausgebaut. Dabei wird deutlich, dass verbesserte ökonomische Bedingungen, die Möglichkeit der Inanspruchnahme von Therapie sowie die Möglichkeit, sich scheiden zu lassen, signifikante Entwicklungen zu mehr Selbstermächtigung und Aufarbeitung sind, die gesamtgesellschaftlichen Bedingungen aber nach wie vor zum Kontinuum der Gewalt beitragen.

Im Zentrum der Grafik steht die *silent complicity*, verstanden nicht als individuelles Versagen einzelner Akteur:innen, sondern als sozial geteilte Praxis des Nicht-Sehens, Nicht-Benennens und Nicht-Eingreifens. Diese Komplizenschaft ist eng mit dem verknüpft, was Bourdieu als Doxa beschreibt: Jene selbstverständlichen, nicht hinterfragten Annahmen darüber, was *normal*, *privat* oder *nicht thematisierbar* ist. Sexualisierte Gewalt wird in diesem Rahmen nicht notwendigerweise geleugnet, sondern in alltäglichen Praktiken relativiert, privatisiert oder moralisch umgedeutet. Institutionen wie Familie, Kirche, Schule, Justiz oder Sozialdienste agieren nicht neutral, sondern sind historisch gewachsene Träger patriarchaler Ordnung. Sie strukturieren Wahrnehmung, Sprache und Handlungsmöglichkeiten so, dass sexualisierte Gewalt häufig nicht als strukturelles Problem, sondern als individuelles *Unglück* oder *Ausnahme* erscheint.



6.3 Generation Hannah (1981 -2007): *Meine Hoffnung ist es, meine Traumata zu überwinden und sicher zu gehen, dass sie nicht weitergegeben werden.*

Die Frauen der Generation Hannah wurden zwischen 1981 und 2007 geboren. Da an der Studie ausschließlich volljährige Personen teilnehmen durften, umfasst diese Generation einen Zeitraum von 28 Jahren und damit einen kürzeren Zeitraum als die Generationen Helga und Erika. Insgesamt konnten neun Frauen der Generation Hannah zugeordnet werden.

Die Generation Hannah wuchs in einem soziokulturellen Kontext auf, der von einer fortschreitenden Individualisierung und Psychologisierung sozialer Problemlagen sowie von erweiterten rechtlichen und institutionellen Schutzmechanismen im Bereich geschlechtsspezifischer und auch gezielt sexualisierter Gewalt geprägt war.

Im Vergleich zu den vorhergehenden Generationen standen den Frauen dieser Generation vermehrt Begriffe, Deutungsangebote und professionelle Unterstützungsstrukturen zur Verfügung. Gleichzeitig bleiben patriarchale Machtverhältnisse weiterhin wirksam, wenn auch in veränderter und teilweise subtilerer Form. Zur besseren Einbettung der individuellen Erfahrungen wird im Folgenden zunächst auf den soziokulturellen Kontext der Generation Hannah eingegangen. Anschließend werden die Ergebnisse der Datenanalyse auf subjektiver Ebene dargestellt, bevor vertiefend familiäre Dynamiken, transgenerationale Beziehungen sowie Partnerschaft und Mutterschaft in den Blick genommen werden. Charakteristisch für die Generation Hannah ist die Fähigkeit zur reflexiven Einordnung transgenerationaler Gewaltverhältnisse. In den Interviews zeigt sich, dass Gewalt nicht nur als individuelles Ereignis verstanden wird, sondern zunehmend als Teil einer über Generationen hinweg wirksamen Struktur. Dies wird besonders deutlich in der Auseinandersetzung mit sexualisierter Gewalt innerhalb der Herkunftsfamilien, wie das folgende Zitat exemplarisch verdeutlicht:

„...der Opa hat die Oma ständig missbraucht ..., warum sollte dann zur Zeugung von den Kindern ... auf einmal ein einvernehmlicher Sex gewesen sein? Dann ist es für mich gleich die Schlussfolgerung ..., dass die Kinder, also meine Mama und ihre Geschwister, alle aus der Gewalt entstanden sind. Und das heißt dann ja auch, ... Also ich bin ja auch die Mama und die Oma und ich bin ja aus ihnen entstanden ... und logisch kriegt man das....ich weiß noch nicht, was ich damit tue.“

Dieses Zitat verdeutlicht, wie die Frauen der Generation Hannah familiäre Gewaltgeschichten nicht nur rekonstruieren, sondern diese auch in Beziehung zur eigenen Existenz und Identitätsbildung setzen. Die Erkenntnis, selbst Teil einer aus Gewalt hervorgegangenen genealogischen Linie zu sein, führt dabei zu Suchbewegungen zwischen Verstehen, Abgrenzung und emotionaler Überforderung. Diese reflexive Haltung eröffnet neue Möglichkeiten der Bearbeitung, geht jedoch zugleich mit einer hohen emotionalen Belastung und der Gefahr einer individualisierten Verantwortungsübernahme für strukturelle Gewaltzusammenhänge einher. Die daraus resultierenden Ambivalenzen werden im anschließenden Kapitel der vergleichenden Analyse im Hinblick auf Kontinuitäten, Brüche und mögliche Habitustransformationen weiter vertieft.

6.3.1 Soziokultureller Kontext: Dorf & Social Media: Tatorte erweitern sich

Die Generation Hannah ist von tiefgreifenden soziokulturellen Veränderungen geprägt. Wie in den nachfolgenden Kapiteln dargelegt wird, wurde im Jahr 1999 auf rechtlicher Ebene die vollständige Gleichstellung von Männern und Frauen erreicht, als Frauen der Zugang zu allen Berufen, einschließlich dem Dienst im Heer, eröffnet wurde. Gleichzeitig zeigen die Erfahrungen dieser Generation, dass eine rechtlich-formale Gleichstellung der Geschlechter nicht mit einer gelebten Gleichwertigkeit gleichzusetzen ist. Diese Unterscheidung ist insbesondere im Hinblick auf die Generation Hannah bedeutsam, da sich in dieser Zeit, bis in die Gegenwart, neue Mechanismen herausgebildet haben, mit denen die patriarchale Gesellschaftsordnung aufrechterhalten wird, ohne sich dabei noch auf eine geschlechterdifferente Gesetzeslage stützen zu müssen. In diesem Sinne lässt sich festhalten, dass sich die Instrumente des Patriarchats mit dem Aufwachsen der Generation Hannah grundlegend gewandelt haben, ohne jedoch die zugrunde liegende patriarchale symbolische Ordnung der Gesellschaft grundsätzlich in Frage zu stellen. Diese, wie bereits in den vorherigen Kapiteln ausgeführte Gesellschaftsordnung kann als Voraussetzung und Konsequenz des Kontinuums der geschlechtsspezifischen Gewalt an Frauen verstanden werden, ein Kontinuum, das auch in der Generation Hannah fortbesteht.

6.3.1.1 Justiz: Geschlechternormen und Sexualität

Besonders auf rechtlicher Ebene wurden in den vergangenen Jahrzehnten bedeutende Fortschritte in Richtung einer vollständigen Gleichstellung der Geschlechter erzielt. Im Rahmen dieser Studie sticht insbesondere das Jahr 1996 hervor: Sexualisierte Gewalt wurde nun als Straftat gegen die Person eingestuft. Dies markiert zugleich den Zeitpunkt, ab dem Vergewaltigung innerhalb der Ehe strafrechtlich verfolgt werden konnte. Damit wurde die sogenannte eheliche Pflicht – also die rechtlich implizierte sexuelle Verfügbarkeit der Ehefrau für den Ehemann – offiziell aufgehoben. Die Generation Hannah ist somit die erste Frauengeneration in der Südtiroler Gesellschaft, die mit der Selbstverständlichkeit aufwächst, dass sexualisierte Gewalt eine Straftat gegen die Person darstellt. Zugleich markiert diese Entwicklung auch einen Wendepunkt für ihre Mütter: Erst ab diesem Zeitpunkt war es ihnen überhaupt möglich, Vergewaltigung in der Ehe zur Anzeige zu bringen.

Im Jahr 1978 wurde in Italien das Abtreibungsgesetz geändert. Mit dem Inkrafttreten des Gesetzes Nr. 194 im Mai desselben Jahres wurde der freiwillige Schwangerschaftsabbruch in öffentlichen Krankenhäusern innerhalb der ersten 90 Tage der Schwangerschaft ermöglicht. Der selbstbestimmte Umgang mit dem eigenen Körper stand dabei im Zentrum der Debatte. Das Gesetz war stark umstritten: Vor allem die katholische Kirche sprach von Mord, und auch die Ärztekammer positionierte sich geschlossen dagegen. Die Südtiroler Volkspartei, ihre Frauenbewegung, kirchliche Kreise und christliche Frauenverbände lehnten das Gesetz so vehement ab, dass es nicht ins Deutsche übersetzt wurde. Noch der erste, 1990 eingesetzte Landesbeirat für Chancengleichheit diskutierte zwei Jahre lang darüber, ob das Gesetz in die Informationsbroschüre „Wir Frauen, unsere Rechte“ aufgenommen werden sollte (Solderer, 2002).

6.3.1.2 Die katholische Kirche: *wir hätten emotionale Hilfe gebraucht und haben stattdessen in die Kirche müssen*

Der Einfluss der katholischen Kirche wandelt sich deutlich in der Generation Hannah. Die frühere Vormachtstellung wird aufgehoben und es zeigt sich eine zunehmend kritische Haltung gegenüber der Institution der katholischen Kirche. Die Gründe für diesen Wandel sind vielschichtig und eng mit rechtlichen sowie gesellschaftlichen Veränderungen verflochten. Insgesamt hat die zweite feministische Welle, also die Zeit der Generation Erika, einen tiefgreifenden Wandel in den Geschlechterrollen angestoßen. Sexualität wurde zunehmend von der Institution der Ehe entkoppelt. Seit 1975 gilt die Ehe als ein vor dem Gesetz auflösbarer Vertrag, was sich jedoch im Kirchenrecht nicht widerspiegelt, wo die Ehe – mit wenigen Ausnahmen – weiterhin als unauflöslich gilt, ganz im Sinne des Grundsatzes „bis dass der Tod uns scheidet“. Ebenso bleibt die Haltung der Kirche zu Themen wie Verhütung und Schwangerschaftsabbruch unverändert. Diese starre Position der katholischen Kirche im Angesicht rascher gesellschaftlicher Umbrüche führt zu wachsenden Spannungen und Diskrepanzen zwischen religiös vermittelten Moralvorstellungen und den tatsächlichen Lebenserfahrungen vieler Menschen. Mit Blick auf die Erfahrungen der Teilnehmerinnen der Generation Hannah zeigt sich, dass die katholische Kirche in den Interviews entweder kaum thematisiert wird oder vor allem als Relikt vergangener Zeiten, als Konfliktfeld in der Beziehung zu den Eltern oder als Täterinstitution erscheint. Keine der Interviewpartnerinnen beschreibt die Kirche, den Glauben oder damit verbundene religiöse Praktiken wie Gebet oder Kirchenbesuch als Quelle von Halt, Kraft oder als positiv bedeutsame Ressource im Umgang mit Erfahrungen sexualisierter Gewalt oder mit Dynamiken transgenerationaler Traumatisierung. Dies markiert eine zentrale Verschiebung im Vergleich zu früheren Generationen. Exemplarisch lässt sich diese Veränderung sowie die damit verbundenen Spannungen anhand des folgenden Interviewausschnitts verdeutlichen:

„...und apropos Tabuthema... ich hatte Angst über Sexualität mit ihm [Vater] zu reden und Religion, er ist eben dann auf einmal zum Erzkatholiken geworden... wir mussten aufstehen, in die Kirche gehen am Sonntag, ganz lange... hat er uns geweckt... wir hätten irgendwie emotionale Hilfe gebraucht und haben stattdessen in die Kirche müssen, nachdem sie am Frühstückstisch gestritten haben... und dann hat es irgendwann die Streitigkeiten gegeben mit 18, dass wir nicht mehr in die Kirche gehen.“

Der Auszug macht deutlich, dass Religion in der Generation Hannah vor allem im Kontext familiärer Macht- und Kontrollverhältnisse wirksam wird. Die Kirche erscheint nicht als Ort emotionaler Unterstützung oder Sinnstiftung, sondern als normatives Instrument, das in einem autoritär geprägten Familiengefüge eingesetzt wird. Besonders deutlich wird der Widerspruch zwischen einer nach außen demonstrierten moralischen Ordnung und dem gleichzeitigen Fehlen von emotionaler Sicherheit, Zuwendung und Schutz im familiären Alltag. Erst mit dem Erreichen der Volljährigkeit gelingt es den Kindern, sich dem kirchlichen Zwang zu entziehen. Insgesamt wird die Kirche in der Generation Hannah weniger als unterstützende Institution wahrgenommen, sondern als Bestandteil patriarchaler Strukturen, die familiäre Konflikte überdecken und emotionale Bedürfnisse marginalisieren.

6.3.1.3 Dorfdynamiken: *im Vinschgau alle machen dort Urlaub es ist so wie eine Postkarte, aber dahinter, da läuft so viel falsch*

Die Erfahrungen der Teilnehmerinnen mit Blick auf die Dorfdynamiken in Zusammenhang mit sexualisierter Gewalt zeigen ein vielschichtiges Zusammenspiel von Machtverhältnissen, kulturellen Normen und stiller Kompliz:innenschaft, die in ihrer Gesamtheit zur Normalisierung männlicher sexualisierter Übergriffigkeit beitragen. Insofern lassen sich im Vergleich zu früheren Generationen keine grundlegenden Veränderungen feststellen. Nach wie vor ist das dörfliche Setting von engen sozialen Gefügen geprägt, die einerseits Schutzräume für Täter bieten und andererseits eine hohe soziale Kontrolle ausüben, durch die Abweichungen von etablierten Mustern sanktioniert oder ignoriert werden.

Ein zentrales Merkmal ist der hohe Alkoholkonsum, den die Teilnehmerinnen insbesondere unter Jugendlichen beschreiben und der häufig als Verstärker grenzüberschreitenden Verhaltens wirkt. Wiederkehrende sexualisierte Übergriffe, die in diesem Kontext als „dazugehörend“ wahrgenommen werden, sind Ausdruck einer tief verankerten patriarchalen Kultur, in der männliche Dominanz durch körperliche oder verbale Übergriffe performativ inszeniert wird. Zugleich beschränken sich Erfahrungen sexualisierter Gewalt im öffentlichen Raum *Dorf* nicht auf gleichaltrige Täter. Ein Großteil der Teilnehmerinnen benennt vor allem deutlich ältere Männer als Täter, die zudem neue Instrumente wie soziale Medien nutzen, um sexualisierte Gewalt auszuüben, auch gegenüber Minderjährigen. Eine Teilnehmerin schildert ihre Angst, einen Mann, der pornografische Inhalte zusandte, zu blockieren, da sie ihm im Dorf regelmäßig begegnete. Die Übergriffe erstreckten sich beginnend mit ihrem 12 Lebensjahr über einen längeren Zeitraum, bevor sie sich schließlich dazu entschloss, ihn zu blockieren und seine Profile zu melden.

Ein weiteres zentrales Beispiel für *silent complicity*, die wesentlich zur Aufrechterhaltung des Kontinuums sexualisierter Gewalt beiträgt, zeigt sich im Kontext des Arbeitsplatzes. Mehrere Interviewpartnerinnen berichten, dass sie in Situationen sexualisierter Übergriffe keine Unterstützung durch Vorgesetzte erfuhren und dass anwesende Männer sich über die Vorfälle lustig machten. Besonders im Gastgewerbe wird deutlich, wie normalisiert sexualisierte Übergriffe auf Kellnerinnen sind, sowohl durch männliche Gäste als auch durch männliche Arbeitskollegen oder Vorgesetzte. Exemplarisch verdeutlicht dies folgender Auszug:

„Also ich habe letztes Jahr die Matura gemacht und habe dann jetzt fast ein Jahr als Kellnerin gearbeitet... Und diese ganzen sexuellen Übergriffe... weil es war eigentlich fast an der Tagesordnung... Das Schlimme war, dass der Chef das total befürwortet hat... Einmal ist so eine große Männergruppe gekommen und ich habe ihnen das Essen gebracht und dann hat so ein alter Mann angefangen auf meinen Hintern so mit dem Löffel... und dann haben sich alle eigentlich nur lustig gemacht.“

Der Interviewauszug zeigt, wie sexualisierte Gewalt und sexistische Grenzüberschreitungen im Arbeitskontext als normalisiert und strukturell verankert erlebt werden. Die Interviewpartnerin beschreibt sexualisierte Kommentare, anzügliche Witze und körperliche Übergriffe als *fast an der Tagesordnung*, was auf eine Alltäglichkeit von Gewalt verweist, die nicht als Ausnahme, sondern als Bestandteil der Arbeitsrealität erfahren wird. Weibliche Arbeitskraft wird insbesondere im Gastgewerbe häufig mit sexueller Verfügbarkeit und Attraktivität verknüpft. Besonders gravierend ist, dass diese Dynamiken nicht nur von männlichen Gästen ausgehen, sondern vom Arbeitgeber aktiv legitimiert werden. Der geschilderte körperliche Übergriff, das Berühren mit einem Löffel, stellt eine klare Grenzverletzung dar. Die

Reaktion der anwesenden Männer, die den Vorfall ins Lächerliche ziehen, verstärkt die Gewalt durch kollektive Bagatellisierung. Die Betroffene erfährt keinen Schutz, sondern wird lächerlich gemacht. Auch weibliche Kolleginnen teilen zwar ähnliche Erfahrungen, tragen jedoch eher zur weiteren Normalisierung dieses Verhaltens bei; zumindest in den Erzählungen der Forschungsteilnehmerinnen finden sich keine Hinweise auf gegenseitigen Schutz. Insgesamt wird deutlich, dass sexualisierte Gewalt am Arbeitsplatz nicht lediglich individuelles Fehlverhalten darstellt, sondern tief in betrieblichen Kulturen, Geschlechternormen und Machtstrukturen verankert ist. Die Konsequenz für die Interviewpartnerin ist der Rückzug aus dem Arbeitsverhältnis, da die Arbeitsbedingungen für sie nicht sicher und nicht zumutbar sind. Diese Mechanismen stiller Kompliz:innenschaft ergänzen die erlebte sexualisierte Gewalt um eine Form sozialer Gewalt, die betroffene Frauen isoliert und Täter in ihrer Position stärkt. Die Normalisierung sexualisierter Gewalt führt bei den Betroffenen zu einer ambivalenten Gefühlslage: Einerseits werden die Übergriffe als bedrohlich und als Gewalt erkannt, andererseits suggerieren die Reaktionen des sozialen Umfelds, es handle sich um Komplimente oder um *normale* soziale Interaktionen. Diese widersprüchlichen Botschaften verstärken insbesondere im Jugendalter Unsicherheiten darüber, wie gesunde Beziehungen zwischen Männern und Frauen aussehen können. Exemplarisch verdeutlicht dies folgender Auszug:

„Ich habe einfach gemerkt, viele Sachen, die ich normalisiert habe, sind aber nicht normal. Und logisch, wenn du nicht darüber redest...wie sollst du wissen, dass es nicht normal ist (Stimme bricht)... weil ich weiß mittlerweile, das ist die Normalität, dass das so vielen passiert und... dass niemand drüber redet und ich krieg da einfach einen Zorn, auch im Vinschgau. Ich weiß nicht, im Vinschgau – alles ist so schön, alle machen dort Urlaub und es ist so wie eine Postkarte, aber dahinter, da läuft so viel falsch.“

Hier werden zentrale Dorfdynamiken sichtbar, die das Entstehen, Fortbestehen und Verschweigen von Gewalt begünstigen. Besonders deutlich wird die Normalisierung problematischer Erfahrungen in einem sozialen Umfeld, in dem *alle einander kennen* und Abweichungen vom harmonischen Selbstbild der Dorfgemeinschaft kaum artikulierbar sind. Die Interviewpartnerin beschreibt, dass sie viele Erfahrungen sexualisierter Gewalt lange als „normal“ wahrgenommen hat. Diese Normalisierung entsteht nicht individuell, sondern sozial: Innerhalb des Freundeskreises machen mehrere Mädchen ähnliche Erfahrungen, wodurch Gewalt als alltäglich erscheint. Zugleich wird die auch in der Generation Hannah weiterhin bestehende Schweigekultur sichtbar. Die Interviewpartnerin betont wiederholt im Verlauf des Gesprächs, dass *nicht darüber geredet wird*, obwohl Erwachsene im Umfeld zumindest ansatzweise wissen, dass *etwas nicht rund läuft*. Das Schweigen schützt weniger die Betroffenen als vielmehr das Bild des Dorfes nach außen. Der Vinschgau wird als Postkartenidylle beschrieben, hinter der sich jedoch massive Probleme verbergen. Die Aufrechterhaltung dieses positiven Images scheint wichtiger zu sein als die Auseinandersetzung mit Gewalt und Machtmissbrauch. Einige Forschungsteilnehmerinnen beobachten jedoch auch Veränderungen, insbesondere bei jüngeren Männern, die durch Reisen, Bildung und andere soziale Erfahrungen neue Perspektiven gewonnen haben. Diese Beobachtungen verweisen auf ein Potenzial zur Veränderbarkeit patriarchaler Muster durch soziale Öffnung und Bildung. Eine weitere zentrale Veränderung, auf die später noch vertieft eingegangen wird, zeigt sich in der wachsenden Bedeutung von Freundschaften. In der Generation Hannah stabilisieren sich soziale Netzwerke zunehmend, und Freundschaften werden teilweise als biografisch bedeutsamer beschrieben als partnerschaftliche Beziehungen.

6.3.1.4 Institutionen und Fachkräfte: *das war wirklich eine grauenvolle Geschichte im Sozialsprengel*

Im der Generation Hannah werden die in der Generation Erika gegründeten Fachdienste weiter ausgebaut, und in Südtirol entstehen erste spezialisierte Angebote für Betroffene sexualisierter Gewalt, die sukzessive differenziert und professionalisiert werden. Ohne Anspruch auf Vollständigkeit seien hier die Etablierung der Frauenhausdienste, die Einführung der Bezirksgemeinschaften sowie der Ausbau der Sozialsprengel genannt. Zudem wurden Familienberatungsstellen, allen voran Lilith in Meran, gegründet und psychologische sowie psychiatrische Dienste erweitert. Auch auf politischer Ebene kam es mit der Gründung des Landesbeirats für Chancengleichheit im Jahr 1990 zu bedeutenden Veränderungen. Diese Entwicklungen können als Errungenschaften der Frauen der Generation Erika verstanden werden und verweisen auf das Potenzial grundlegender gesellschaftlicher Transformationsprozesse. Mit Blick auf das Wissen der Studienteilnehmerinnen über bestehende Unterstützungsangebote sowie auf ihre institutionellen Erfahrungen zeigt sich ein differenziertes Bild. Die Bedeutung von Fachkräften, die bereits in der Generation Erika an Gewicht gewann, setzt sich in der Generation Hannah fort. Zum Zeitpunkt der Interviews hatten 66 % der Teilnehmerinnen (6 von 9) Unterstützung durch Fachkräfte in Anspruch genommen. Fünf von ihnen begannen eine Psychotherapie, viele wurden über Jahre hinweg therapeutisch begleitet. Eine Teilnehmerin nutzte die Unterstützung einer Familienberatungsstelle.

Zwei Beobachtungen stechen hervor:

- Erstens berichten mehrere Teilnehmerinnen, dass bereits ihre Mütter Unterstützung durch Fachstellen erhalten hatten oder noch erhalten, einschließlich psychotherapeutischer Begleitung.
- Zweitens ist für die Generation Hannah neu, dass einige Teilnehmerinnen bereits in ihrer Kindheit professionelle Unterstützung erfahren.

Darüber hinaus gaben zwei Teilnehmerinnen an, berufliche Ausbildungen gewählt zu haben, die ihnen auf indirektem Weg eine Auseinandersetzung mit den Langzeitfolgen sexualisierter Gewalt ermöglichten. Die Erfahrungen mit Fachkräften und Institutionen sind insgesamt ambivalent. Neben sehr unterstützenden werden auch belastende und kritische Erlebnisse geschildert. Besonders deutlich wird dies im Zusammenspiel von Ordnungskräften, Justiz und Sozialdiensten, das eine Teilnehmerin, Lisa, beschreibt. Sie war zu diesem Zeitpunkt etwa 30 Jahre alt. Nachdem sie gestalkt und ohne ihr Einverständnis fotografiert worden war, entschied sie sich zu einer Anzeige. Strafrechtlich konnte gegen den Stalker nicht vorgegangen werden, die Anzeige hatte jedoch unerwartete Folgen: Nicht der Täter, sondern die Mutter selbst geriet in den Fokus institutioneller Aufmerksamkeit. Im Zuge der Anzeige schilderte Lisa auch ihre eigenen Erfahrungen sexualisierter Gewalt in der Kindheit, da der Stalker mit dem damaligen Täterumfeld in Verbindung stand. Da zudem ihr Sohn auf den Fotos erwähnt wurde, leitete das Jugendgericht eine Meldung an den Sozialdienst ein. Die implizite Zuschreibung lautete:

„weil mit so einer Geschichte kann man keine gute Mama sein“.

Lisa erhielt einen offiziellen Brief des Jugendgerichts in einer hoch vulnerablen Lebensphase: Sie war hochschwanger, versorgte ein Kleinkind und fühlte sich weiterhin vom Stalker bedroht. Den Umgang der zuständigen Sozialassistentinnen beschreibt sie als übergreifig, unsensibel und beschämend. Besonders belastend war für sie, dass Teile ihrer Gewalterfahrungen aus der Kindheit ungefragt an ihren Ehemann weitergegeben wurden:

„Hochschwanger und mit einem Kleinkind zuhause und eigentlich einen Stalker, wo man nichts tun kann, weil nichts passiert ist, und die zwei Sozialassistentinnen, ja jetzt müssen wir eigentlich ihrem Mann ihre Kindheitsgeschichte erzählen... das weiß ich bis heute nicht, ob das in Ordnung ist... ich habe ihn zum Glück vorgewarnt gehabt, dass ich missbraucht worden bin... also das war wirklich eine grauenvolle Geschichte im Sozialsprengel...“

Die Intervention wurde nicht als Schutz, sondern als Kontrolle erlebt. Erst nachdem ihr Mann einen Anwalt einschaltete, wurde das Verfahren nach etwa eineinhalb Monaten beendet. Auffällig ist der Widerspruch zwischen der formalen Anerkennung der Schutzbedürftigkeit der Frau und der gleichzeitigen Pathologisierung ihrer Mutterschaft durch die beteiligten Institutionen. Themen wie sekundäre Viktimisierung, strukturelle Gewalt, Geschlechterverhältnisse und

Machtasymmetrien im Kinder- und Jugendhilfesystem treten deutlich hervor. Zunächst zeigen sich die Grenzen des Rechtsstaats, der trotz konkreter Bedrohung durch einen Stalker keinen präventiven Schutz bietet. Die Aussage eines Carabinieri im Rahmen der Anzeige *es tut mir wirklich leid, aber ich kann hier nichts tun* verweist auf eine Rechtslogik, die präventives Handeln weitgehend ausschließt. Gleichzeitig setzt die Anzeige eine Dynamik sekundärer Viktimisierung in Gang: Die Position der Schutzbedürftigen verschiebt sich hin zur Verantwortlichkeit für das Kind, und die mütterliche Kompetenz wird infrage gestellt. Die Selbstbeschreibung der Betroffenen: *dass ich als Mama nicht funktionieren kann, mit der Geschichte* verweist auf eine tiefgreifende Delegitimierung von Mutterschaft durch staatliche Institutionen. Es kommt zu einer doppelten Schuldzuschreibung: für die erlebte Gewalt in der Kindheit und für die vermeintlich unzureichende Verarbeitung dieser Erfahrungen, die als Risiko für das Kind interpretiert wird. Verstärkt wird dies durch das Handeln der Sozialassistentinnen, die ankündigen, *die Kindheitsgeschichte dem Ehemann erzählen* zu wollen ein Eingriff in die Autonomie der Betroffenen, der patriarchale Machtverhältnisse reproduziert.

Dieses Beispiel verdeutlicht die Herausforderungen professionellen Handelns und zeigt zugleich, wie Institutionen durch ihr Vorgehen patriarchale Ordnungen stabilisieren und in eine Form stiller Kompliz:innenschaft mit geschlechtsspezifischer Gewalt geraten können. Weder der Stalker noch die Täter aus der Vergangenheit wurden zur Verantwortung gezogen; stattdessen musste sich die Betroffene juristisch verteidigen. Auch andere Teilnehmerinnen berichten von ähnlichen Erfahrungen, etwa mit Psycholog:innen oder Psychiater:innen, die ihnen nicht glaubten oder ihnen vorwarfen, sich während einer Vergewaltigung nicht ausreichend gewehrt zu haben.

Gleichzeitig wäre es verkürzt, institutionelles Handeln ausschließlich kritisch zu bewerten. Dass Institutionen aktiv werden und miteinander kooperieren, stellt im Vergleich zu früheren Generationen einen Fortschritt dar. Die von der Teilnehmerin als besonders belastend beschriebenen Erfahrungen verweisen weniger auf die grundsätzliche Sinnhaftigkeit institutioneller Vernetzung als vielmehr auf Defizite in der Qualität der Beziehungsgestaltung. Problematisch ist nicht die Zusammenarbeit an sich, sondern die Art und Weise, wie sie erlebt wird. Interpretativ lässt sich zudem vermuten, dass in den beteiligten Institutionen ein Bewusstsein für die Langzeitfolgen sexualisierter Gewalt möglicherweise auch für transgenerationale Traumatisierungsprozesse vorhanden ist. Dies könnte erklären, warum der Familie Unterstützung angeboten wurde, die von der Betroffenen jedoch als Kontrolle und Bedrohung wahrgenommen wurde.

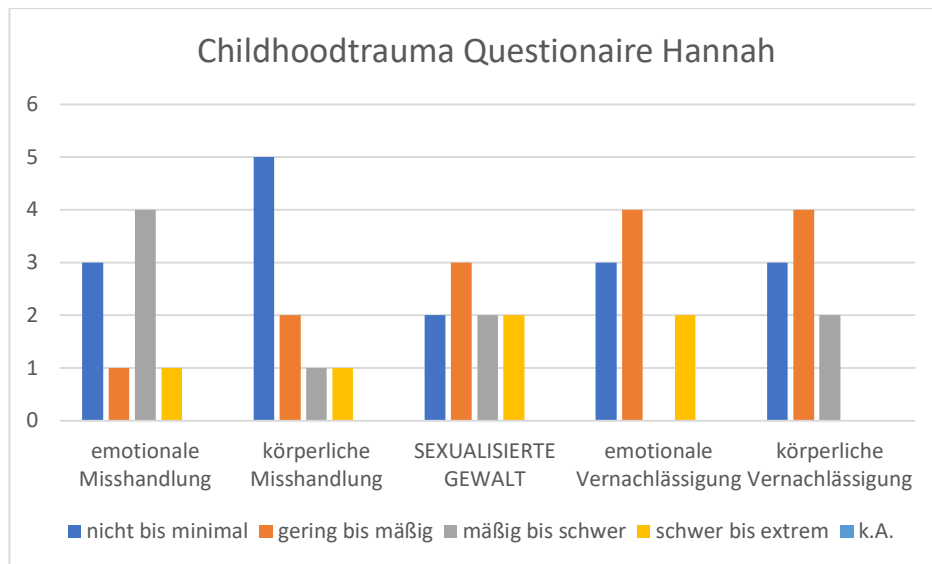
Neben diesen kritischen Erfahrungen berichten die Teilnehmerinnen auch von unterstützenden und heilenden Beziehungen zu Fachkräften, insbesondere zu Psycholog:innen. Bei etwa der Hälfte gingen diesen positiven Erfahrungen jedoch längere Suchprozesse und belastende Erlebnisse voraus. Letztlich konnten sie durch Psychotherapie Gewalterfahrungen verarbeiten und ihren Selbstwert nachhaltig stärken. Mehrere betonen, bei Bedarf jederzeit wieder professionelle Unterstützung in Anspruch nehmen zu wollen. Auffällig ist, dass in den Erzählungen negative Erfahrungen mehr Raum einnehmen als positive. Dies könnte unter anderem darauf zurückzuführen sein, dass weniger gezielt nach positiven Erlebnissen gefragt wurde oder dass das Bedürfnis, belastende Erfahrungen ausführlich zu schildern, größer ist. Während positive Erfahrungen häufig in wenigen Sätzen benannt werden, nehmen negative Schilderungen oftmals mehrere Minuten im Interview ein.

6.3.2 Subjektebene: *Weil die Schuld und die Scham das ist, was sie zerstört hat, genau und uns zerstört*

Wie in den beiden Kapiteln zuvor der Generationen Helga und Erika, werden in folgendem Abschnitt wieder physische und psychische Langzeitfolgen aufgezeigt, die von den Frauen der Generation Hannah genannt wurden. Weiters wird wieder Einblick gegeben zu Einstellungen, Meinungen und Handlungsweisen im Hinblick auf Sexualität und sexualisierte Gewalt, die Sozialisation in der Herkunftsfamilie mit besonderem Fokus auf den Umgang der (Groß)Mütter mit sexualisierter Gewalt sowie Partnerschaften, Sexualität und Mutterschaft. Abschließend wird Habitus der Generation Hannah grafisch dargestellt als strukturiertes und strukturierendes Element in Bezug auf sexualisierte Gewalt und *silent complicity*.

6.3.2.1 Langzeitfolgen: *Das hast du da unten wie begraben als Kind*

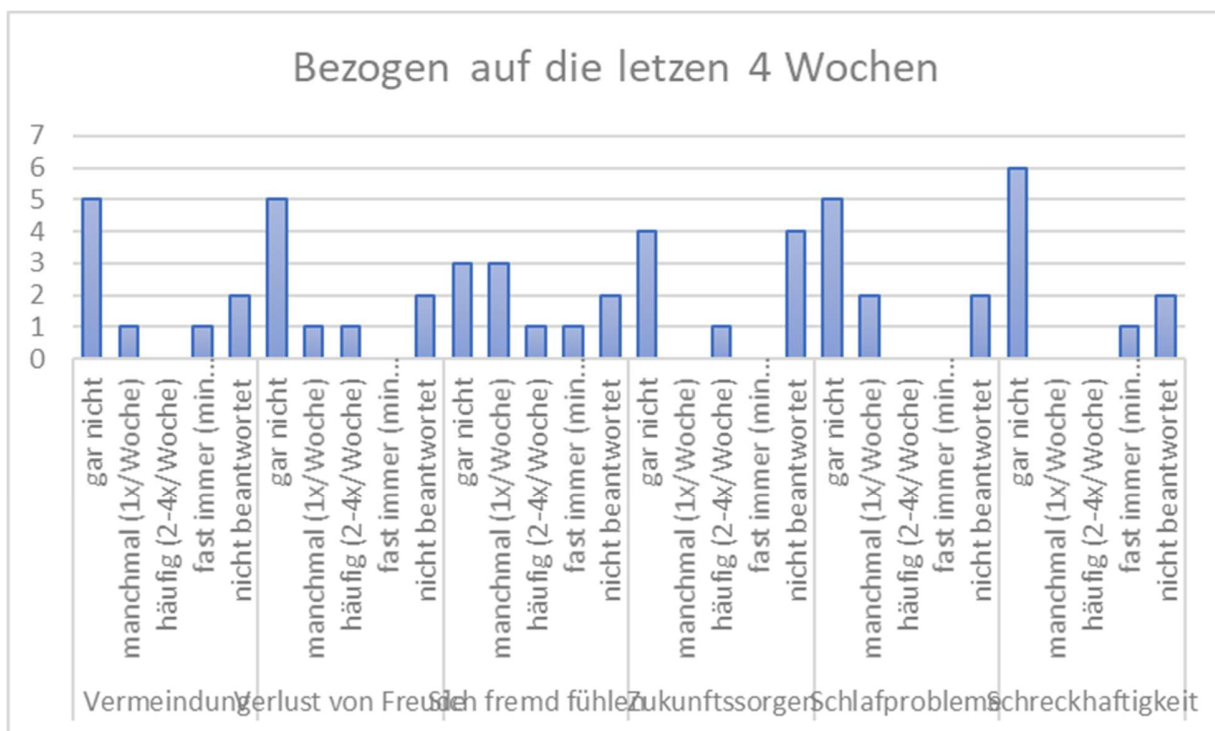
In diesem Abschnitt wird auf die Langzeitfolgen eingegangen, von denen die Teilnehmerinnen der Generation Hannah berichtet haben. Die Erhebung der Langzeitfolgen erfolgte durch die Verschränkung quantitativ über den Fragebogen erhobener Daten mit qualitativen Interviewdaten. Alle Teilnehmerinnen wurden eingeladen, den CTQ zu beantworten. Die Ergebnisse lieferten Hinweise auf Gewalterfahrungen in der Kindheit und unterstützten eine gezieltere Einordnung der narrativen Erzählungen. Ergänzend wurden im Fragebogen im Sinne eines Traumascreenings gezielte Fragen zu möglichen Langzeitfolgen wie etwa Schlafstörungen oder Schreckhaftigkeit gestellt, einmal bezogen auf die aktuelle Lebenssituation und einmal auf den als am belastendsten erinnerten Zeitraum, dessen Dauer die Teilnehmerinnen selbst definierten. In den persönlichen Gesprächen wurden darüber hinaus offene Fragen zu Langzeitfolgen gestellt, die das Gesamtbild vertieften. Beginnend mit dem CTQ zeigt sich für die Generation Hannah folgendes Bild:



Insgesamt zeigt sich ein deutlich heterogenes, aber zugleich belastetes Erfahrungsprofil. Besonders auffällig ist die hohe Belastung im Bereich der körperlichen Misshandlung: Hier geben mehrere Frauen Belastungen im Bereich „mäßig bis schwer“ sowie einzelne auch „schwer bis extrem“ an, während gleichzeitig eine relevante Gruppe geringe oder minimale Erfahrungen berichtet. Dies verweist auf stark divergierende biografische Ausgangslagen innerhalb der Generation Hannah. Sexualisierte Gewalt ist in allen Schweregraden vertreten. Neben Frauen mit nicht bis minimale

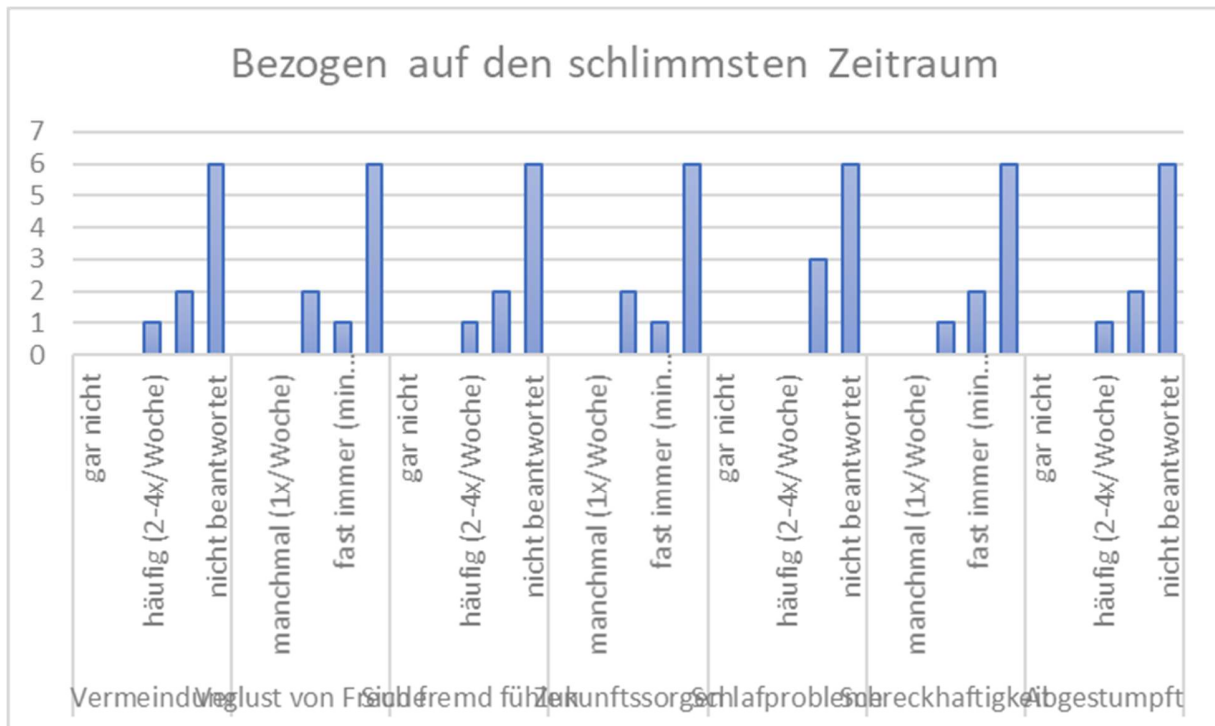
Erfahrungen berichten mehrere Teilnehmerinnen von gering bis mäßiger sowie mäßig bis schwerer Belastung, ergänzt durch Nennungen im Bereich „schwer bis extrem“. Auch emotionale Misshandlung und emotionale Vernachlässigung weisen eine deutliche Streuung auf. Während ein Teil der Frauen geringe oder keine Belastung angibt, finden sich zugleich mehrere Nennungen im mittleren bis schweren Bereich. Emotionale Vernachlässigung zeigt sich dabei häufiger im moderaten Belastungsbereich, was auf subtilere, aber langfristig wirksame Formen familiärer Beziehungsdefizite hinweist. Körperliche Vernachlässigung ist ebenfalls relevant vertreten, mit mehreren Angaben im gering bis mäßigen sowie mäßig bis schweren Bereich.

Über den Fragebogen wurden auch gezielt Informationen zu den Langzeitfolgen erhoben. Hier wurden den Teilnehmerinnen zweimal dieselben Fragen gestellt. Einmal sollten sie sie beantworten in Bezug auf ihre aktuelle Lebenssituation bzw. in Bezug auf die letzten vier Wochen und anschließend wurden die Teilnehmerinnen gefragt, ob es für sie einen Zeitraum gab an denen es ihnen deutlich schlechter ging als heute. All jene die diese Frage mit ja beantwortet haben wurden zunächst gebeten eine Zeitangabe zu machen wie lange dieser schlimmste Zeitraum gedauert hat und anschließend wurden erneut dieselben Dinge abgefragt. Die Grafik stellt die Langzeitfolgen sexualisierter Gewalt in der Generation Hannah dar und bezieht sich auf die letzten vier Wochen vor der Erhebung.



Insgesamt zeigt sich, dass ein erheblicher Teil der Frauen aktuell weiterhin mit traumaassoziierten Symptomen konfrontiert ist, auch wenn sich deren Intensität unterscheidet. Vermeidung tritt bei mehreren Frauen regelmäßig auf. Neben einigen Nennungen im Bereich „gar nicht“ finden sich deutliche Angaben bei „manchmal“ und „häufig“, was auf fortbestehende Bewältigungsstrategien durch Rückzug und Kontrolle hinweist. Der Verlust von Freude ist zwar bei einem Teil der Frauen nicht präsent, zeigt sich jedoch bei mehreren zumindest zeitweise, was auf residuale depressive Symptome hindeutet. Fremdheitsgefühle sind ebenfalls relevant vertreten; sie treten bei mehreren Frauen regelmäßig auf und verweisen auf ein anhaltendes Gefühl innerer Distanz und Nicht-Zugehörigkeit trotz äußerer Alltagsfunktionalität. Besonders ausgeprägt erscheinen Zukunftssorgen. Hier finden sich zahlreiche Angaben im

Bereich *häufig* und *fast immer*, was auf ein dauerhaft beeinträchtigtes Sicherheits- und Kontrollgefühl verweist. Auch Schlafprobleme sind stark präsent: Mehrere Frauen berichten von häufigen oder sehr häufigen Schlafstörungen, was als sensibler Indikator für chronische psychische Belastung gilt. Die Schreckhaftigkeit zeigt sich ebenfalls deutlich, mit mehreren Nennungen im Bereich *häufig* und *fast immer*. Dieses Symptom verweist auf anhaltende Hypervigilanz und eine erhöhte Stressreaktivität.



Insgesamt zeigt sich im Vergleich zur Darstellung der letzten vier Wochen eine deutlich höhere Symptomintensität. Vermeidung ist im schlimmsten Zeitraum stark ausgeprägt: Mehrere Frauen berichten von häufigem bis nahezu permanentem Vermeidungsverhalten. Auch der Verlust von Freude tritt deutlich häufiger auf als in der Gegenwart. Mehrere Frauen berichten, sich häufig oder fast immer fremd und nicht zugehörig gefühlt zu haben. Dieses Symptom verweist auf eine innere Entfremdung und eine Spaltung zwischen äußerem Funktionieren und innerem Erleben. Zukunftsorgen sind ebenfalls stark vertreten und treten überwiegend in hoher Frequenz auf, was ein massiv erschüttertes Sicherheits- und Kontrollgefühl widerspiegelt. Auch Schlafprobleme zeigen sich im schlimmsten Zeitraum bei vielen Frauen als häufige oder dauerhafte Belastung. Die ausgeprägte Schreckhaftigkeit verweist zudem auf anhaltende Hypervigilanz und eine dauerhafte Aktivierung des Stresssystems. Ergänzend wird Abgestumpftheit genannt, die bei mehreren Frauen häufig oder fast immer auftrat und als Schutzmechanismus gegen überwältigende Affekte interpretiert werden kann.

Die Analyse der Interviewaussagen zur Generation Hannah zeigt, dass die Langzeitfolgen sexualisierter Gewalt tiefgreifend, vielschichtig und transgenerational wirksam sind. Sexualisierte Gewalt erscheint nicht als punktuell Ereignis, sondern als biografisch strukturierender Prozess, der sich nachhaltig in psychische Gesundheit, Körpererleben, Beziehungsfähigkeit, Mutterschaft und familiäre Dynamiken einschreibt. Auf individueller Ebene zeigen sich vor allem komplexe psychische Belastungen. Depressionen, Angststörungen, Panikattacken, Schlafprobleme und dissoziative Erfahrungen werden von vielen Frauen als langjähriger Zustand beschrieben. Aussagen, wonach „nichts mehr Freude“ bereite oder das eigene Leben wie von außen erlebt werde („zwei Leben gelebt“), verweisen auf

depressive und dissoziative Verarbeitungsformen. Suizidgedanken sind in der Generation Hannah präsent und ziehen sich häufig von der Kindheit oder Jugend bis ins Erwachsenenalter. Sie werden von den Frauen als Ausdruck maximaler Hilflosigkeit, Perspektivlosigkeit und Überforderung beschrieben. Auffällig ist dabei, dass Mutterschaft ambivalent wirkt: Einerseits stellt sie einen zusätzlichen Belastungs- und Triggerfaktor dar, andererseits fungieren die eigenen Kinder für einige Frauen als zentrale Schutzfaktoren gegen suizidales Handeln.

Neben der psychischen Ebene ist auch der Körper nachhaltig betroffen. Viele Frauen berichten von Essstörungen, chronischen Schmerzen, psychosomatischen Symptomen oder direkten körperlichen Folgen der Gewalt, etwa gynäkologischen Verletzungen mit Auswirkungen auf Fruchtbarkeit. Essstörungen nehmen dabei eine besondere Rolle ein: Sie werden von den Betroffenen häufig als Versuch der Kontrolle, Selbstregulation und emotionalen Beruhigung beschrieben und erscheinen sowohl individuell als auch transgenerational verbreitet. Das Körpererleben bleibt vielfach ambivalent und belastet, was sich auch in Schwierigkeiten im Umgang mit Nähe, Sexualität und Schwangerschaft zeigt.

Ein zentrales Langzeitmuster ist ein dauerhaft fragiles Sicherheitsgefühl. Angst erscheint als persistente Grundstimmung und äußert sich in Zukunftssorgen, Hypervigilanz, Kontrollbedürfnissen und ständiger Wachsamkeit, insbesondere im Hinblick auf die Sicherheit der eigenen Kinder. Die Interviews zeigen deutlich, dass viele Frauen die Weitergabe von Ängsten innerhalb der Familie reflektieren: Großmütter und Mütter werden als dauerhaft ängstlich beschrieben, und diese Ängste wirken prägend auf die nächste Generation. Damit wird Angst zu einem zentralen Medium transgenerationaler Weitergabe. Schuld- und Schamgefühle sind auch in der Generation Hannah hoch präsent, wenn auch stärker kognitiv reflektiert als in früheren Generationen. Alle Frauen betonen, auf rationaler Ebene zu wissen, keine Schuld an der erlebten Gewalt zu tragen. Gleichzeitig bleiben Schuldgefühle emotional wirksam, insbesondere wenn sexualisierte Gewalt bereits in der Kindheit stattfand und Täter aktiv Schuld zugeschrieben. Schuld richtet sich häufig gegen das eigene Schweigen, das vermeintliche *Nicht-sich-Wehren* oder das Gefühl, andere nicht geschützt zu haben. Scham wirkt dabei als zentrale Barriere für Offenlegung, Hilfeanspruchnahme und vertiefte Verarbeitung und begünstigt Rückzug, innere Spaltung und Einsamkeit.

Trotz sozialer Integration berichten viele Frauen von einem anhaltenden Gefühl des Nicht-Dazugehörens. Einsamkeit erscheint weniger als Fehlen sozialer Kontakte, sondern als innerer Zustand, der mit Misstrauen, Selbstbeobachtung und emotionaler Distanz einhergeht. Auch Wut und aggressive Impulse sind Teil der Langzeitfolgen, teils nach außen, teils gegen sich selbst gerichtet. Einzelne Frauen reflektieren eigenes grenzverletzendes Verhalten in Kindheit oder Jugend explizit als Ausdruck erlebter Gewalt und unverarbeiteter Traumata. Auf familiärer und systemischer Ebene zeigen sich deutliche transgenerationale Muster. In nahezu allen Familiensystemen berichten die Frauen von psychischen Erkrankungen, Psychiatrieaufenthalten sowie Suiziden oder Suizidversuchen bei Eltern, Geschwistern oder weiteren Angehörigen. Diese Ereignisse bleiben häufig tabuisiert und unbearbeitet. Das familiäre Schweigen erzeugt Loyalitätskonflikte und verstärkt Isolation, insbesondere bei jenen Frauen, die beginnen zu reflektieren oder zu sprechen. Darüber hinaus beschreiben viele Frauen ihre Herkunftsfamilien als dauerhaft überfordert, rastlos und auf Funktionieren ausgerichtet – Muster, die sie als transgenerational weitergegeben erkennen.

Auch Bindungsstörungen, instabile Partnerschaften und Schwierigkeiten im Umgang mit Nähe und Konflikten werden als familiär verbreitet beschrieben. In einzelnen Fällen zeigen sich Weitergaben von Gewalt- und Kontrollmustern, etwa in aggressiver Erziehung oder subtilen Grenzverletzungen. Gleichzeitig ist für die Generation Hannah charakteristisch, dass diese Dynamiken nicht nur erlebt, sondern explizit benannt und infrage gestellt werden. Besonders hervorzuheben ist der bewusste Versuch vieler Frauen, transgenerationale Weitergaben zu unterbrechen. Therapeutische Arbeit, Reflexivität und eine bewusst gestaltete Elternschaft werden als zentrale Strategien beschrieben, um Angst, Schuld, Schweigen und Gewalt nicht weiterzugeben. Insgesamt zeigt die Analyse, dass sexualisierte Gewalt in der Generation Hannah in Körper, Psyche, Beziehungen und Familiensysteme eingreift und über Generationen hinweg wirksam bleibt. Gleichzeitig wird sichtbar, dass diese Generation über erweiterte sprachliche, therapeutische und reflexive Ressourcen verfügt, um die Folgen zu benennen, zu bearbeiten und deren Weitergabe zumindest teilweise zu unterbrechen.

6.3.2.2 Umgangsformen: *Wenn du nicht darüber redest, wie sollst du wissen, dass es nicht normal ist*

Der Blick auf die Umgangs- und Bewältigungsformen der Generation Hannah zeigt ein komplexes Bild. Charakteristisch ist das gleichzeitige Wirksamwerden kurzfristig entlastender, langfristig jedoch häufig dysfunktionaler Strategien sowie zunehmend reflexiver, sprachlicher und beziehungsbezogener Bewältigungsformen. Diese Koexistenz verweist auf einen biografisch dynamischen Prozess, in dem sich Überlebensstrategien, Resilienz und bewusste Aufarbeitung überlagern.

Viele Teilnehmerinnen berichten, dass sie sexualisierte Gewalt über lange Zeit verdrängten oder darüber schwiegen. Vermeidung bestimmter Orte, Situationen oder Beziehungen sowie eine starke Orientierung an Leistung, Anpassung und Perfektionismus stellen zentrale Bewältigungsformen dar, die häufig bereits früh erlernt wurden und bis ins Erwachsenenalter fortwirken. Auffällig ist dabei eine hohe äußere Funktionsfähigkeit: abgeschlossene Ausbildungen, berufliche Stabilität und Familiengründung. Diese Stabilität steht jedoch in deutlichem Kontrast zu inneren Belastungen, die durch emotionale Abspaltung, chronische Überanstrengung und ein ausgeprägtes Funktionieren aufrechterhalten werden. Dieses Funktionieren kann als Ausdruck von Resilienz verstanden werden, zugleich aber auch als Überlebensstrategie.

Ein bedeutsamer generationsspezifischer Wandel zeigt sich im Wissen um und im Zugang zu psychologischer und psychotherapeutischer Unterstützung. Im Vergleich zu den Generationen Helga und Erika verfügen die Frauen der Generation Hannah über ein selbstverständliches Wissen zu therapeutischen Angeboten sowie über die Kompetenz, entsprechende Hilfe aktiv zu suchen. Psychotherapie ist zwar meist aus einer Phase hohen Leidens heraus initiiert, jedoch nicht mehr schambesetzt. Keine der Teilnehmerinnen berichtet von Hemmungen oder Tabus im Hinblick auf Therapie. Gleichwohl wird deutlich, dass der Schritt häufig erst nach längeren Leidensverläufen erfolgt. Neu ist zudem, dass einige Frauen bereits in ihrer Kindheit Kontakt zu Psycholog:innen hatten, da ihre Mütter über entsprechende Unterstützungsangebote informiert waren. Die Erfahrungen mit therapeutischen Settings sind ambivalent. Neben stabilisierenden und entlastenden Erfahrungen zeigen sich auch kritische Perspektiven auf eine im neoliberalen Kontext zunehmende Therapeutisierung (Anhorn, 2016). Einzelne Teilnehmerinnen kritisieren ein starkes Denken in Diagnosen sowie das Ausbleiben eines verstehenden Zugangs zu biografischen, sozialen und gewaltbezogenen Kontexten. In diesen Fällen wurden Symptome isoliert betrachtet, ohne gezielt nach Erfahrungen von Gewalt oder transgenerationaler Traumatisierung zu fragen. Neben Therapie finden sich weitere, teilweise generationenübergreifende Bewältigungsformen. Eine häufig als entlastend beschriebene Strategie ist das Weinen, das sowohl in akuten Phasen als auch langfristig eine regulierende Funktion übernimmt. Weinen wird als Möglichkeit beschrieben, Gefühle auszudrücken, Grenzen zu setzen und Gespräche zu eröffnen, wie der folgende Interviewausschnitt über eine Erfahrung in der Beziehung, die als liebevoll und nicht gewalttätig erlebt wird, zeigt:

„dann ist es [körperliche Nähe] gleich weitergegangen, so weit bis ich irgendwann angefangen habe zu weinen und gesagt habe: Ich will das einfach nicht. Lass das bitte. Und dann hat er [Lebenspartner] aufgehört, er hat gesagt ihm tut das furchtbar leid.“

Auch Dissoziation und Abspaltung werden als zentrale Überlebensmechanismen benannt. Eine Teilnehmerin beschreibt ihre Kindheit als das Leben in „zwei Leben“ geprägt von äußerer Versorgung und gleichzeitiger anhaltender Gewalt. Diese Strategie ermöglichte Anpassung und Überleben, bleibt jedoch auch im Erwachsenenalter wirksam und wird erst durch therapeutische Arbeit reflektierbar. Besonders zentral für die Generation Hannah ist das Sprechen als Bewältigungsform. Mehrere Interviews verdeutlichen Prozesse der Bedeutungsverschiebung, in denen die Infragestellung dessen, was als „normal“ gilt, eine Schlüsselrolle spielt. Eine Teilnehmerin formuliert diesen Prozess explizit:

„ich habe einfach gemerkt, viele Sachen, die ich normalisiert habe, sind aber nicht normal...Und logisch, wenn du nicht darüber redest ... wie sollst du wissen, dass es nicht normal ist ... Ich ärgere mich...über mich selber irgendwie, dass ich nicht viel früher angefangen habe darüber zu reden, aber irgendwie, ich habe mich die ganze Zeit so geschämt.“

Das Sprechen fungiert hier als Voraussetzung für Re-Normalisierung: Erst durch sprachliche Artikulation und soziale Resonanz wird Gewalt als Unrecht erkennbar. Gleichzeitig ist dieser Prozess emotional hoch belastet und von Scham, Selbstvorwürfen und teilweise auch von familiären Konflikten begleitet. Die Grenzen des Sprechens zeigen sich dort, wo Anerkennung ausbleibt. Darüber hinaus wird Sprechen politisiert. Die Teilnehmerinnen kritisieren die Schweigekultur im Vinschgau und benennen die kollektive Normalisierung sexualisierter Gewalt durch Wegsehen. Sprechen wird damit zu einem Akt des Widerstands gegen strukturelles Schweigen. Weitere zentrale Bewältigungsstrategien sind räumliche Distanzierung und frühe Auszüge aus dem Elternhaus. Studium oder frühe Partnerschaften fungieren als Auswege aus gewaltvollen Kontexten. Während studienbedingte Auszüge überwiegend positiv bewertet werden, zeigen frühe Partnerschaften ambivalente Effekte und sind manchmal selbst von Gewalt geprägt. Schließlich gewinnen Freundschaften in der Generation Hannah eine herausragende Bedeutung. Langjährige Freundschaften werden als Räume von Solidarität, Glaubwürdigkeit und emotionaler Sicherheit beschrieben. Zugleich zeigt sich eine ambivalente Normalisierung sexualisierter Gewalt innerhalb dieser Beziehungsräume: Gewalt wird geteilt und benannt, zugleich aber als „normal“ erlebt, da sie viele betrifft. Insgesamt zeigen die Interviews, dass die Umgangs- und Bewältigungsformen der Generation Hannah von hoher Vielschichtigkeit geprägt sind. Neben fortwirkenden Überlebensstrategien treten zunehmend reflexive, sprachliche und solidarische Formen der Auseinandersetzung. Diese eröffnen Möglichkeiten der Unterbrechung transgenerationaler Dynamiken.

6.3.3 Familiendynamiken und Partnerschaften: *Es waren immer alle verheiratet, meine Mama hat gesagt, sie heiratet nicht.*

Die Analyse der Daten zeigt, dass Frauen der Generation Hannah in familialen Erzähl- und Beziehungssystemen sozialisiert wurden, in denen Rollenbilder, Körperpolitiken und Traumata durch (in)direkte Botschaften von Müttern und Großmüttern tradiert werden. Zentral ist dabei, dass die Weitergabe nicht nur über explizite Gespräche, sondern ebenso über implizite Regeln, Verbote, Warnungen und Alltagspraktiken erfolgt. Diese Tradierungen wirken als *Aufträge*, die in die nächste Generation hineinreichen und Handlungsspielräume sowie Selbstdeutungen (z. B. von Weiblichkeit, Sexualität, Schutz) strukturieren. Besonders deutlich wird dies am Beispiel einer Teilnehmerin, die von Überlebensratschlägen ihrer Großmutter berichtet: In ökonomischen Notsituationen habe man *immer noch seinen Körper*. Diese Botschaft verweist auf eine historisch eingeschriebene, geschlechtsspezifische Ökonomie des Überlebens, in der weibliche Sexualität als Tauschware innerhalb patriarchaler Machtverhältnisse verfügbar gemacht wird. Der Bezug auf *Besitzer* markiert die Gewalterfahrungen von Frauen im Kriegs- und Nachkriegskontext, in denen sexuelle Verfügbarkeit als letzte Ressource zur Sicherung von Nahrung, Schutz oder sozialer Stabilität funktionalisiert wurde. Der weibliche Körper wird dabei nicht als Ort von Autonomie, sondern als *ökonomisierbares Kapital* gerahmt; die scheinbare Kontrolle *du hast immer deinen Körper* bleibt ambivalent, weil sie an die Logik männlicher Verfügungsmacht gebunden ist. Die Teilnehmerinnen erzählten auch von alltäglichen Verhaltensregeln, die weniger Etikette als präventive Selbstdisziplinierung darstellen (z. B. das Verbot, im Schneidersitz zu sitzen, weil dies als „gefährlich“ im Hinblick auf Übergriffe gilt).

Ein weiteres, in mehreren Interviews wiederkehrendes Muster ist die Normalisierung und Bagatellisierung sexualisierter Übergriffe im Familiensystem. Eine Teilnehmerin schildert, wie übergriffiges Verhalten des Großvaters sowohl von der Großmutter als auch von der Mutter relativiert wurde, obwohl beide selbst Betroffene sexualisierter Gewalt waren. Die Großmutter reagiert mit *Wegsehen*. Für die Teilnehmerin wurde dadurch erfahrbar, dass Schutz nicht zu erwarten ist und die Grenzüberschreitung als „gegeben“ gilt. Als sie sich mit 12 Jahren an die Mutter wendet, wird die Legitimation fortgesetzt: Das Verhalten des Großvaters wird relativiert, es geschehe „auch bei ihr“, und die Tochter solle ihm *einfach aus dem Weg gehen*. Damit wird nicht nur Schutz verweigert, sondern auch die Verantwortung auf das Mädchen verlagert. Die triadische Konstellation der drei Frauen zeigt Entschuldung des Täters, was als transgenerationaler Tradierungsmechanismus verstanden werden kann: Gleichzeitig gibt es Gegenbewegungen: Neben der Tradierung patriarchaler Rollenbilder und Gewalt-Normalisierungen werden ebenso

Botschaften sichtbar, die auf Selbstbestimmung und Normbruch zielen. Eine Teilnehmerin beschreibt mit Stolz eine bewusste Entscheidung der Mutter gegen Ehe und für die Weitergabe ihres Nachnamens:

„Es waren immer alle verheiratet, meine Mama hat gesagt, sie heiratet nicht. (...) Das finde ich immer so, ist das feministische Prinzip... und wir haben auch ihren Namen.“

Hier erscheint die Mutter als Akteurin, die die heteronormative Familienordnung aktiv infrage stellt. Die Tochter deutet diese Entscheidung zugleich als Schutzhandlung, verknüpft mit Wissen um Gewalt und Grenzverletzungen:

„...dass es sozusagen ihre Absicht war (...) Uns vielleicht auch in der Hinsicht zu schützen, ja, vielleicht auch weil sie gewusst hat, was passieren kann, wenn man nicht nein sagt und wenn man nicht Grenzen setzt.“

Damit wird sichtbar, wie politische Positionierung und Traumaerfahrung ineinandergreifen: Grenzziehung wird als Schutz- und Überlebensprinzip gerahmt. Allerdings bleibt diese Mutterfigur ambivalent: Die Tochter berichtet zugleich von psychischer Erkrankung der Mutter infolge multipler Gewalterfahrungen und von eigenen Belastungen durch verbale Grenzüberschreitungen. Die Mutter ist damit Vorbild und Negativfolie zugleich, eine zentrale Spannung intergenerationaler Weiblichkeits- und Beziehungstradierung. Der Wunsch nach Unterbrechung wird klar formuliert:

„Mein Wunsch wäre, dass ich meine Traumata durchbreche und sie nicht weitergebe“

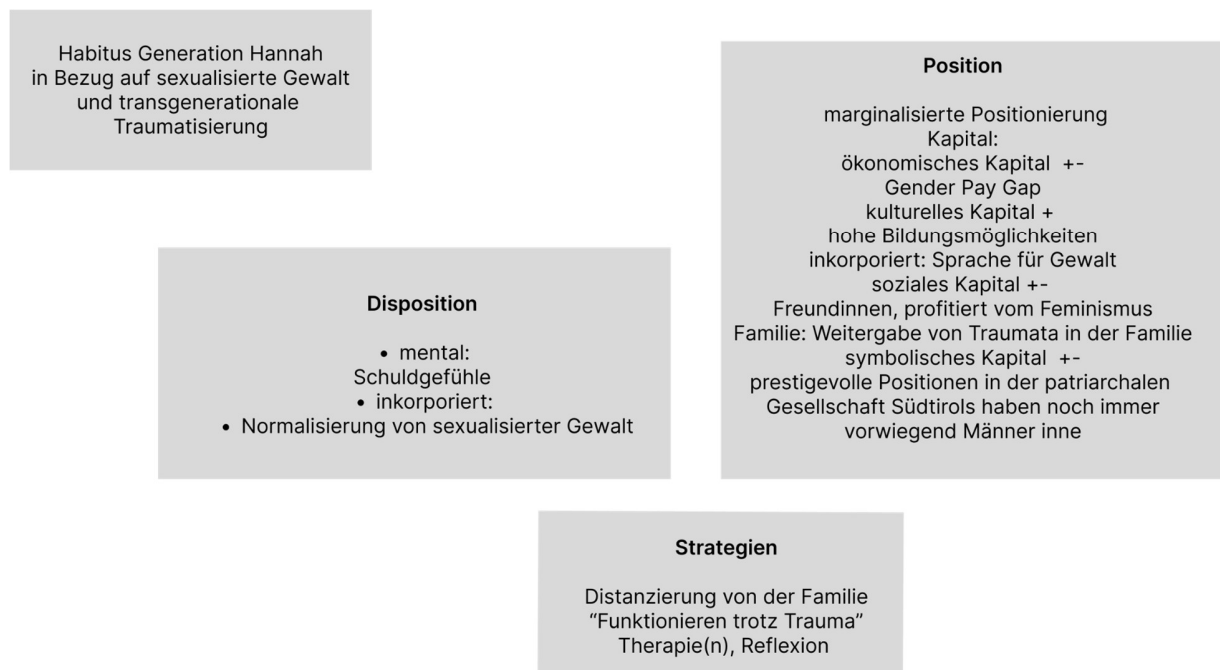
Gerade diese Reflexivität markiert ein Transformationspotenzial, zugleich aber wird betont, wie schwer das Herauslösen aus gewaltgeprägten Mustern bleibt. Vor diesem Hintergrund ist eine sozio-ökologische Perspektive auf historisches und gegenwärtiges Trauma in patriarchalen Gesellschaften notwendig (Fleckinger et al., 2025). Die Beziehungserfahrungen der Generation Hannah sind durch eine doppelte Struktur geprägt: Einerseits wirken Langzeitfolgen sexualisierter Gewalt in Form von Scham, Ekel, Angst, niedrigem Selbstwert und Bindungsunsicherheit in intime Beziehungen hinein; andererseits eröffnen veränderte normative und rechtliche Rahmenbedingungen neue Möglichkeiten von Autonomie, Trennung und Lebensgestaltung. Die Interviews zeigen, dass viele Frauen Schwierigkeiten haben, emotionale Nähe zuzulassen oder Vertrauen in stabilen Beziehungen aufzubauen. In intimen Partnerschaften treten häufig Scham-, Ekel- oder Angsteffekte auf, insbesondere beim Geschlechtsverkehr. Weibliche Sexualität und das Frausein werden teils als beschädigt oder ambivalent erlebt. Belastend wirken zudem Kontrollverhalten durch Partner, Beziehungskonflikte sowie Ängste im Zusammenhang mit sexualisierter Gewalt. Einige Frauen berichten explizit von sexualisierter Gewalt innerhalb von Partnerschaften und betonen daraus folgend die Notwendigkeit, Grenzen wahrzunehmen und durchzusetzen.

Als bedeutsame Verschiebung wird eine veränderte Form weiblicher Schuldgefühle im Kontext sexuellen Begehrens beschrieben: Während in der Generation Helga weibliche Lust problematisiert war und in der Generation Erika Unlust als Schuldquelle hervortrat, zeigt sich bei Generation Hannah eine weitere Bedeutungsverschiebung im Kontext pornografisch geprägter Sexualnormen. Sexualität wird, wie nie zuvor mit Pornografie verknüpft; daraus entsteht ein Performancedruck, der Zustimmung zu vielfältigen Praktiken nahelegt. Wenn Frauen Grenzen setzen (z. B. Analverkehr ablehnen), riskieren sie als *prüde* oder *verklemmt* markiert zu werden, wodurch neue Schuldformen entstehen können. Sexualität erscheint damit zunehmend als *Leistungssport* unter männlicher Regie, eine Entwicklung, auf die Mulak bereits 1993 hingewiesen hat (Mulak, 1993). Diese Dynamiken sind nicht nur individuell, sondern reproduzieren strukturelle geschlechterbezogene Erwartungen. Gleichzeitig betonen die Interviewpartnerinnen, dass Partnerschaft nicht der einzige Lebensinhalt ist. Freundinnen und andere Bezugspersonen werden als wichtige Ressourcen genannt, um Unterstützung zu erhalten und Sicherheit zu stärken; zudem berichten einige Frauen von mehreren Partnerschaften. Es gibt ausdrücklich positive Erzählungen: konfliktfreie Beziehungen, Verlässlichkeit, Verständnis, Autonomie sowie die Fähigkeit, dem Gegenüber den Raum zu lassen, der jeweils benötigt wird. Diese positiven Beziehungserfahrungen markieren, dass Gegenmodelle zu Gewalt- und Kontrollmustern möglich sind und dass Intimität unter Bedingungen von Respekt und Grenzen als stabilisierende Ressource funktionieren kann.

Auch Mutterschaft und Familienformen sind für Generation Hannah durch neue Möglichkeiten gekennzeichnet. Schwangerschaft außerhalb der Ehe führt nicht mehr automatisch zu einem Eheschließungszwang; alleinerziehende Mutterschaft ist rechtlich möglich und sozial weitgehend akzeptiert. Diese Entwicklung bedeutet einen Bruch zu den Erfahrungen der Generationen Helga und Erika, in denen „ledige Kinder“ moralisch sanktioniert und durch Ehe *repariert* werden mussten. Zugleich wird betont, dass formale Akzeptanz keine soziale Gleichstellung garantiert: Alleinerziehende Mutterschaft ist weiterhin häufig mit prekären Lebenslagen verbunden. Die gängige Rede von *Kinderarmut* verschiebt den Fokus von strukturellen Ungleichheiten, die Mütter betreffen, hin zu den Kindern; analytisch wird dies als Verschleierung von Macht- und Ungleichheitsverhältnissen problematisiert (Mütterarmut durch Arbeitsmarktstrukturen, ungleiche Sorgearbeit, mangelnde Verantwortungsübernahme von Vätern, unzureichende Absicherung). Schließlich werden auch Schwangerschaft, Geburt und Sexualität als Felder beschrieben, in denen trotz formaler Freiheiten Tabuisierungen fortbestehen: Angst vor ungewollter Schwangerschaft, ambivalente Gefühle zu Mutterschaft, Schwierigkeiten bei Geburten sowie körperliche Folgen durch sexualisierte Gewalt werden als mögliche Langzeitfolgen benannt. Ebenso treten Scham und Schweigen über Sexualität, frühe sexuelle Erfahrungen, wechselnde Partner sowie ein Bedürfnis nach mehr Sicherheit und mütterlicher Unterstützung hervor.

6.3.4 Leistungsfähig im patriarchalen Feld: Habitus & silent complicity Generation Hannah

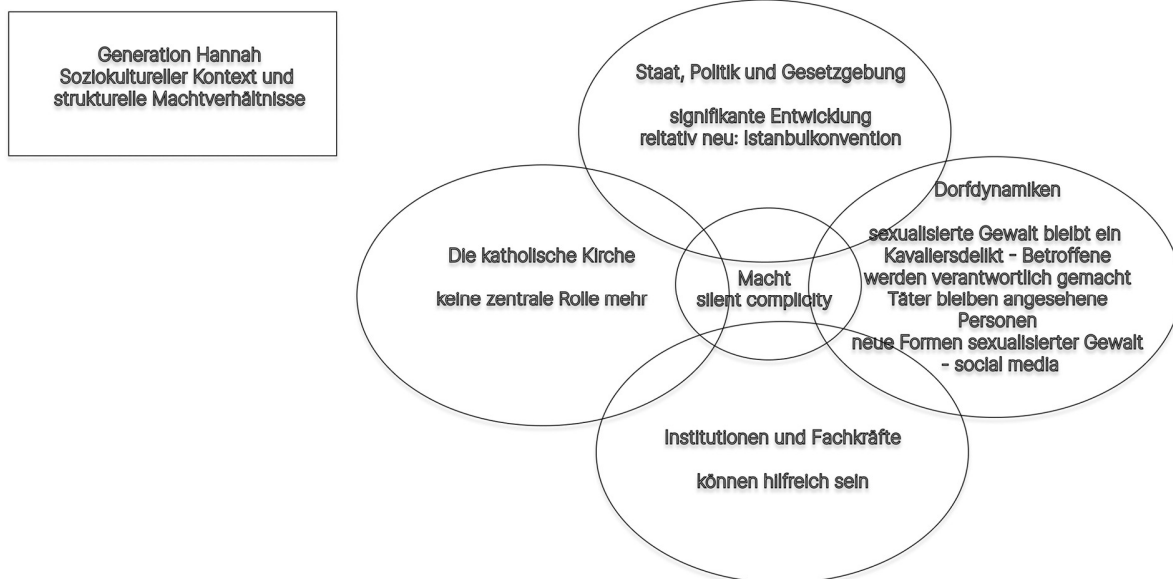
In der Verbindung von Position, Disposition und Strategien zeigt sich im Habitus der Generation Hannah, dass die Frauen mehr ökonomisches und kulturelles Kapital besitzen und zunehmend eine Sprache für sexualisierte Gewalt. Außerdem sind Freundschaften sehr wichtig. In der Generation Hannah gibt es ein Bewusstsein von Dynamiken transgenerationaler Traumatisierung in den Familien. (Groß)Mutter-Tochter Beziehungen bleiben ambivalent. Der Großteil der prestigevollen Positionen im Sinne von symbolischem Kapital liegt immer noch bei den Männern. Die Dispositionen der Generation Hannah sind weiterhin geprägt von Schuldgefühlen und einer Normalisierung von sexualisierter Gewalt. Häufig distanzieren sich die Frauen der Generation Hannah von ihrer Familie. Eine weitere Handlungsstrategie ist im Sinne des Neoliberalismus: „Funktionieren trotz Trauma“.



Im Hinblick auf strukturelle Machtdynamiken zeigt sich, dass die katholische Kirche keine zentrale Rolle mehr spielt, dass es signifikante Gesetzesänderungen gegen sexualisierte Gewalt gab und dass Institutionen sowie Fachkräfte hilfreich sein können. Nichtsdestotrotz bleiben Täter weitgehend geschützt und sexualisierte Gewalt wird nach wie vor wie ein *Kavaliersdelikt* toleriert: Betroffene werden verantwortlich gemacht, Täter bleiben in den Dörfern häufig angesehene Personen. Zudem entstehen neue Formen sexualisierter Gewalt; das *Dorf* hat sich auf soziale Medien ausgeweitet.

Im Zentrum der Grafik lässt sich erneut die Logik der *silent complicity* verorten, die als verbindendes Element zwischen den Ebenen fungiert. Sie erscheint nicht als explizite Zustimmung zu Gewalt, sondern als habituell verankerte Praxis des Schweigens, Relativierens und Delegierens von Verantwortung. Damit wird die Relevanz sichtbar, patriarchale Machtstrukturen aufzudecken, die sich zwar transformieren, aber nicht auflösen und so das Kontinuum sexualisierter Gewalt aufrechterhalten. Der Kampf der Generation Erika tritt zunehmend in den Hintergrund; eine kollektive feministische Bewegung ist für die Generation Hannah nicht mehr in gleicher Weise zentral. Insgesamt hat sich die Rolle der Akteure über die Generationen hinweg deutlich verändert. Die Justiz hat sich hin zu gleichberechtigteren Normen entwickelt. Gleichzeitig bleibt in der Generation Hannah Kritik an der Umsetzung von Gesetzen (z. B. Lohngerechtigkeit) sowie an der Anwendung strafrechtlicher Normen bestehen. Die katholische Kirche hat ihre Vormachtstellung eingebüßt und spielt im Alltag der Generation Hannah, wenn überhaupt, nur noch eine marginale Rolle, etwa über tradierte Rituale, die den Jahreslauf strukturieren. Zugleich wird sie von einigen Teilnehmerinnen klar als Täterinstitution benannt.

Die Rolle von Institutionen und Fachkräften hat sich stark gewandelt. Während sie in der Generation Helga weitgehend abwesend waren, keine spezifische Unterstützung für Betroffene sexualisierter Gewalt existierte und transgenerationale Traumatisierung kaum bekannt war, zeigt sich in der Generation Hannah ein komplexes Unterstützungsnetzwerk mit Anlaufstellen und wachsendem Wissen über transgenerationale Dynamiken. Diese Professionalisierung wird jedoch nicht ausschließlich positiv beschrieben: In verschiedenen Kontexten zeigen sich weiterhin Formen sekundärer Viktimisierung, die Betroffene nicht ausreichend schützen und teils erneut stigmatisieren. Die Rolle der Dorfgemeinschaften hat sich im Vergleich zu den anderen Akteuren am wenigsten verändert. Nach wie vor wirken Täterschutz und Schweigen als Imperativ. Gleichzeitig bilden sich zunehmend Netzwerke und Solidaritäten zwischen Frauen; auch innerhalb der Dorfgemeinschaften wächst die Unterstützung für Betroffene.



7. Kontinuitäten und Veränderungen über drei Generationen

Dieses Kapitel präsentiert die Ergebnisse der Forschung TRACES. Ziel der Forschung war es, die Dynamiken sichtbar zu machen, die zur Aufrechterhaltung über Generationen oder auch zur Transformation traumatischer Erfahrungen beitragen. Dabei standen insbesondere folgende Fragen im Fokus: Welche Mechanismen wirken in der Weitergabe sexualisierter Gewalt über Generationen hinweg? Welche langfristigen Folgen zeigen sich für die betroffenen Frauen und Mädchen? Welche individuellen und kollektiven Bewältigungsstrategien entwickeln sie, und welche Auswirkungen haben diese auf nachfolgende Generationen? Im Hinblick auf die drei Generationen Helga, Erika und Hannah zeigen sich einerseits Kontinuitäten, also Elemente, die von Generation zu Generation weitergegeben werden und somit dazu beitragen, das Kontinuum der Gewalt aufrecht zu erhalten. Auf der anderen Seite zeigen sich jedoch auch signifikante Veränderungen, welche ein transformatives Potenzial in sich tragen, dem Kontinuum der Gewalt Einhalt zu gebieten. Die Veränderungen beziehen sich zum einen auf veränderte gesetzliche Rahmenbedingungen, auf die zunehmende Professionalisierung von Fachkräften, zunehmenden Frauensolidaritäten und veränderten Konzeptionen von Weiblichkeit sowie dem Bewusstsein transgenerationaler Traumatisierung und einer zunehmenden Sprache für Gewalt.

Im Hinblick auf sexualisierte Gewalt im Kontext patriarchaler Gesellschaftsstrukturen mit spezifischem Fokus auf den Vinschgau lassen sich die Ergebnisse aus unserer Sicht auch auf ganz Südtirol übertragen. Darüber hinaus können Parallelen zu westlich-patriarchalen Gesellschaften im Allgemeinen gezogen werden. Abschnitt 7.1 illustriert die Kontinuitäten, welche als konkrete Indikatoren zu verstehen sind, über die geschlechtsspezifische Gewalt im Allgemeinen und sexualisierte Gewalt im Besonderen in der Südtiroler Gesellschaft von Generation zu Generation reproduziert wird und so als zentrale Mechanismen für die Aufrechterhaltung des Kontinuums der Gewalt zu benennen sind.

7.1 Kontinuitäten

Wie bereits entlang der detaillierten Darstellung der Ergebnisse gezeigt werden konnte, haben sich patriarchale Machtverhältnisse über die Generationen nicht aufgelöst, sondern angepasst. Diese Anpassungsleistung ermöglichte insofern eine Verfestigung patriarchaler Strukturen, weil diese sich über ihre kontinuierliche *Neuerfindung* immer wieder neu verschleiern und so dem bewussten Zugang entziehen. Gleichzeitig werden Täter nach wie vor geschützt und sexualisierte Gewalt ist ein normalisierter Bestandteil von Männlichkeit geblieben. In der Datenanalyse zeigen sich zudem Ambivalenzen in Mutter-Tochter-Beziehungen in allen drei Generationen. Diese stehen mit der Persistenz und der Wandlungsfähigkeit von patriarchalen Strukturen im Zusammenhang. Zentrale Langzeitfolgen von sexualisierter Gewalt in allen drei Generationen sind Angst, sowie Scham- und Schuldgefühle.

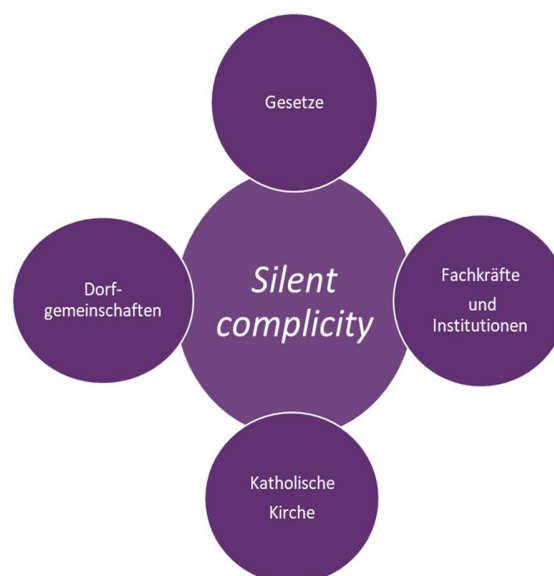
7.1.1 Sexualisierte Gewalt als normalisierter Bestandteil von Männlichkeit

Sexualisierte Gewalt als normalisierter Bestandteil von Männlichkeit bedeutet, dass bestimmte Formen männlichen Verhaltens, wie Dominanz, Kontrolle und Grenzüberschreitung gegenüber Frauen, gesellschaftlich legitimiert oder verharmlost werden. Diese Gewalt wird nicht als Ausnahme, sondern als Ausdruck *typisch männlicher* Männlichkeits- und Machtansprüche verstanden und dadurch in sozialen Strukturen und Beziehungen fortlaufend (un)bewusst reproduziert. Dieses, patriarchale und sexualisierte Übergriffe als normal betrachtende Verständnis von Männlichkeit war in allen Generationen präsent. In der Generation Helga galt sexualisierte Gewalt, insbesondere in der Ehe, nicht als Unrecht, sondern die ständige Verfügbarkeit der Ehefrau als männliches Vorrecht. Kirchliche Dogmen und faschistische Familienideale stärkten die Vorstellung weiblicher Unterordnung und prägten die Sozialisation nachhaltig. Die männliche Macht über Frauen und Kinder war rechtlich verankert und wurde als selbstverständlich betrachtet.

Auch wenn in der Generation Erika diese patriarchalen Strukturen zunehmend hinterfragt wurden, der kirchliche Einfluss zurückging und rechtliche Reformen wie das Scheidungsrecht oder die Gründung von Beratungsstellen und Frauenhäusern neue Maßstäbe setzten, blieb das Männlichkeitsverständnis weitgehend unverändert. Formen sexualisierter Gewalt, etwa Belästigungen, Catcalling oder verbale Übergriffe, wurden weiterhin als fester Bestandteil männlichen Verhaltens interpretiert und dadurch legitimiert. Die Last der sexualisierten Gewalt trugen viele Frauen weiter, oft auch transgenerational, begleitet von Scham, psychischer Belastung und Schweigen. Scham- und Schuldgefühle in Bezug auf sexualisierte Gewalt finden sich in allen drei Generationen. Auch psychische Belastungen als Langzeitfolgen werden in allen Generationen genannt. Obwohl die Generation Hannah vermehrt über eine Sprache für sexualisierte Gewalt verfügt und die rechtlichen Rahmenbedingungen verbessert wurden, bleibt sexualisierte Gewalt ein Ausdruck hegemonialer Männlichkeit, in wandelnder Form, doch in ihrer Normalisierung erschreckend konstant. Technologische Neuerungen führen zu neuen Gewaltformen, etwa in sozialen Medien. Frauen der Generation Hannah berichten, dass sexualisierte Gewalt, etwa in Gastbetrieben, nach wie vor als gängige und innerhalb von Männergruppen sich gegenseitig verstärkende Verhaltensweise erlebt wird, über die Männlichkeit performativ ausgedrückt wird. Diese Normalisierung sexualisierter Gewalt findet in allen drei Generationen statt.

7.1.2 Täterschutz

Täterschutz im Kontext von sexualisierter Gewalt bezeichnet gesellschaftliche, rechtliche und institutionelle Mechanismen, die Täter vor Konsequenzen bewahren und ihnen ermöglichen, Gewalt weitestgehend unbehelligt auszuüben. Dazu zählen etwa das Infragestellen der Aussagen von Betroffenen, die Bagatellisierung der Tat, fehlende Strafverfolgung oder das Verschweigen durch das soziale Umfeld. Diese Strukturen führen dazu, dass nicht die Täter, sondern die betroffenen Frauen und Mädchen unter Druck geraten, sich rechtfertigen oder schämen müssen. Die Erfahrungen der Forschungsteilnehmerinnen zeigen, wie sich Täterschutz über Generationen hinweg in den Dörfern fortsetzt und strukturell verankert ist. Bis heute herrscht in vielen Dörfern ein *Mantel des Schweigens*: Mädchen und Frauen, die sexualisierte Gewalt erlebt haben, werden ausgegrenzt, während die Täter angesehene Mitglieder der Gesellschaft bleiben, manche werden sogar zu Ehrenbürgern ernannt. Hier zeigt sich das Phänomen der stillen Kompliz:innenschaft, bei der zwar alle Bescheid wissen, aber niemand eingreift. Diese Dynamik schützt die Täter und trägt dazu bei, dass das Kontinuum der Gewalt bestehen bleibt. Die Analysen zeigten vier zentrale Akteure, die aktiv bewusst oder unbewusst an der stillen Komplizenschaft partizipieren: Die Politik, Gesetzgebung und Rechtsprechung, die katholische Kirche, Fachkräfte und Fachdienste sowie Dorfgemeinschaften.



Die konkreten Formen, wie sich diese stille Komplizenschaft entlang der Generation zeigt, wandeln sich, jedoch nicht das Phänomen selbst. Folgende Tabelle zeigt einen skizzenhaften Überblick über die zentralen Formen stiller Komplizenschaft der zentralen Akteure⁹ entlang der Generationen. Anhand dieser Darstellung soll verdeutlicht werden, wie sekundäre Viktimisierung konkret umgesetzt wird, über Annahmen und Haltungen, welche die Verantwortung für die erlebte Gewalt klar den Betroffenen zuschreibt.

	Helga (1919–1949)	Erika (1950–1980)	Hannah (1981–2007)
Katholische Kirche	Sexualität wird als Sünde moralisch reguliert. Frauen gelten nach der Geburt als unrein. Sexuelle Verfügbarkeit der Frau gilt als eheliche Pflicht zur Erfüllung von Mutterschaft. Sexualisierte Gewalt findet innerhalb kirchlicher Strukturen statt und wird systematisch verschwiegen.	Sexualität wird weiterhin als Sünde betrachtet, verliert jedoch allmählich an Relevanz. Sexualisierte Gewalt durch Geistliche besteht fort, Aufarbeitung bleibt jedoch aus.	Die Zuschreibung der Sündhaftigkeit von Sexualität verliert ihre Bedeutung. Sexualisierte Gewalt in kirchlichen Strukturen wird zunehmend thematisiert, bleibt jedoch weiterhin Realität.
Fachkräfte und Dienste	Kaum vorhanden	Fachliche Strukturen entstehen, jedoch mit begrenztem Wissen zu sexualisierter Gewalt und transgenerationaler Traumatisierung. Betroffene werden nicht immer ernst genommen, Erfahrungen häufig relativiert.	Betroffene stoßen weiterhin auf Skepsis, ihre Aussagen werden infrage gestellt oder verharmlost. Mütter, die von Gewalt betroffen sind, sind in besonderem Maße sekundärer Viktimisierung durch Institutionen ausgesetzt.
Politik und Rechtsprechung	Frauen sind rechtlich nicht gleichgestellt. Sexualisierte Gewalt gilt als Verstoß gegen die öffentliche Moral, nicht gegen Selbstbestimmung. Rechtliche Regelungen stabilisieren ökonomische Abhängigkeit (z. B. Kündigungspflicht bei Eheschließung). Ordnungskräfte verfügen über kaum wirksame Schutzinstrumente.	Erste rechtliche Verbesserungen und beginnende, jedoch unvollständige Gleichstellungsprozesse. Begrenzte Schutzmaßnahmen, häufige sekundäre Viktimisierung durch Verfahren und fehlende Sensibilisierung.	Formal besteht rechtliche Gleichstellung, jedoch bleibt die Umsetzung unzureichend. Institutionelle Praktiken führen weiterhin zu sekundärer Viktimisierung, insbesondere durch Täterorientierung im Strafprozess und unzureichenden Opferschutz.

⁹ Hier ist es wichtig gleich vorab festzuhalten, dass dieselben Akteure, die an stiller Komplizenschaft partizipieren auch jene sind, die das Kontinuum der Gewalt aktiv verändern können. Dies wird ausführlicher im Abschnitt Veränderungen dargestellt.

Dorfgemeinschaften	In traditionellen Bräuchen (z. B. Krampusumzüge, Fasching) gilt sexualisierte Gewalt als normalisierter Bestandteil. Männlichkeit wird in Peergroups durch sexualisierte Übergriffe in Gasthäusern performativ hergestellt. Sprichwörter („die Kirche im Dorf lassen“) bekräftigen Schweigen und Wegsehen.	Sexualisierte Übergriffe dienen weiterhin der Inszenierung von Männlichkeit in Peergroups, besonders in Wirtshauskontexten. Traditionelle Rituale legitimieren sexualisierte Gewalt. Schweigen und Relativierung werden durch Sprache und Normen aufrechterhalten.	Sexualisierte Gewalt bleibt Teil männlicher Vergemeinschaftung in Peergroups. Traditionelle Praktiken (z. B. Fasching) normalisieren Grenzüberschreitungen. Sprachliche Formeln und Redewendungen stabilisieren Schweigen und soziale Kontrolle.
---------------------------	------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------	--------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------	--------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------

Die tabellarische Gegenüberstellung verdeutlicht, wie sich Formen stiller Komplizenschaft und sekundärer Viktimisierung über die drei Generationen hinweg in unterschiedlichen gesellschaftlichen Feldern manifestieren und verändern. In der Generation *Helga* (1919–1949) zeigt sich eine besonders starke Verankerung inzwischen aufgedeckter patriarchaler Normen. Die katholische Kirche prägt das Verständnis von Sexualität als sündhaft und unterwirft Frauen einer religiös legitimierten Pflicht zur Mutterschaft. Sexualisierte Gewalt durch Geistliche bleibt verschwiegen und wird durch theologische Narrative legitimiert. Rechtlich sind Frauen dem Mann nicht gleichgestellt, ihre ökonomische Abhängigkeit ist auch institutionell gefestigt. Dorfgemeinschaften reproduzieren Geschlechterhierarchien durch Rituale und Sprache, die Schweigen und Wegsehen fördern. Fachkräfte und Unterstützungsstrukturen sind weitgehend abwesend, wodurch Betroffene auf sich allein gestellt bleiben.

In der Generation *Erika* (1950–1980) zeichnen sich erste Verschiebungen ab. Zwar verliert die kirchliche Sündhaftigkeit von Sexualität an Bedeutung, sexualisierte Gewalt innerhalb kirchlicher Strukturen bleibt jedoch tabuisiert. Erste Fachinstitutionen entstehen, verfügen jedoch oft über begrenztes Wissen zu Dynamiken sexualisierter Gewalt oder transgenerationaler Traumatisierung. Rechtliche Reformen setzen ein, bleiben jedoch fragmentarisch, sodass der Schutz vor Gewalt nur teilweise gewährleistet ist und Täter nach wie vor häufig straffrei bleiben. In den Dorfgemeinschaften setzen sich patriarchale Traditionen fort, während Männlichkeitskonstruktionen weiterhin eng an sexualisierte Übergriffe gekoppelt sind.

Die Generation *Hannah* (1981–2007) erlebt formal weitgehende rechtliche Gleichstellung, doch institutionelle Praktiken reproduzieren weiterhin Täterschutz und sekundäre Viktimisierung, etwa durch die Fokussierung auf Glaubwürdigkeitstests der Betroffenen im Strafverfahren. Die katholische Kirche verliert an normativer Macht, dennoch bleibt sexualisierte Gewalt durch Geistliche ein reales Problem, das nun jedoch vermehrt thematisiert wird. Fachkräfte und Dienste zeigen ein höheres Maß an Sensibilisierung, doch strukturelle und kulturelle Mechanismen führen weiterhin zur Relativierung von Betroffenenperspektiven. Dorfgemeinschaften bewahren tradierte Rituale und Sprachmuster, die Schweigen und Wegsehen stabilisieren und damit stille Komplizenschaft aufrechterhalten.

Die Analyse zeigt, dass sich die Erscheinungsformen stiller Komplizenschaft über die Generationen hinweg wandeln, dabei aber durchgängig sekundäre Viktimisierungen begünstigen. Trotz formaler Fortschritte bleibt die strukturelle und kulturelle Verankerung sexualisierter Gewalt bestehen und erschwert nachhaltigen Schutz von Betroffenen.. Das verstärkt nicht nur individuelles Trauma, sondern ermöglicht auch die transgenerationale Weitergabe. Wenn es keine Anerkennung, keine gesellschaftliche Unterstützung und keine öffentliche Reaktion gibt, können die Folgen von Gewalt in die nächste Generation übergehen. Aus diesen Gründen darf stille Komplizenschaft nicht unterschätzt werden. Ihre Wirkungen sind nicht laut oder spektakulär, sondern leise, alltäglich – und gerade deshalb zutiefst beständig. Das Verständnis stiller Komplizenschaft liefert ein analytisches Werkzeug, um nicht nur individuelle Verantwortung oder die Verantwortung einzelner Akteur:innen offenzulegen, sondern auch kollektive und strukturelle Formen der Komplizenschaft.

7.1.3 Verwandlung statt Auflösung: Die Anpassungsfähigkeit patriarchaler Machtverhältnisse

Die zuvor dargestellten patriarchalen Machtverhältnisse fördern und stabilisieren eine hierarchische Geschlechterordnung, in der, gemäß dem androzentrischen Prinzip, der Mann als Prototyp des Menschseins gilt. Alles, was nicht dem patriarchalen Verständnis von Männlichkeit = Menschlichkeit entspricht, wird als Abweichung und folglich unvollständig betrachtet, eine Wahrnehmung, die Dominanz, Beherrschung und Unterordnung legitimiert. Dieses daraus resultierende strukturelle Geschlechterungleichgewicht zeigt sich konkret unter anderem in der ökonomischen Benachteiligung von Frauen: von ökonomischer Abhängigkeit über den Gender-Pay-Gap trotz hoher Bildungsabschlüsse bis hin zum Ausschluss aus prestigeträchtigen gesellschaftlichen Positionen. Hinzu kommen systematisch geschwächte Frauensolidaritäten, starre Rollenbilder und Stereotypisierungen, sowie mangelnde gesellschaftliche Unterstützung für Frauen und Mädchen aufgrund ihres Geschlechts. Auch die verschiedenen Erscheinungsformen sexualisierter Gewalt, die sich über Generationen hinweg fortsetzen, sind Ausdruck dieses Machtgefälles. Gewaltvolle Machtbeziehungen wie sexualisierte Gewalt sind ein zentrales Instrument patriarchaler Dominanz. Entlang der drei Generationen wurden patriarchale Machtverhältnisse immer wieder entlarvt, nur um sich in veränderter Form erneut zu manifestieren. Diese Anpassungsleistung der patriarchalen symbolischen Ordnung zeigt sich in vielfältigen Ausprägungen. Ein eindrückliches Beispiel lässt sich am Wochenbett (Puerperium) veranschaulichen:

Frauen der Generation *Helga* berichten, dass es den Kühen besser ging, sie durften nach dem Kalben im Stall bleiben. Mütter hingegen mussten kurz nach der Geburt wieder arbeiten, nicht nur im Haus, sondern auch auf den Feldern. Diese Zumutung wurde mit den ökonomischen Verhältnissen und der im Vinschgau verbreiteten Armut begründet. In der Generation *Erika* verfügten Frauen zunehmend über Berufsabschlüsse und traten in den zuvor männlich dominierten Arbeitsmarkt ein. Die verbesserten ökonomischen Bedingungen führten jedoch nicht zu einer tatsächlichen Gleichwertigkeit der Geschlechter. Vielmehr formulierte die patriarchale Ordnung eine neue Anforderung: die sogenannte *Vereinbarkeitslüge* (Tazi-Preve, 2017), die von Frauen erwartete, die Mehrfachbelastung ebenso zu schultern wie bereits die Generation *Helga* nur unter dem neuen Credo: der Selbstbestimmung. Die Rhetorik hatte sich gewandelt: Mütter wurden nun in *berufstätige Rabenmütter* und als *Heimchen am Herd* gespalten. Das Wochenbett war auch in dieser Generation kein geschützter Raum, sondern wurde zum Gradmesser mütterlicher Leistungsfähigkeit. Diese verschleiernde Rhetorik patriarchaler Machtverhältnisse setzt sich in der Generation *Hannah* fort. Im Zeichen neoliberaler Ideologie wird die Vereinbarkeitslüge zur persönlichen Aufgabe stilisiert, das Wochenbett zur individuellen Wahl erklärt, einer *Wahl*, die sich bei genauerem Hinsehen als Scheinwahl entpuppt. Denn auch heute noch müssen sich die Bedürfnisse von Müttern und Neugeborenen den Anforderungen kapitalistischer Verwertungslogik unterordnen. Kurz gesagt: Auch wenn Frauen heute am Arbeitsmarkt partizipieren, bedeutet das keine Gleichwertigkeit der Geschlechter vielmehr scheint es, als hätten auch heute noch Kühe nach der Geburt bessere Bedingungen. Besondere Belastungssituationen für Mütter nach der Geburt, die häufig alleingelassen werden, sind mit Stress und Hektik verbunden und sie haben kaum Unterstützung aus der, vielfach nicht mehr existenten, Großfamilie. So spricht beispielsweise Christa Ladurner darüber, dass es das Wochenbett nicht mehr gibt und verweist notwendige unterstützende Angebote wie die der Frühen Hilfen. Dies verdeutlicht, dass über Generationen hinweg innerhalb der patriarchalen Strukturen der Schutz von Müttern und ihren Kindern nach der Geburt häufig fehlt.

Die Gewalt gegen Frauen ist somit kein singuläres oder zeitlich begrenztes Ereignis, sondern eingebettet in tief verwurzelte historische und strukturelle Ungleichheiten. In diesem Zusammenhang knüpfen Menzies (2019) sowie Rosenwald et al. (2023) an die Pionierarbeiten von Brave Heart (2003) und Brave Heart et al. (2011) zum Konzept des historischen Traumas an. Dabei wird deutlich, wie tiefgreifend Gewalt, Enteignung und Diskriminierung in kollektive Identitäten eingeschrieben sind und wie sie sich über Generationen hinweg psychisch, körperlich und sozial manifestieren. Soziökonomische Ungleichheiten sind zentrale Determinanten gesundheitlicher und psychosozialer Entwicklung (Menzies, 2019). Um intergenerational wirksame Traumatisierungen zu unterbrechen, bedarf es kultursensibler und kontextbezogener Interventionen, die systemische Gewalt ebenso adressieren wie historisches Unrecht (Khan & Denov, 2022).

In patriarchalen Gesellschaften verfestigt Trauma bestehende Ungleichheitsverhältnisse, indem es sowohl Opfer- als auch Täterrollen reproduziert und soziale Privilegien aufrechterhält (Rosenwald, et al., 2023). Der Erhalt patriarchaler Ordnung vollzieht sich über Politik und systematische Benachteiligung über Generationen hinweg (Rolnick & Sekaquaptewa, 2022). Es kann festgehalten werden, dass patriarchale Machtverhältnisse sich nicht einfach auflösen, sondern in veränderter Form fortbestehen häufig in subtilen, strukturell verankerten Formen der Gewalt und sozialen Kontrolle. Historisches Trauma und transgenerationale Traumatisierung fungieren dabei als Träger dieser Prozesse, in denen soziale Ungleichheiten, Geschlechterverhältnisse und kulturelle Identitäten an der Oberfläche neu verhandelt, aber selten grundlegend verändert werden. Die Analyse historischer Traumata zeigt deutlich, wie persistent patriarchale Strukturen sind, nicht trotz, sondern gerade wegen ihrer Wandlungsfähigkeit. Sie passen sich an neue gesellschaftliche Kontexte an, transformieren sich, ohne ihre grundlegende Funktion, die Aufrechterhaltung von Herrschaft, aufzugeben.

7.1.4 Ambivalente (Groß)Mutter-Tochter-Beziehungen

Eine ambivalente Mutter-Tochter-Beziehung ist durch widersprüchliche Gefühle und Erfahrungen geprägt, etwa durch gleichzeitige Nähe und Distanz, Liebe und Enttäuschung, Verbindung und Abgrenzung. Diese Ambivalenz ist charakteristisch für Mutter-Tochter Beziehungen in patriarchalen Gesellschaften und zeigt sich als generationenübergreifende Kontinuität auch in der Forschung. Unverarbeitete Traumata werden dabei häufig unbewusst auf Töchter übertragen, sodass diese sowohl emotionale Verbundenheit empfinden als auch das Bedürfnis verspüren, sich von der Mutter zu lösen.

Die Teilnehmerinnen der Generation *Helga* berichten, dass sie von ihren Müttern kaum vor sexualisierter Gewalt geschützt wurden. Vielmehr zeigten die Erfahrungen, dass Mütter durch Schweigen die Täter schützten. Wie in Kapitel 8 aufgezeigt, wurden die Frauen der Generation *Helga* in einem gesellschaftlichen Umfeld sozialisiert, das eine explizite Unterordnung der Frau unter den Mann vorsah. Darüber hinaus handelt es sich bei der Generation *Helga* um Frauen, die einen oder beide Weltkriege miterlebt haben und potenziell von den damit verbundenen individuellen, wie kollektiven Traumatisierungen betroffen waren. Diese kontextuelle Einordnung dient jedoch nicht der Entschuldigung, Verharmlosung oder Minimierung sexualisierter Gewalt. Vielmehr ermöglicht sie ein tieferes Verständnis, indem sie die Erfahrungen der nachfolgenden Generation *Erika* in den historischen Rahmen einbettet und die transgenerationalen Wirkungszusammenhänge verdeutlicht.

Einige Frauen erfuhren physische und psychische Gewalt durch die eigene Mutter, eine Teilnehmerin auch sexualisierte Gewalt. Gleichzeitig zeichnen viele ein anderes Bild ihrer Mütter: Diese werden als starke Frauen beschrieben, die immer präsent waren, hart arbeiteten und, zumindest in Teilen, Schutz boten. In den Interviews der Generation *Erika* wird deutlich, dass viele Mütter selbst Erfahrungen sexualisierter Gewalt gemacht hatten. Diese biografische Prägung beeinflusste maßgeblich die Mutter-Tochter-Beziehung, die sich in ambivalenten Konstellationen zeigt. Einerseits erscheinen Mütter in den Erzählungen als fürsorglich, offen und freundschaftlich, andererseits auch als schwach, schweigend oder von Angst geprägt. Körperliche Nähe und emotionale Zuwendung waren häufig eingeschränkt, wodurch ein zentrales Spannungsfeld zwischen Geborgenheit und Distanz entstand.

Besonders hervorzuheben ist die Doppelrolle der Mutter: Sie konnte sowohl als sorgende Figur auftreten, die Schutz und Zuneigung bot, zugleich jedoch Verunsicherung und Angst hervorrufen oder selbst Gewalt ausüben, sei es verbal, physisch oder sexualisiert. Diese widersprüchliche Erfahrung führte bei vielen Töchtern zu einer Parentifizierung: Der Wunsch nach Nähe zur Mutter kollidierte mit dem Bedürfnis nach Distanz, während die Tochter gleichzeitig in die Rolle der Verantwortlichen für das emotionale Gleichgewicht der Familie gedrängt wurde. Zudem markiert die Generation *Erika* einen historischen Einschnitt in der Betreuungsorganisation: Während Frauen vermehrt, wenn auch meist in Teilzeit, erwerbstätig waren, wurde die Rolle der Großmutter als zentrale Betreuungsperson bedeutsam.

Der Rückgriff auf die ältere Frauengeneration ermöglichte nicht nur familiäre Unterstützung, sondern eröffnete Frauen erstmals eine partielle ökonomische Unabhängigkeit. Damit verband sich eine neue Form der intergenerationellen Dynamik, die ambivalente Mutter-Tochter-Beziehungen in einem erweiterten familialen Geflecht einbettete.

In der Generation *Hannah* wird die Mutter zugleich als Vorbild und als Negativbeispiel erlebt, als eine Frau, die mutige Entscheidungen trifft, dabei aber selbst emotionale Grenzen verletzt. Diese Ambivalenz, zwischen Bewunderung und Abgrenzung, ist ein wiederkehrendes Motiv in den Erzählungen der Interviewpartnerinnen. Sie verweist auf die Zerrissenheit in der transgenerationalen Weitergabe weiblicher Identität: Die Mutter wird zur Projektionsfläche für Emanzipation und Trauma zugleich. Eltern, die selbst Gewalt oder andere Traumatisierungen erlebt haben, sind häufig mit komplexen Dynamiken konfrontiert, die weit über ihre eigene Lebensgeschichte hinausreichen. Die unzureichende Verarbeitung elterlicher Traumata kann die psychische Entwicklung nachfolgender Generationen maßgeblich beeinflussen (Lerner, 2023).

Wie rezente Studien aufzeigen, führt insbesondere die Erfahrung von körperlicher Gewalt in der Kindheit, einschließlich der Zeug:innenschaft häuslicher Gewalt gegenüber der Mutter, zu einem signifikant erhöhten Risiko für erneute Viktimisierung und dysfunktionale Beziehungsmuster innerhalb der Familie (Fuller-Thomson & Agbeyaka, 2020). Dabei können sich kollektive und individuelle Traumata auch in der zweiten und dritten Generation manifestieren. Zudem verweisen Greene et al. (2020) sowie Van Wert et al. (2019) auf eine signifikante Korrelation zwischen eigenen Opfererfahrungen in der Kindheit und einem erhöhten Risiko für übergriffiges oder vernachlässigendes Elternverhalten. Diese Risiken sind multidimensional bedingt und stehen in Wechselwirkung mit familialen, individuellen sowie sozioökologischen Kontextfaktoren, wie Rosenwald et al. (2023) aufzeigen. Besonders vulnerable Gruppen, wie jugendliche Mütter in Pflegeverhältnissen, bedürfen hierbei gezielter Unterstützung. Aparicio (2017) hebt hierbei hervor, dass der Aufbau stabiler sozialer Netzwerke eine zentrale Rolle bei der Unterbrechung intergenerationaler Gewaltpiralen spielt.

Wadji et al. (2022) identifizieren zudem signifikante Zusammenhänge zwischen mütterlichem Missbrauch in der Kindheit, aktueller partnerschaftlicher Gewalt sowie erhöhten Angst- und Depressionssymptomen. Diese psychischen Belastungen wirken sich oftmals auch auf die Kinder aus, die vermehrt externalisierende Symptome zeigen. Fuchs et al. (2015) konnten ebenfalls aufzeigen, dass Mütter mit Gewalterfahrungen häufiger zu vermeidenden Bewältigungsstrategien neigen. Auch *medica mondiale* (2015) bestätigt diese Mechanismen im Kontext sexualisierter Kriegsgewalt. Überlebende berichten, dass ihre traumatischen Erfahrungen die Beziehung zu ihren Kindern nachhaltig beeinflussen. Auffällig ist, dass auch Kinder, die selbst keine direkte Gewalt erlebt haben, Symptome sekundärer Traumatisierung zeigen, etwa in Form von Ängsten, Bindungsstörungen oder psychosomatischen Beschwerden. Die Prävention der Weitergabe von Schuld, Scham, Angst und traumabezogenen Verhaltensmustern erfordert daher ein umfassendes Zusammenspiel aus psychosozialer Unterstützung, systemischer Therapie sowie gesellschaftlicher und politischer Anerkennung von Gewalt- und Traumaerfahrungen.

7.1.5 Scham, Schuld, Angst

In allen Generationen wiederkehrende Themen waren Scham, Schuld und Angst. Die Grenzverletzung, die bei sexualisierter Gewalt passiert, erschüttert in der Regel den Selbstwert und das Körpergefühl der betroffenen Person tief. In patriarchalen Gesellschaften wird, wie im Kapitel 6 gezeigt, die Verantwortung für die Tat oft (un)bewusst den Betroffenen zugeschrieben, was Schuldgefühle und Scham verstärkt. Hier kann sich das Phänomen der tertiären Viktimisierung zeigen, wo Betroffene die externen Verantwortungszuweisungen für die erlebte sexualisierte Gewalt soweit internalisieren, dass sie sich selbst mit dem Opferstatus identifizieren. Das bedeutet, dass die Tatsache Opfer zu sein und schuld zu sein für die erlebte sexualisierte Gewalt Teil der eigenen Identität wird. Diese Internalisierung kann verschiedenste Langzeitfolgen produzieren wie z.B. ein grundlegendes Gefühl der Unsicherheit und Angst. Besonders Angst wird durch die Furcht vor sozialer Ausgrenzung verstärkt.

Vorstellungen von Sünde und Schuld sowie der Minderwertigkeit der Frau gegenüber dem Mann sind kennzeichnend für die Generation *Helga*. Sexualität war eine Sünde, die Sexualität der Frau als etwas Unreines angesehen. Das Konzept der Sünde wurde von der katholischen Kirche propagiert, die Gesetzeslage stützte die Geschlechterungleichheit. Tief verwurzelt in patriarchalen Strukturen wurde sexualisierte Gewalt gegen Frauen und Mädchen legitimiert und in Teilen legalisiert. Viele Frauen der Generation *Helga* berichten von Phasen des Schweigens, in denen sie ihre Erlebnisse nicht aussprechen konnten, aus Angst, Scham oder weil sie keine Unterstützung fanden. Ein zentrales Thema ist die Angst. Die Angst vor dem Täter, die Angst vor weiterer sexualisierter Gewalt, die Angst, das Schweigen zu überwinden, da ihnen nicht geglaubt wird und die Angst, die Traumata an ihre Kinder weiterzugeben.

Angst, Scham und Schuld sind auch zentrale Langzeitfolgen für viele interviewte Frauen der Generation *Erika*. Diese Gefühle führten häufig zum Schweigen über erlebte sexualisierte Gewalt, aus Angst vor den Tätern, vor möglichen Folgen einer Anzeige oder aus Sorge um die eigenen Töchter. Auch körperlich äußerten sich die Ängste, etwa in Form von Berührungängsten. Das familiäre Schweigen über Sexualität und Gewalt erschwerte weiterhin das Sprechen über das Erlebte. Während das religiöse Konzept der *Sünde* zunehmend an Bedeutung verliert, bleibt die emotionale Belastung durch Scham und Schuld bestehen, besonders im Zusammenhang mit sekundärer und tertiärer Viktimisierung. Gleichzeitig zeigt sich in der Generation *Erika* ein Wandel: Die Schuld wird nun auch den Tätern zugeschrieben, viele Frauen wehren sich und wollen Veränderung. Im Unterschied zur Generation *Helga*, die oft mit Verdrängung und dem Halt in Gebeten reagierte, äußert sich in der Generation *Erika* ein Bedürfnis nach Aufarbeitung.

Die Datenanalyse der Generation *Hannah* zeigt deutlich, dass Angst und Scham als persistentes Lebensgefühl viele betroffene Frauen begleitet. Dabei ist die Angst häufig nicht objektiv begründbar, sondern tief in der psychischen Struktur verankert. Sie zeigt sich u. a. in übermäßiger Kontrolle, Vermeidung bestimmter Orte oder Beziehungen, sowie in einer generalisierten Wachsamkeit. Die Aussagen aus den Interviews belegen, dass die Folgen des erlebten Traumas nicht auf die eigene Person beschränkt bleiben, sondern sich auf das Familiensystem und das Erziehungsverhalten auswirken. Angst vor dem Täter oder Angst vor den Folgen, wenn das Schweigen überwunden wird, sind auch Teil der Erzählungen der Frauen der Generation *Hannah*. Panikattacken als Langzeitfolge von sexualisierter Gewalt können als ein Grund genannt werden, warum Frauen sich entscheiden eine Therapie zu beginnen. Fast durchgehend berichten die Teilnehmerinnen von tiefsitzenden Schuld- und Schamgefühlen, die nicht selten schwerer zu überwinden sind als z.B. die Wut auf die Täter.

Unterdrückte Gefühle wie Ängste können unbewusst weitergegeben werden (Dunkel, 2021). Dies nicht nur über eine, sondern über mehrere Generationen (Lev-Wiesel, 2006; Wadji et al. 2022). Die Weitergabe von transgenerationalen Traumata inkludiert auch Formen der indirekten Weitergabe von Emotionen, Einstellungen und Erfahrungen, welche über die interpersonelle Kommunikation über Generationen hinausgehen. Besonderes Augenmerk gilt dabei der transgenerationalen Weitergabe traumatischer Erfahrungen im Kontext sozioökonomischer Ungleichheiten. Khan und Denov (2022) heben die ambivalente Rolle soziokultureller Kontexte hervor, die sowohl protektive als auch traumaverstärkende Wirkungen entfalten können. Sie betonen die Dringlichkeit langfristiger psychotherapeutischer Begleitung sowie politischer Anerkennung, um der Stigmatisierung Betroffener entgegenzuwirken. Neben den direkten psychischen und physischen Folgen, wie etwa Panikattacken, Depressionen, Dissoziation oder chronischem Stress, hinterlässt ein solches Trauma auch Spuren, die über das unmittelbar betroffene Individuum hinausreichen. (Lev-Wiesel, 2006; Wadji, 2022). In Fällen sexualisierter Gewalt treten existenzielle Ängste auf, die die Betroffenen in einen Überlebensmodus versetzen, wodurch eine normale emotionale und kognitive Verarbeitung oft verhindert wird. Zentrale Emotionen wie Angst, Scham und Schuld sind oftmals nicht offen sichtbar oder bewusst, sondern wirken als sogenannte *implizite Erinnerung* weiter, in Form von Körpersprache, Beziehungsmustern, Erziehungshaltungen oder unausgesprochenen familiären Tabus. Wie Dunkel (2021) zeigt, können unterdrückte Gefühle und Ängste unbewusst auf Kinder und Enkelkinder übertragen werden. Dabei handelt es sich nicht nur um kommunikative Weitergaben, sondern um tiefgreifende affektive Atmosphären innerhalb von Familien.

Lev-Wiesel (2006) beschreibt diese Form der Weitergabe als eine *indirekte Übertragung* traumatischer Inhalte, über subtile nonverbale Signale, emotionale Nichtverfügbarkeit oder auch über internalisierte Werte und Normen, die aus der Not entstanden sind, Schmerz und Angst zu kontrollieren. Wadji et al. (2022) belegen in ihrer Forschung ebenfalls, dass solche Emotionen über Generationen hinweg wirksam bleiben können, insbesondere wenn sie nicht bewusst reflektiert und bearbeitet werden.

Ein zentraler Erklärungsansatz für die Kontinuität dieser emotionalen Muster liegt im Begriff des Habitus (Bourdieu, 1987). Traumatische Erfahrungen, insbesondere wenn sie kollektiv erlebt und innerhalb eines sozioökonomisch benachteiligten Kontextes weitergegeben werden, können in den Habitus eingeschrieben werden. So wird aus einer individuellen Reaktion auf sexualisierte Gewalt (z. B. Angst, Rückzug, Misstrauen) ein transgenerational reproduziertes Beziehungsmuster oder ein strukturell verankerter Bewältigungsmechanismus. Besonders im Kontext sozialer Ungleichheiten kann sich dieses Phänomen verstärken. Khan und Denov (2022) heben hervor, dass der soziokulturelle Kontext eine doppelte Funktion übernimmt: einerseits kann er Schutz bieten (z. B. durch gemeinschaftliche Resilienz), andererseits kann er bestehende Traumata verschärfen, etwa durch Stigmatisierung, Schweigekulturen oder fehlende therapeutische Angebote. Die Analysen zeigen deutlich, dass es sich bei transgenerationalen Traumata nicht um ein abgeschlossenes Kapitel der Vergangenheit handelt, sondern um ein lebendiges, wirkmächtiges Erbe. Die Dringlichkeit, kontinuierlicher interdisziplinärer Forschung, langfristigen psychotherapeutischen Begleitungsangeboten sowie politischer Anerkennung traumatischer Erfahrungen wird daher als zentral angesehen, um der Reproduktion von Trauma über Generationen hinweg entgegenzuwirken.

7.2 Signifikante Veränderungen

Die hier aufgezeigten Veränderungen über die Generationen spiegeln positive Entwicklungen wider und können als Ansatzpunkte gelesen werden, die, sofern gezielt gefördert und gestärkt, das Potenzial für tiefgreifende strukturelle Veränderungen bergen. Insofern zeigen sie konkret auf, wo angesetzt werden kann, um gesellschaftlichen Wandel voranzubringen. Für gezielte Transformationsarbeit relevant ist die Stärkung von Frauensolidaritäten, die Förderung von Selbstbestimmung sowie Gleichwertigkeit bei Anerkennung der Vielfalt auf allen Ebenen und die Stärkung der fachlichen Ausbildung der Stakeholder:innen in Bezug auf transgenerationale Traumatisierung und sexualisierte Gewalt.

7.2.1 Die Rolle von Freundschaften – weibliche Solidarität

Frauenfreundschaften bieten einen geschützten Raum, in dem Erfahrungen geteilt, Solidarität erlebt und patriarchale Rollenzuschreibungen hinterfragt werden können. Sie wirken der gesellschaftlich erzeugten Konkurrenz und Spaltung unter Frauen entgegen. Über freundschaftliche Beziehungen kann ein kollektives Bewusstsein entstehen, das feministische Verbundenheit und Widerstand möglich macht.

Die Frauen der Generation *Helga* berichten zwar von Freundschaften, jedoch meist in eher losen Formen. Der Lebensmittelpunkt verheirateter Frauen lag vorrangig bei Ehe und Kindern, diese stellten ihre primären sozialen Kontakte dar. Die Frauen der Generation *Erika* hingegen erzählen vermehrt von engen Freundinnen, bei denen sie sein können, wie sie sind, sich jederzeit melden und über alles sprechen können. Es handelt sich oft um lebenslange Freundschaften, die als positiv beschrieben werden und neben der Ehe eine wichtige Stütze im Leben darstellen. In der Generation *Hannah* nehmen Freundschaften eine noch zentralere Rolle ein. Freundinnen sind für viele Frauen ein bedeutender Bezugspunkt in der eigenen Lebensgestaltung, während die Partnerschaft nicht mehr allein im Mittelpunkt steht.

Diese positive Entwicklung hin zu einer stärkenden und zunehmend normalisierten weiblichen Solidarität und Verbundenheit ist jedoch nicht frei von Ambivalenzen. Die Teilnehmerinnen berichten von unterstützenden Freundschaften, in denen offen über Sexualität und auch über Erfahrungen sexualisierter Gewalt gesprochen werden kann. Andere hingegen zeigen auf wie dieser geschaffene Raum des Vertrauens auch Schweigen fördert, etwa wenn Übergriffe von Freundinnen bagatellisiert oder als *normal* dargestellt werden, etwas, das *jede schon erlebt hat*. Dieses kollektive Teilen von Gewalterfahrungen birgt das Potenzial für Solidarität und kollektiven Widerstand, kann aber ebenso zur Normalisierung und Verharmlosung führen. Dies zeigt sich insbesondere im Vergleich der Generationen *Erika* und *Hannah*. Ist in der Generation *Erika* Widerstand und Wehrhaftigkeit noch ein zentrales Thema auch innerhalb von Freundschaften, beschreiben die Teilnehmerinnen in der Generation *Hannah* beides: Widerstand und eine Normalisierung von sexualisierter Gewalt, auch innerhalb von Freundschaften.

7.2.2 Dekonstruktion des weiblichen Ideals: Generationenübergreifende Veränderungen in dem Selbstverständnis und der Praxis von Weiblichkeit

Die Errungenschaften der Frauenbewegung, insbesondere das gestärkte Streben nach Selbstbestimmung sowie ökonomischer und sozialer Unabhängigkeit, haben tiefgreifende gesellschaftliche Veränderungen initiiert. Im Zentrum steht ein emanzipatorischer Prozess, durch den Frauen tradierte Rollenzuschreibungen zunehmend hinterfragen, eigenständige Lebensentwürfe entwickeln und sich schrittweise von patriarchalen Strukturen lösen. Für die Frauen der Generation *Helga* war Selbstbestimmung und Unabhängigkeit aufgrund der sozioökonomischen und kulturellen Rahmenbedingungen jedoch kaum realisierbar. Die Interviewpartnerinnen betonen, wie schwierig der Ausstieg aus der Ehe war, wenn nicht unmöglich. Ihr Leben war geprägt von ökonomischer Abhängigkeit, einem geringen Bildungsstand, dem Fehlen stabiler Frauensolidaritäten sowie von der Angst vor Sanktionen und sozialem Ausschluss innerhalb der dörflichen Gemeinschaft. Dies wird auch deutlich, in den Erzählungen der Zeitzeuginnen, die bestätigen, wie strukturelle Bedingungen und die soziale Kontrolle in den Dörfern ein unabhängiges Leben jenseits der Ehe massiv einschränkten

Die nachfolgende Generation *Erika* verfügte über erweiterte Bildungschancen und nahm zunehmend am Arbeitsmarkt teil. Dennoch blieben viele Frauen in als *frauentypisch* klassifizierten Berufsfeldern tätig und waren häufig in Teilzeit beschäftigt. Gesetzliche Veränderungen, etwa die Abschaffung der Regelung, wonach eine Eheschließung ein legitimer Kündigungsgrund darstellte, ermöglichten erste Schritte in Richtung rechtlicher Gleichstellung und ökonomischer Unabhängigkeit. Der Weg zu mehr Selbstbestimmung war jedoch mit erheblichen Anstrengungen verbunden: Dörfliche Strukturen veränderten sich nur marginal, und patriarchale Rollenvorgaben sowie eine tief verinnerlichte katholische Prägung wirkten durch Sozialisation in den familiären Kontexten weiter.

In der Generation *Hannah* nehmen Selbstbestimmung und Unabhängigkeit eine zentrale Rolle ein. Den Ausgangspunkt hierfür bildeten vielfach die Erfahrungen der Mütter, die im Kontext der zweiten feministischen Welle und begleitender Gesetzesreformen erste Schritte in diese Richtung gingen. Zugleich steht die Generation *Hannah* unter dem Druck neoliberaler Selbstoptimierungsideale: Selbstbestimmung und Unabhängigkeit werden als gesellschaftliche Leitbilder propagiert, fungieren jedoch nicht selten als rhetorische Maskierung fortbestehender patriarchaler Machtverhältnisse. Die strukturelle Mehrfachbelastung von Frauen wird dabei zunehmend individualisiert; Schuldgefühle über vermeintliches persönliches Scheitern werden im Kontext unzureichender Selbstaktivierung oder mangelnder Effizienz interpretiert. In diesem Spannungsfeld gewinnen Angebote wie Persönlichkeitscoachings oder Selbstfindungsseminare an Popularität, häufig jedoch um den Preis, dass soziale Beziehungsgefüge, menschliche Abhängigkeiten und kollektive Zusammenhänge entwertet oder ausgeblendet werden. In den biografischen Erzählungen der Frauen der Generation *Hannah* zeigt sich häufig ein Bruch mit der Herkunftsfamilie sowie eine räumliche Distanzierung, Ausdruck eines ambivalenten Spannungsfeldes zwischen dem Bedürfnis nach Heilung und Abspaltung. Die Tendenz des familiären *Wegschauens* oder *Unter-den-Teppich-Kehrens* wirkt bis in die Gegenwart fort.

7.2.3 Gleichberechtigung: Rechtliche Fortschritte und Strafverfolgung

Im Generationenvergleich zeigt sich ein tiefgreifender Wandel der rechtlichen Rahmenbedingungen im Hinblick auf die Gleichstellung der Geschlechter. Für das Forschungsprojekt TRACES ist insbesondere die Entwicklung gesetzlicher Regelungen zum Schutz vor Diskriminierung und sexualisierter Gewalt, sowie die Effektivität staatlicher Institutionen in der Strafverfolgung zentral. Dabei wird deutlich, dass formale Gleichberechtigung nicht zwangsläufig mit tatsächlicher Geschlechtergleichwertigkeit einhergeht. Zwar lässt sich feststellen, dass Gleichberechtigung rechtlich verankert ist, doch spiegelt sich dies nicht automatisch in einer Balance zwischen den Geschlechtern wider.

Die Frauen der Generation *Helga* lebten in einem gesellschaftlichen und rechtlichen Kontext, in dem sexualisierte Gewalt innerhalb der Ehe nicht strafbar war. Eine Scheidung war nicht möglich bzw. nur unter den engen Bedingungen des kanonischen Rechts zulässig. Zudem wurde der Mann rechtlich als Oberhaupt der Familie definiert und verfügte über umfassende Entscheidungsbefugnisse. Erst in den folgenden Jahrzehnten kam es zu einem signifikanten Wandel. Gesetzliche Reformen wie die Einführung des Scheidungsrechts (1970), die Familienrechtsreform (1975), die Legalisierung des Schwangerschaftsabbruchs unter bestimmten Bedingungen (1978) und die gesetzliche Verankerung von Frauenhausdiensten in Südtirol (1989) verbesserten die rechtliche Stellung der Frauen.

Ein entscheidender Meilenstein folgte 1996, als sexualisierte Gewalt rechtlich neu eingestuft wurde: Sie galt fortan nicht mehr als Verstoß gegen die öffentliche Moral, sondern als Straftat gegen die betroffene Person. Damit konnte auch Vergewaltigung in der Ehe strafrechtlich verfolgt werden. Für die Frauen der Generation *Hannah* und die nachfolgenden Generationen bedeutete dies erstmals einen rechtlich abgesicherten Anspruch auf Schutz vor sexualisierter Gewalt. Dennoch bleibt eine zentrale Diskrepanz zwischen rechtlicher Norm und gesellschaftlicher Realität bestehen. Trotz juristischer Fortschritte zeigt sich keine signifikante Reduktion geschlechtsspezifischer Gewalt. Die Auswertung der Interviews macht deutlich, wie schleppend und belastend die strafrechtliche Aufarbeitung für betroffene Frauen ist. Teilnehmerinnen aller Generationen berichten von der Langwierigkeit der Verfahren, der häufig ausbleibenden Strafverfolgung. Besonders Frauen der Generationen *Erika* und *Hannah* schildern, wie ihre Aussagen im Justizsystem entwertet werden, etwa aufgrund fehlender Beweise, was zu Frustration und Ohnmachtsgefühlen führt. Zudem können sich Strafverfahren über viele Jahre hinziehen, was für die Betroffenen mit emotionaler und psychischer Belastung verbunden ist.

Die positiven rechtlichen Entwicklungen hin zu mehr Geschlechtergleichwertigkeit und einer verbesserten Strafverfolgung sind somit als fortlaufender, keineswegs abgeschlossener Prozess zu verstehen. Es bedarf weiterer struktureller, institutioneller und gesellschaftlicher Maßnahmen, um dem Anspruch gerecht zu werden, sexualisierte Gewalt nicht nur gesetzlich zu kriminalisieren, sondern auch wirksam zu verfolgen und zu bestrafen.

7.2.4 Die Rolle von Fachkräften und Institutionen

Auch die Rolle von Fachkräften und Institutionen veränderte sich im Verlauf der drei Generationen. In der Generation *Helga* standen betroffenen Frauen kaum professionelle Anlaufstellen zur Verfügung. Es fehlte an einem Netz spezialisierter Fachkräfte, insbesondere in den dörflichen Strukturen des Vinschgau. Eine bedeutende Rolle nahmen häufig Hebammen ein, die eine der wenigen Personen waren, bei denen Frauen in informeller Weise Gehör fanden. Diese Form der laienhaften Beratung war weniger professionell-therapeutisch als vielmehr ein Raum, in dem Frauen sich verstanden und angenommen fühlten. In diesem Kontext kam dem religiösen Glauben eine ambivalente, jedoch zentrale Bedeutung zu: Der Glaube diente oft als letzter Halt in einer als ausweglos erlebten Lebenssituation. Insbesondere das Vertrauen in eine höhere Macht und der Rückgriff auf die *Gottesmutter* im Rahmen des Marienkults gaben vielen Frauen eine gewisse emotionale Stabilität und eine Form spirituellen Halts, der es ihnen ermöglichte, eine Form der Sinnhaftigkeit ihren Erfahrungen zu geben und darüber handlungsfähig zu bleiben.

Mit der Generation *Erika* lassen sich deutliche Veränderungen in der institutionellen Landschaft beobachten. Die sozialen Dienste begannen sich in dieser Zeit zu etablieren, und viele Frauen nahmen unterschiedliche Angebote in Anspruch, um sexualisierte Gewalterfahrungen zu bearbeiten und Unterstützung zu finden. Besonders häufig wurden psychologische und therapeutische Beratungen in Anspruch genommen, meist jedoch erst im Erwachsenenalter und infolge gravierender Langzeitfolgen, die die Lebensqualität erheblich beeinträchtigten. Neben therapeutischen Angeboten griffen die Frauen auch auf Beratungsstellen zurück. In diesem Zusammenhang wurde vielfach die Bedeutung niederschwelliger und unbürokratischer Soforthilfe betont.

Gleichzeitig berichten einige Frauen der Generation *Erika* von enttäuschenden Erfahrungen mit öffentlichen Institutionen wie der Polizei oder den Sozialdiensten. Mangelndes Verständnis, bürokratische Hürden und eine unzureichende personelle oder fachliche Ausstattung führten zu zusätzlicher Belastung. Diese ambivalenten Erfahrungen verweisen auf strukturelle Defizite im institutionellen Umgang mit sexualisierter Gewalt, auch in einer Zeit des fortschreitenden Ausbaus sozialer Dienstleistungen und zeigen die doppelte Rolle auf: von der Partizipation am Phänomen der stillen Komplizenschaft und der bedeutenden Rolle für gesellschaftliche Transformationsprozesse.

In der Generation *Hannah* lässt sich schließlich eine weitere Ausdifferenzierung spezialisierter Unterstützungsangebote beobachten. In Südtirol wurden in diesem Zeitraum erste spezifische Einrichtungen für Betroffene sexualisierter Gewalt gegründet. Die Bedeutung professioneller Fachkräfte, die bereits in der Generation *Erika* zunahm, setzte sich in der Generation *Hannah* fort. Die Erfahrungsberichte der Interviewteilnehmerinnen zeichnen ein komplexes Bild: Sie berichten sowohl von sehr unterstützenden als auch von enttäuschenden oder ambivalenten Erlebnissen mit Fachkräften und Institutionen. Auffällig ist, dass viele Frauen der Generation *Hannah* bereits in ihrer Kindheit Unterstützung durch Fachpersonen erfuhren.

7.2.5 Bewusstsein über transgenerationale Weitergabe und Sprache für "Gewalt"

Ein zentrales Ergebnis der Analyse der Interviews ist die Weitergabe von Trauma innerhalb der Familie. Langzeitfolgen wie Depressionen, Suizidgedanken oder Ängste, finden sich generationenübergreifend in den Erzählungen der Frauen und werden von ihnen in Korrelation mit den Erfahrungen sexualisierter Gewalt gebracht.

Die Frauen der Generation *Helga* reagierten oftmals mit Verdrängung oder Flucht in Gebeten. Erst später im Leben machten einige von ihnen auf Grund des hohen Leidensdruckes, beispielsweise auf Grund von Depressionen, eine Therapie. Dies bedeutet aber nicht unbedingt, dass sie mit den Therapeut:innen auch über die erlebte sexualisierte Gewalt sprechen, besonders nicht, wenn der Therapeut männlich ist. Das zeigt auf, wie wichtig es ist gezielt darüber nachzudenken, in welchem Rahmen das Sprechen über sexualisierte Gewalt für welches Geschlecht und für welche Generation möglich ist. Das Schweigen über sexualisierte Gewalt kann auch als Schutzmechanismus wirken, um einer Stigmatisierung zu entgehen. Auf der anderen Seite zeigt sich wiederum, wie stark diese Tabuisierung ist und wie tief verwurzelt Gefühle von Scham oder Schuld in Bezug auf sexualisierte Gewalt wirken. Den Frauen der Generation *Helga* wird manchmal erst die Weitergabe von Traumata bewusst, wenn sie von Fachkräften darauf hingewiesen werden, beispielsweise wenn ihre Kinder unter psychischen Problemen leiden.

Die Frauen der Generation *Erika* beschreiben, wie schwierig es ist und wie viel Mut es braucht, über die erlebte sexualisierte Gewalt zu sprechen. Sexualisierte Gewalt in den Familien war und ist noch immer ein Tabu. Zudem ist die Angst zentral, dass ihnen nicht geglaubt wird, oder es herrschen Ängste über die Konsequenzen, wenn die Frauen den Täter anzeigen. Für die Frauen der Generation *Erika* ist es aber sehr wichtig, dieses Schweigen zu überwinden und sie wünschen eine Aufarbeitung ihrer Erlebnisse. Sie reflektieren auch über die transgenerationale Weitergabe von Traumata, sind sich eigener Fehler im Umgang mit ihren eigenen Kindern bewusst und wünschen sich auch hier eine Aufarbeitung.

Im Gegensatz zur Generation *Helga*, wo die Frauen beispielsweise Vergewaltigung in der Ehe nicht als solche bezeichnen, sprechen die Frauen der Generation *Hannah* über ihre Erfahrungen und versuchen in vertrauensvollen Beziehungen wie Freundschaften eine gemeinsame Sprache für ihre Erlebnisse zu entwickeln. Das Sprechen bedeutet, ernst genommen zu werden. Zudem erkennen sie, dass sie mit ihren Erfahrungen nicht allein sind. Diese Entwicklung kann innerhalb der Generation *Hannah* als positive Veränderung gewertet werden, da sie das Finden und den Aufbau weiblicher Solidaritäten fördert. Die Generation *Hannah* reflektiert häufig bewusst den Einfluss der Elterngeneration und bemüht sich, diese Dynamiken zu überwinden und ihre Traumata nicht mehr weiterzugeben. Zugleich wird deutlich, wie schwer es ist, gewaltgeprägte Erziehungsmustern hinter sich zulassen (Mauri, 2023). In vielen Familien zeigt sich eine Kontinuität von Schweigen, psychischer Belastung, Bindungsstörungen und Krankheit über mehrere Generationen hinweg.

Die Forschung verdeutlicht, dass patriarchale Machtverhältnisse nicht einfach so verschwinden, sondern sich transformieren und an veränderte gesellschaftliche Kontexte anpassen. Um das Kontinuum der Gewalt nachhaltig zu überwinden, braucht es nicht nur rechtliche Reformen, sondern eine tiefgreifende kulturelle Veränderung, hin zu einer Gesellschaft, in der Gerechtigkeit, Solidarität und Fürsorge zentrale Prinzipien des Zusammenlebens bilden.

7.3 Zusammenschau

Diese Ergebnisse zeigen, wie sich patriarchale Machtverhältnisse durch die Persistenz von Gewaltmustern zwar reproduzieren, jedoch gleichzeitig durch Habitusveränderungen und Bewältigungsprozesse herausgefordert und potenziell transformiert werden können. Das Kapitel leistet damit einen wichtigen Beitrag zum Verständnis der komplexen Wechselwirkungen zwischen historisch-kollektiven Traumata, geschlechtsspezifischer Gewalt und intergenerationeller Dynamik mit unmittelbaren Implikationen für traumaorientierte Interventionen. Am Beispiel der drei Generationen *Helga*, *Erika* und *Hannah* wird deutlich, dass sich bestimmte Muster wie Scham, Schuldgefühle, ambivalente Mutter-Tochter-Beziehungen und der Schutz von Tätern über Generationen hinweg fortsetzen. Diese Kontinuitäten tragen zur Stabilisierung patriarchaler Machtverhältnisse bei, die sich trotz gesellschaftlicher Veränderungen beständig neu strukturieren.

Gleichzeitig zeigen sich jedoch auch deutliche Veränderungen: Neue Formen weiblicher Solidarität, ein wachsendes Bewusstsein für transgenerationale Traumata, stärkere institutionelle Unterstützung sowie rechtliche Fortschritte eröffnen Handlungsräume für Widerstand und Veränderung. Die Analyse zeigt somit, dass die Weitergabe von Gewalt kein linearer Prozess ist, sondern von Brüchen, Aushandlungen und neuen Möglichkeiten durchzogen wird. In der Spannung zwischen Persistenz und Transformation liegt das Potenzial, tief verankerte Gewaltstrukturen langfristig zu überwinden.

8. Schlussfolgerungen und Empfehlungen

Die Schlussfolgerungen der Forschung TRACES verdeutlichen, dass sexualisierte Gewalt kein isoliertes Ereignis ist, sondern ein soziales und transgeneracionales Phänomen, das langfristige Auswirkungen auf das Leben von Frauen, auf familiäre Beziehungen und auf die Gesellschaft insgesamt hat. Vor dem Hintergrund der gewonnenen Erkenntnisse formuliert dieses Kapitel zentrale Impulse für Prävention, Ausbildung und Intervention, die sich an die unterschiedlichen Akteur:innen richten. Die folgenden Empfehlungen entstehen aus der Verschränkung empirischer Analyse, interdisziplinärem Austausch und dem Dialog mit den im Projekt beteiligten Stakeholder:innen aus dem Vinschgau. Sie stellen keine abschließenden Lösungen dar, sondern bieten Orientierungsrahmen zur Stärkung *Transgenerational and Historical Trauma Informed Approaches* (THTIA) und Politiken.

In Kapitel 8.2 wird die Wanderausstellung *Meine Großmutter, meine Mutter und ich: Spuren sexualisierter Gewalt in Südtirol* vorgestellt, die im Rahmen von TRACES in Zusammenarbeit mit dem Frauenmuseum Meran konzipiert wurde. Die Ausstellung leistet einen Beitrag zur gesellschaftlichen Sensibilisierung im Sinne des FPAR-Ansatzes. Sie wurde traumasensibel gestaltet, und die Teilnehmerinnen der Studie hatten die Möglichkeit, aktiv an ihrer Konzeption mitzuwirken. Die Ausstellung erzählt anhand der drei Generationen *Helga, Erika* und *Hannah* die Geschichte einer fiktiven Familie und stützt sich dabei auf die Interviews sowie auf die zentralen Ergebnisse der Forschung. In Kapitel 8.3 wird auf das Präventionskonzept zu sexualisierter Gewalt ausgearbeitet vom Forum Prävention eingegangen.

8.1 Gesellschaftlichen Wandel fördern

Der folgende Abschnitt formuliert eine Empfehlung wie dem Fortbestehen des Kontinuums der Gewalt im Sinne historischer und kollektiver Traumatisierungsprozesse entgegengewirkt werden kann. Im Zentrum steht die Transformation des gesellschaftlichen Schweigens rund um sexualisierte Gewalt, die gezielte Unterstützung betroffener Personen sowie die Unterbindung transgenerationaler Traumadynamiken. Die hier formulierten Ansatzpunkte verstehen sich als Impulse, die auf Grundlage der empirischen Ergebnisse entwickelt wurden und in einem nächsten Schritt weiter vertieft sowie in eine operationale Ebene überführt werden können.

Ausgangspunkt bildet zunächst die aus der Literaturanalyse hervorgehobene Bedeutung von *Transgenerational and Historical Trauma Informed Approaches* (THTIA) für Fachkräfte (Fleckinger et al., 2025). Es geht gezielt darum, traumainformierte Ansätze zu entwickeln, die auf dem Wissen über transgenerationale und historische Traumatisierungen basieren und den verschiedenen involvierten Berufsgruppen zugänglich gemacht werden können. Diese Ansätze sollen

- a) an ein sozio-ökologisches Traumaverständnis anknüpfen, um die Dynamiken transgenerationaler Traumatisierung erfassen zu können,
- b) die Bedeutung von Unterstützungsnetzwerken explizit fördern,
- c) die aktuelle Situation der von sexualisierter Gewalt und/oder transgenerationalen Langzeitfolgen betroffenen Frauen in der patriarchalen Gesellschaft Südtirols vor dem Hintergrund des Wissens um historisches und kollektives Trauma verstehen
- d) einen bewussten und kontinuierlichen Prozess der Aus-, Fort- und Weiterbildung im Sinne von THTIA ermöglichen.

Die vorgeschlagenen Impulse knüpfen an jene Veränderungen an, die im Rahmen der Forschung bereits beobachtbar waren und im Kapitel 7.2. dargelegt wurden und daher als besonders unterstützungswürdig gelten. Es handelt sich um Bereiche, in denen erste Schritte gesellschaftlicher Transformation erkennbar sind und in denen sich Keimformen eines veränderten Umgangs mit sexualisierter Gewalt zeigen. Andererseits adressieren die Empfehlungen auch gezielt jene blinden Flecken, die in den empirischen Analysen als fortbestehende Kontinuitäten (Kapitel 7.1.) identifiziert wurden, Kontinuitäten, die das Kontinuum der Gewalt aufrechterhalten und Dynamiken transgenerationaler Traumatisierung begünstigen.

Die im TRACES-Projekt identifizierten positiven Veränderungen zeigen sich nicht isoliert, sondern stehen auch in einem direkten Wechselverhältnis zu den Handlungen der Fachkräfte im Vinschgau. So sind die vorliegenden Ansatzpunkte nicht ausschließlich aus den Forschungsergebnissen abgeleitet, sondern beziehen das Wissen der Fachkräfte und Institutionen vor Ort ein. Die im Rahmen der Stakeholder-Workshops im Vinschgau geführten Diskussionen ermöglichten es, sowohl Best-Practice-Beispiele als auch von den Fachkräften identifizierte Lücken systematisch zu erheben. Dabei handelt es sich um Methoden, Zugänge und Techniken, die Fachkräfte bereits anwenden oder zunehmend etablieren und die sich als besonders wirksam zur Unterstützung Betroffener sowie zur Veränderung von Schweige- und Gewaltkontinuitäten erwiesen haben.

In diesem Abschnitt geht es daher nicht nur darum, konkrete Veränderungsmöglichkeiten im Umgang mit dem Phänomen der *silent complicity* aufzuzeigen. Vielmehr wird betont, dass die zuvor getrennt dargestellten vier gesellschaftlichen Hauptakteure: Katholische Kirche, Dorfgemeinschaften, Fachkräfte und Institutionen sowie der rechtliche Rahmen hier als miteinander verflochten verstanden werden. Praktisch bedeutet dies, dass alle formulierten Maßnahmen potenziell auf sämtliche Akteursgruppen wirken können und sollen. Ein einseitiges Fokussieren auf Fachkräfte wäre sogar kontraproduktiv: Es würde Verantwortlichkeiten verschieben, die strukturell verankert sind, und damit unbeabsichtigt jene Muster reproduzieren, die transgenerationale Traumatisierungen begünstigen.

8.1.1 Transgenerational and Trauma Informed Approaches unterstützen Habitustransformationen

Die bereits stattfindenden Maßnahmen wie Supervision oder Fortbildungen ermöglichen Fachkräften, neue professionelle Dispositionen auszubilden. Dies korrespondiert mit den in der Forschung beobachteten Veränderungen im Habitus: Frauen und Fachkräfte entwickeln neue Deutungsmuster von Gewalt, überwinden Tabus und wenden traumasensibles Wissen im beruflichen Alltag an. Gleichzeitig wurde von den Stakeholder:innen hervorgehoben, dass viele Fachkräfte sich das notwendige Wissen erst im Verlauf ihrer Berufstätigkeit durch Spezialisierungen und Fortbildungen aneignen mussten und dass nicht alle Kolleg:innen über diese als zentral erachteten Kompetenzen verfügen. Dies verdeutlicht, dass Themen wie Trauma, transgenerationale Dynamiken, historische und kollektive Traumatisierung sowie Geschlechterverhältnisse verbindlich in alle relevanten Grundausbildungen integriert werden sollten. Warum: Der beobachtete Wandel, mehr Sprache für Gewalt, veränderte Männlichkeits- und Weiblichkeitskonzepte sowie ein gesteigertes Bewusstsein für strukturelle Zusammenhänge, kann nur dann nachhaltig wirksam werden, wenn er curricular verankert wird. Dies verändert langfristig professionelle Dispositionen und damit das gesellschaftliche Feld.

Wie Fleckinger et al. (2025) aufzeigen, spielen *trauma-informed approaches* (TIA), zu denen bereits eine umfangreiche wissenschaftliche Literatur vorliegt, eine zentrale Rolle bei der Entwicklung und Etablierung von Methoden und Techniken für Fachkräfte. Diese Ansätze zielen darauf ab, Resilienz zu fördern, Heilungsprozesse zu begleiten sowie den Anspruch von Öffentlichkeits- und Sensibilisierungsarbeit im Sinne wachsender sozialer Gerechtigkeit zu unterstützen. Traumasensible Interventionen priorisieren dabei Sicherheit, Vertrauenswürdigkeit, Autonomie, Zusammenarbeit und Empowerment als wechselseitigen Prozess. Traumasensible Arbeit richtet sich dabei nie ausschließlich an Betroffene, sondern bezieht stets auch die Fachkräfte selbst ein. Im Sinne der Selbstfürsorge werden diese befähigt, ihre eigene Belastung wahrzunehmen und aktiv für sich zu sorgen (vgl. Kapitel 5.2). Darüber hinaus fokussieren TIA familiäre Dynamiken sowie gesellschaftliche Prozesse als integrale Bestandteile eines umfassenden

Traumaverständnisses. In der Praxis sind trauma-informierte Ansätze entscheidend, um Resilienz zu stärken, Heilung zu fördern und soziale Gerechtigkeit zu unterstützen, indem sie strukturelle Bedingungen sozialer und historisch gewachsener Ungleichheit explizit adressieren (Olsen, et al., 2021; Goodwin & Tiderington 2022). Trauma-informierte Ansätze integrieren klinische sowie ökosoziale Perspektiven, um Trauma im breiteren sozialen Kontext zu verorten (Olsen, et al., 2021). Fuller-Thomson und Agbeyaka (2020) betonen in diesem Zusammenhang die Bedeutung qualifizierter Fachkräfte bei der Identifikation von Risikofaktoren.

Aufbauend auf diesen Grundlagen erweitert das Konzept der *Transgenerational and Historical Trauma-Informed Approaches* (THTIA) traumasensible Interventionen um Erkenntnisse zur generationsübergreifenden Weitergabe von Trauma sowie zu den historischen Kontexten, in denen diese Prozesse verankert sind (Fleckinger et al., 2025). Für den weiteren Ausbau begonnener Professionalisierungsprozesse ist es daher zentral, Ansätze zu etablieren, die sich aus unterschiedlichen Wissensdomänen speisen:

- a) dem Wissen über historische und transgenerationale Traumadynamiken,
- b) den zentralen Theorien der jeweiligen Professionen (z. B. Soziale Arbeit, Psychologie, Sozialpädagogik),
- c) einem kritisch-reflektierten Verständnis aktueller rechtlicher Rahmenbedingungen,
- d) den jeweiligen Berufskodizes,
- e) feministischer Forschung
- f) sowie Erkenntnissen aus der Epigenetik (Rosenwald et al., 2023).

Die Verschränkung dieser Wissensbestände bildet die Grundlage dafür, dass Fachkräfte unterschiedlicher Professionen, die in direktem Kontakt mit Betroffenen stehen, über ein gemeinsam geteiltes Fundament verfügen und darauf aufbauend professionell handeln können. Der flächendeckende und kontinuierliche Zugang zu diesem sich erweiternden Wissen, vermittelt über für die Praxis übersetzte Methoden und Techniken, stärkt Prozesse der Habitustransformation und stellt damit einen konkreten und vielversprechenden Schritt dar, um die Persistenz patriarchaler Systemlogiken wirksam zu adressieren.

8.1.2 Interinstitutionelle Zusammenarbeit wirkt gegen silent complicity

Vernetzungsarbeit, gemeinsame Fortbildungen und (anonyme) Fallbesprechungen schaffen eine gemeinsame Sprache im Umgang mit Gewalt. Die Notwendigkeit einer gemeinsamen Sprache ermöglicht es eine geteilte Leseart des Phänomens zu garantieren und folglich Handlungslogiken zu etablieren, die aufeinander aufbauen, sich ergänzen und einer inhärenten Logik folgen. Dabei ist hervorzuheben, dass im Kontext transgenerationaler Traumatisierung die Verflechtung der verschiedenen Wissensdomänen die Rosenwald et al. (2023) diskutiert, zentral ist, um dieses fundierte Verständnis und die daraus resultierende gemeinsame Sprache der unterschiedlichen Fachkräfte zu etablieren. Diese enge Zusammenarbeit steht in direktem Zusammenhang mit der beobachteten gesamtgesellschaftlichen Entwicklung hin zu weniger Schweigen und zu einer stärkeren Verantwortungsteilung zwischen den beteiligten Akteur:innen. Entscheidend ist dabei, die bereits etablierte Zusammenarbeit zwischen Fachstellen strukturell zu sichern und bisher fehlende oder nur marginal genutzte Vernetzungen bewusst auszubauen. Hervorzuheben ist, dass Netzwerke nicht *von selbst* entstehen, sondern gezielt gefördert werden müssen, durch angemessene Personal- Zeit- und Raumressourcen in allen Institutionen und Fachdiensten. Warum: Vernetzung wirkt dem Phänomen der *silent complicity* entgegen, fördert eine gemeinsame Sprache über Gewalt und verhindert sektorielle Wissensinseln. Auf diese Weise können, die in der Forschung beobachteten, positiven Entwicklungen, wie Professionalisierung, Verantwortungsteilung und Solidarität, weiter gefestigt und ausgebaut werden. Ein weiterer Aspekt, der hervorgehoben werden muss, ist, dass es durch Vernetzung möglich wird dem Phänomen transgenerationaler Traumatisierung auf Micro-, Meso- und Macroebene in koordinierter Art und Weise zu begegnen (Fleckinger, et al. 2025; Rosenwald et al. 2023). Zusätzlich kann die Vernetzung durch Vereine Frauensolidaritäten stärken und patriarchale Habitusmuster, die mit Stereotypisierungen einhergehen, aufdecken, benennen und transformieren. Dazu gehören auch Anerkennung, symbolische Aufwertung und politische Partizipation.

8.1.3 Strukturelle Maßnahmen fördern patriarchatskritische und geschlechterreflektierte Perspektiven

Die zunehmende Etablierung traumasensibler und geschlechterreflektierter Standards unterstützt die bereits beobachtete Entwicklung hin zu veränderten Konzeptionen von Weiblichkeit, Männlichkeit, Geschlechterbildern und Frauensolidarität. Fachkräfte tragen damit aktiv zur Dekonstruktion patriarchaler Muster bei. Hier sollte insbesondere beim Aufbau und bei der Förderung geschlechter- und traumasensibler Jungen- und Männerarbeit in Schulen, Vereinen, Pfarrgemeinden und Jugendzentren angesetzt werden, mit Fokus auf die Reflexion von Männlichkeitsbildern und Gewalt, die Arbeit mit Peergroups (z. B. Sportvereine, Musikkapellen, Freiwillige Feuerwehren) sowie die Thematisierung sexualisierter Gewalt als Machtpraxis und nicht als *harmloser Flirt*. Dies setzt jedoch voraus, dass nicht nur einzelne Expert:innen über diese patriarchatskritische und geschlechterreflexive Perspektiven verfügen, sondern alle Stakeholder:innen flächendeckend auf dieses Wissen zurückgreifen können und die Möglichkeiten haben, ihre Kenntnisse zu vertiefen und in eine gemeinsame Haltung münden zu lassen.

Die gemeinsame Haltung wird gerade mit Blick auf Dorfdynamiken und die Rolle lokaler Vereine relevant, wo eine bewusste Auseinandersetzung mit Ritualen und Bräuchen, etwa Fasching oder Krampusumzüge, sinnvoll erscheint. Nach wie vor werden diese wertvollen Brauchtümer mit einer Art *Freifahrschein* für sexualisierte Übergriffe in Verbindung gebracht. Dies bedeutet nicht, dass diese Rituale nicht länger gefeiert werden sollten; vielmehr geht es um die bewusste Aufhebung der informellen Korrelation, wonach während Fasching oder Krampusumzügen sexualisierte Gewalt *passieren darf*, und scheinbar selbstverständlich *dazugehört*. Ziel ist es, die vermeintlich selbstverständliche Kopplung von Männlichkeit und sexualisierter Gewalt sichtbar zu machen und diese Schritt für Schritt durch nicht-gewaltförmige Männlichkeitskonzepte zu ersetzen. Damit einher geht auch ein verändertes Verständnis von Weiblichkeit. Dieses Verständnis gilt es, in allen Institutionen zu unterstützen, um gelebte Gleichwertigkeit zu ermöglichen und eine Normalisierung von sexualisierter Gewalt zu vermeiden.

8.1.4 Räume für Austausch, Sprache und Reflexion ermöglichen Transformation

Maßnahmen wie Supervision, Fortbildungen und auch die Wanderausstellung schaffen Räume für die sprachliche, emotionale und institutionelle Bearbeitung von Gewalt. Dies korrespondiert unmittelbar mit der in der Studie beobachteten Zunahme an *Sprache für Gewalt* sowie mit der gestiegenen Sichtbarkeit transgenerationaler Dynamiken. Eine von den Stakeholder:innen im Vinschgau bereits praktizierte Methode sind anonymisierte Fallbesprechungen. Sie ermöglichen die kritische Reflexion komplexer Gewalt- und Traumageschichten ohne institutionellen Druck, fördern kollektives Lernen und unterstützen Veränderungen auf Habitus-Ebene. Zudem stärken sie die Fähigkeit, transgenerationale Traumadynamiken zu erkennen. Insofern ist der Ausbau anonymisierter Fallbesprechungen als regulärer Bestandteil institutioneller Praxis zu befürworten. Ein weiteres wesentliches Element ist der Auf- und Ausbau traumasensibler Familien- und Mehrgenerationenangebote, in denen transgenerationale Dynamiken beispielsweise über Mutter-Tochter-Gruppen, Mehrgenerationen-Gesprächsgruppen oder systemische Familienberatung bzw. -therapie mit Fokus auf Gewaltbiografien bearbeitet werden können. Die Einbindung der Erkenntnisse zu historischem und kollektivem Trauma in die konzeptionelle Arbeit ist hierbei zentral. Ziel: Die Familie wird nicht nur als Ort der Weitergabe, sondern als Ort der Überwindung transgenerationaler Traumadynamiken gestärkt. Dies wird als Möglichkeit betrachtet, (Groß)Mutter-Tochter-Beziehungen zukunftsweisend zu stärken. Gleichzeitig braucht es Unterstützungsangebote und Schutzräume für den Umgang mit Trauma und den Langzeitfolgen von sexualisierter Gewalt.

8.1.5 Die Fachkräfte werden zu Katalysatoren gesellschaftlicher Transformation

Die beschriebenen Best-Practices wirken wie Hebel: Sie verstärken jene Veränderungen, die in der Gesellschaft bereits begonnen haben. Besonders relevant ist, dass diese Handlungen Schweigen abbauen, Verantwortlichkeiten breiter verteilen, institutionelle Machtasymmetrien ausgleichen und kollektive Bewältigungsprozesse fördern. In diesem Zusammenhang sollte gezielt auch der Abbau von Täterschutz sowie die Stärkung der Betroffenenorientierung adressiert werden. So kann die Entwicklung, Umsetzung und das kontinuierliche Monitoring betroffenenorientierter Leitlinien für Polizei, Justiz, Gesundheitswesen und Soziale Arbeit klare Standards gegen sekundäre Viktimisierung enthalten und durch Schulungen zu Täterschutzmechanismen sowie zur *silent complicity* ergänzt werden. Gleichzeitig kann auch die Dorfgemeinschaft einbezogen werden, indem transparente Regelungen in Vereinen und Gemeindeinstitutionen etabliert werden, wie mit Personen, die wegen sexualisierter Gewalt verurteilt wurden, umgegangen wird, etwa durch den Ausschluss von Ehren- oder Machtfunktionen, sowie durch klare Vorgehensweisen im Umgang mit Verdachtsfällen. Zentral ist darüber hinaus der Ausbau der Frauenhausdienste, sowohl in ihrer Funktion des Schutzes von Betroffenen als auch in ihrer Rolle bei der Sensibilisierung der Öffentlichkeit und damit der präventiven Arbeit.

8.2 Wanderausstellung

Autorin: Sigrid Prader

Ausgangspunkt und Zielsetzung der Wanderausstellung

Die Wanderausstellung ist von Beginn an als integraler Bestandteil des Forschungsprojekts TRACES konzipiert worden. Sie stellt keine nachgelagerte Form der Ergebnisverwertung dar, sondern ist selbst Teil des Forschungs- und Interventionsprozesses. Ziel war es, die Forschungsergebnisse einer breiten Öffentlichkeit zugänglich zu machen, das gesellschaftliche Schweigen über sexualisierte Gewalt aktiv zu überwinden und zugleich einen Reflexionsraum zu eröffnen, in dem individuelle, familiäre und strukturelle Dimensionen von Gewalt miteinander in Beziehung gesetzt werden. Die Entscheidung für eine Wanderausstellung folgt dem Anspruch, die Inhalte nicht an einen einzigen Ort zu binden, sondern sie in unterschiedliche regionale also auch internationale Kontexte zu tragen. In Verbindung mit begleitenden Rahmenprogrammen, etwa Führungen, Workshops oder Diskussionsveranstaltungen, entsteht so ein dialogisches Format, das Austausch ermöglicht und lokale Aushandlungsprozesse anstößt. Diese Offenheit und Prozesshaftigkeit entspricht zentralen Prinzipien der für TRACES gewählten Methodologie FPAR, in der Wissen nicht abgeschlossen produziert, sondern im sozialen Raum weiterentwickelt wird.

Vorab zum Selbstverständnis des Frauenmuseums

Das Frauenmuseum versteht sich als ein Ort, der sich aktiv *einmischt*, politisch, sozial und kulturell. Wir verwalten nicht nur Geschichte, sondern verstehen uns als ein lebendiges Forum, das Platz für aktuelle Debatten schafft. Wir machen Themen sichtbar, die zu oft verdrängt, tabuisiert und verschwiegen werden, und Räume öffnen, in denen Reflexion, Dialog und Veränderung möglich sind. So war es von Beginn an wichtig, dass wir die Zusammenarbeit mit dem Projekt eingegangen sind.

Warum diese Ausstellung?

Transgenerationale Traumatisierung aufgrund von sexualisierter Gewalt ist kein Randthema, sondern ein strukturelles gesellschaftliches Problem. Mit dieser Ausstellung wollen wir dazu beitragen, dieses Schweigen zu überwinden. Wir wollen die Realitäten sichtbar machen, die hinter den verschlossenen Türen von Familien, Institutionen verborgen bleiben. Wir wollen Verständnis schaffen dafür, wie Gewalt wirkt, über Generationen hinweg.

Forschung als Grundlage der Ausstellung

Die Ausstellung basiert auf den Ergebnissen der TRACES-Studie, insbesondere auf narrativen Interviews mit Frauen aus drei Generationen. Um diese Erzählungen nicht zu isolieren, sondern kontextualisiert darzustellen, war die im Vorfeld vertiefte Recherche zur Geschichte des Vinschgaus und die Interviews mit den Expertinnen und Zeitzeuginnen zentral. Dieser gezielte Bezug auf den Kontext unterstreicht das Prinzip der Situiertheit von Wissen innerhalb der intersektionalen Verschränkung von Armut, Auswanderung, Kriegserfahrungen, religiöse Normen, tradierten Frauenbildern sowie familialen Arbeits- und Machtverhältnissen. Diese Kontextualisierung bildete eine zentrale Voraussetzung dafür, die individuellen Erfahrungen der interviewten Frauen als Teil historisch gewachsener und strukturell verankerter Gewaltverhältnisse verständlich zu machen. Damit folgt die Ausstellung dem FPAR-Prinzip, persönliche Erfahrungen stets in ihren sozialen, politischen und historischen Zusammenhängen zu verorten.

Entwicklung des Ausstellungskonzepts: Narrativität und Anonymisierung

Aus methodischen und ethischen Gründen wurde entschieden, die Forschungsergebnisse nicht über einzelne Fallporträts darzustellen, sondern eine fiktive, anonymisierte Familiengeschichte zu entwickeln, die auf der Gesamtheit der Interviews basiert. Diese narrative Verdichtung schützt die Anonymität der Teilnehmerinnen und vermeidet zugleich eine Individualisierung von Gewalt, die strukturelle Dimensionen verdecken würde. Im Zentrum der Ausstellung stehen drei Frauen aus drei Generationen. Ausgangspunkt ist die Entdeckung eines Tagebuchs der Urgroßmutter, in dem Erfahrungen häuslicher und sexualisierter Gewalt dokumentiert sind. Die Auseinandersetzung mit diesen Aufzeichnungen löst bei der jüngsten Generation körperliche und psychische Reaktionen aus, die zunächst nicht erklärbar erscheinen. Erst durch die Rekonstruktion der Familiengeschichte wird sichtbar, wie sich unverarbeitete Traumata über Generationen hinweg fortsetzen. Diese narrative Struktur macht transgenerationale Dynamiken nicht nur erklärbar, sondern emotional nachvollziehbar. Die Ausstellung ist so gestaltet, dass sich Besucher:innen gleichzeitig auf einer erzählerischen und auf einer analytisch-informierenden Ebene bewegen. Die Bildergeschichte wird durch Texttafeln ergänzt, die zentrale Begriffe wie transgenerationale Traumatisierung, sexualisierte Gewalt, Normalisierung oder silent complicity erläutern.

In Zusammenarbeit mit dem Forum Prävention wurden wiederkehrend Self-Care-Impulse eingebaut. Diese kurzen Hinweise und Übungen dienen dazu, emotionale Reaktionen der Besucher:innen aufzufangen und einen achtsamen Umgang mit möglicherweise belastenden Inhalten zu ermöglichen. Damit folgt die Ausstellung einem traumasensiblen Ansatz. Ein eigener Ausstellungsbereich ist der Prävention gewidmet. Dort werden konkrete Handlungsmöglichkeiten aufgezeigt, sowohl im Hinblick auf Selbstschutz und Stärkung als auch auf Unterstützung bei beobachteter oder berichteter sexualisierter Gewalt. Ergänzt wird dieser Bereich durch Hinweise auf regionale Unterstützungsangebote. Prävention wird dabei explizit als gesamtgesellschaftliche Aufgabe verstanden, die Familien, Bildungsinstitutionen, Arbeitskontexte, Politik und Zivilgesellschaft gleichermaßen betrifft.

Ein zentrales visuelles Element stellt ein fiktives transgenerationales Trauma und Resilienz Genogramm über drei Generationen dar, das familiäre Beziehungen, Gewaltverhältnisse und Schutzfaktoren sichtbar macht. Neben familiären Rollen werden auch soziokulturelle Bedingungen einbezogen, die die Resilienz fördern oder behindern können. Dieses Element knüpft unmittelbar an die im Forschungsprojekt verwendeten Analyseinstrumente an und verdeutlicht die enge Verbindung zwischen Forschung und Ausstellung.

Partizipation und feministische Umsetzung

Die Umsetzung der Ausstellung erfolgte in einem partizipativen Prozess. Fachfrauen aus den Bereichen Ausstellungs-dramaturgie, Textarbeit, Grafik, Prävention und Traumarbeit wurden gezielt eingebunden. Die Entwicklung der Inhalte war geprägt von intensiven Diskussionen, kritischen Rückfragen und gemeinsamen Aushandlungsprozessen. Ziel war es, eine Darstellung zu finden, die sowohl wissenschaftlich fundiert als auch für unterschiedliche Zielgruppen zugänglich ist. Darüber hinaus flossen Rückmeldungen und Vorschläge von betroffenen Frauen in die Ausstellung ein. Zu Beginn wurde ein Treffen geplant, zu dem alle Forschungssteilnehmerinnen eingeladen waren. Das Ziel dieses Treffen war es gemeinsam mit den Teilnehmerinnen über das Konzept der

Ausstellung zu sprechen und von ihnen zu erfahren welche zentralen Botschaften vermittelt werden sollen. Insbesondere der Wunsch nach Enttabuisierung von Sexualität, nach früher altersgerechter Aufklärung sowie nach klaren Informationen zu Unterstützungsangeboten wurde aufgegriffen. Dies unterstreicht auch den innovativen Charakter dieser Wanderausstellung und zeigt die Möglichkeiten der Partizipation auch im Zusammenhang mit komplexen und sensiblen Themen auf.

8.3. Konzept zur Prävention von sexualisierter Gewalt in Südtirol

Autorin: Ingrid Kapeller

Das Forum Prävention hat in Zusammenarbeit mit dem Ressort „Sozialer Zusammenhalt, Familie, Senioren, Genossenschaften und Ehrenamt“ und mit landesweiten Stakeholder:innen ein gesamtheitliches Konzept zur Prävention von sexualisierter Gewalt erarbeitet. Dieses zielt darauf ab, Prävention von sexualisierter nachhaltig und systematisch zu verankern. Es basiert auf der Konvention von Istanbul, der UN-Kinderrechtskonvention sowie der lokalen Gesetzgebung in Südtirol. Ausgangspunkt ist die Erkenntnis, dass bisherige Maßnahmen vielfach punktuell durchgeführt werden und es an einer klar erkennbaren Strategie für die Prävention von sexualisierter Gewalt fehlt. So können viele der umgesetzten Maßnahmen nur begrenzt Wirkung entfalten. Das Konzept versteht sich daher als strategischer Ausgangspunkt, auf dessen Basis ein detaillierter Umsetzungsplan mit klaren Zielsetzungen, Zuständigkeiten, Zeitrahmen und Ressourcen entwickelt werden soll. Ziel ist der Aufbau eines abgestimmten Systems, durch welches Prävention wirksam umgesetzt werden kann.

Der Arbeitsprozess

Die Entwicklung des Konzepts erfolgte in einem partizipativen Prozess mit mehreren Phasen. Zunächst wurden relevante Akteur:innen in einer Akteursanalyse systematisch erfasst. Danach haben die Mitarbeiter:innen des Forum Prävention nach der Systematik des Mehrebenenansatzes® von medica mondiale bestehende Maßnahmen in der Prävention von sexualisierter Gewalt in Südtirol erhoben. Darunter fallen Projekte, Gesetze, Workshops, Fortbildungen, Aktionen, Informationsmaterialien usw. Diese Bestandsaufnahme wurde in mehreren Recherchegesprächen und Feedbackschleifen ausgeführt. Ergänzend dazu fanden Workshops mit landesweiten Stakeholder:innen statt, in denen gemeinsam Lücken und Prioritäten diskutiert erörtert wurden. Neben theoretischen Aspekten entstand aus all diesen Ergebnissen das Präventionskonzept, das abschließend konkrete Handlungsempfehlungen für die Politik enthält.

Prävention von sexualisierter Gewalt

Das Präventionskonzept versteht Prävention von sexualisierter Gewalt als langfristigen, systematischen und wirksamen Prozess, der nicht auf einzelne Maßnahmen beschränkt ist. Prävention zielt darauf ab, Schutzfaktoren zu fördern, Risikofaktoren zu reduzieren und Bedingungen zu verändern, die sexualisierte Gewalt begünstigen. Wirksamkeit entsteht dabei durch die Verknüpfung von Maßnahmen auf individueller, sozialer, institutioneller, politischer und gesamtgesellschaftlicher Ebene sowie durch deren langfristige strukturelle Verankerung. Ein zentraler Aspekt der Prävention ist, dass Prävention frühzeitig und kontinuierlich erfolgen muss, da punktuelle oder ausschließlich reaktive Maßnahmen nicht ausreichen, um Gewalt nachhaltig zu reduzieren. Früh ansetzende Prävention ermöglicht es, das gesunde Aufwachsen von Kindern und Jugendlichen zu fördern und so ihre Life-Skills, die nicht nur für die kindliche Entwicklung, sondern in ihrem weiteren Lebensverlauf zentral sind, zu stärken. Dafür muss Prävention unterstützende Strukturen aufzubauen, Handlungssicherheit bei Fachkräften zu erhöhen und Lücken in der Präventions- und Interventionskette zu schließen.

Darüber hinaus folgt das Konzept einer feministischen Präventionsperspektive. Sexualisierte Gewalt wird nicht als individuelles Fehlverhalten verstanden, sondern als Ausdruck struktureller Machtverhältnisse und gesellschaftlicher Ungleichheiten. Prävention richtet sich daher nicht ausschließlich auf den Schutz potenziell Betroffener, sondern auf normverändernde Prozesse, die gesellschaftliche Narrative, institutionelle Routinen und politische Rahmenbedingungen in den Blick nehmen. Dabei wird betont, dass Prävention alle Geschlechter einbeziehen und, im Sinne der Istanbul Konvention, insbesondere auch Jungen und Männer als Akteure der Prävention adressieren muss. Gleichzeitig berücksichtigt das Konzept unterschiedliche Betroffenheiten und Zugangsbarrieren und fordert eine inklusive, diskriminierungssensible Umsetzung präventiver Maßnahmen.

Der Mehrebenenansatz®

Das Präventionskonzept basiert aus den oben erklärten Gründen auf einem Ansatz, der Prävention nicht ausschließlich auf individueller Ebene verortet, sondern sie zugleich im sozialen Umfeld, in institutionellen Strukturen sowie auf politischer und gesamtgesellschaftlicher Ebene verankert; den Mehrebenenansatz® nach medica mondiale. Ausgangspunkt ist die Annahme, dass sexualisierte Gewalt durch ein Zusammenspiel verschiedener Faktoren begünstigt wird und nachhaltige Prävention daher nur dann wirksam ist, wenn Maßnahmen auf allen Ebenen aufeinander abgestimmt werden. Prävention wird in diesem Sinne als Querschnittsaufgabe verstanden, die eine systematische Zusammenarbeit unterschiedlicher Akteur:innen erfordert und langfristig in bestehende Strukturen eingebettet sein muss.

Zentrale Handlungsfelder auf den einzelnen Ebenen

a) Individuelle Ebene und Ebene des sozialen Umfelds

Ein zentraler Schwerpunkt des Präventionskonzepts liegt auf der individuellen Ebene sowie auf der Ebene des sozialen Umfelds. Hier steht die Stärkung von Schutz- und Resilienzfaktoren im Mittelpunkt, die möglichst früh ansetzen und Menschen über verschiedene Lebensphasen hinweg begleiten sollen. Präventive Angebote zielen darauf ab, emotionale und soziale Kompetenzen, Kommunikations- und Konfliktfähigkeit sowie kritische Reflexionsfähigkeit zu fördern. Ergänzend wird Wissen und Handlungskompetenz im Bereich der sexuellen Bildung und im Umgang mit sexualisierter Gewalt vermittelt. Diese Angebote sollen nicht isoliert umgesetzt werden, sondern systematisch im Bildungssystem, in der Jugendarbeit, in Freizeitvereinen und weiteren relevanten Settings verankert werden. Darüber hinaus sieht das Konzept eine kontinuierliche Bildungs- und Sensibilisierungsarbeit vor. Bestehende Programme in Schulen und außerschulischen Einrichtungen sollen weiterentwickelt und evaluiert werden, ergänzt durch themenspezifische Workshops und weitere Lernformate. Landesweite Awareness-Maßnahmen sowie Maßnahmen zur Stärkung der Medienkompetenz tragen dazu bei, das Thema sexualisierte Gewalt sichtbar zu machen und Präventionsbotschaften zielgruppengerecht zu vermitteln. Die Aufbereitung von Präventionsmaterialien soll dabei an den jeweiligen Bedürfnissen und Lebensrealitäten der Zielgruppen ausgerichtet sein.

b) Institutionelle Ebene

Auf institutioneller Ebene wird insbesondere die Aus- und Fortbildung von Fachkräften aus unterschiedlichen Bereichen – etwa Medien, Gesundheit, Soziales oder Justiz – als zentraler Hebel der Präventionsarbeit verstanden. Einrichtungen sollen Schutzkonzepte entwickeln und umzusetzen sowie klare Melde- und Beschwerdestrukturen zu etablieren. Damit wird Prävention als Bestandteil institutioneller Verantwortung verankert und nicht auf individuelles Engagement reduziert. Ein weiterer Schwerpunkt auf institutioneller Ebene liegt auf der Stärkung gemeinde- und netzwerkorientierter Präventionsarbeit. Bestehende Netzwerke sollen fachlich begleitet werden, um Unsicherheiten im interdisziplinären Arbeiten abzufangen und den Austausch von Expertise zu fördern. Gleichzeitig ist vorgesehen, die Vielzahl bestehender Netzwerke zu überprüfen, um Doppelstrukturen zu vermeiden und fachliche Ressourcen gezielt zu bündeln. Die Qualifizierung von Vertrauenspersonen in Gemeinden, Vereinen und Betrieben trägt zusätzlich dazu bei, Prävention niedrigschwellig im Alltag zu verankern.

c) Politische und gesamtgesellschaftliche Ebene

Auf politischer Ebene zielt das Präventionskonzept auf eine dauerhafte und verbindliche Verankerung der Prävention von sexualisierter Gewalt in den zuständigen Ressorts ab. Der angestrebte Soll-Zustand ist durch klare Zuständigkeiten und koordinierte Governance-Strukturen gekennzeichnet. Dazu zählen insbesondere die Klärung der Federführung, die Einrichtung einer strategischen Koordinierungseinheit sowie eine institutionalisierte Zusammenarbeit zwischen relevanten Ressorts. Ergänzend soll ein beratendes Stakeholdergremium aus externen Fachpersonen eingerichtet werden, das die strategische Weiterentwicklung unterstützt. Monitoring- und Berichtssysteme ermöglichen eine kontinuierliche Steuerung und Weiterentwicklung der Präventionsarbeit. Auf dieser Grundlage soll ein detaillierter Präventionsplan erarbeitet werden, der die strategische Ausrichtung der Prävention von sexualisierter Gewalt für die kommenden Jahre konkretisiert. Ergänzend zu den Maßnahmen auf den einzelnen Ebenen werden Forschung, Monitoring und Öffentlichkeitsarbeit als gesamtgesellschaftliche Aufgaben verstanden. Sie tragen dazu bei, Wissen zu vertiefen, Entwicklungen sichtbar zu machen und die Sensibilität für das Thema sexualisierte Gewalt nachhaltig zu erhöhen. Über alle Ebenen hinweg wird betont, dass eine trauma- und gendersensible Haltung eine zentrale Voraussetzung wirksamer Prävention darstellt. Sie bildet den gemeinsamen Rahmen für Planung, Umsetzung und Weiterentwicklung sämtlicher präventiver Maßnahmen.

8.4 Zusammenschau

Im Verlauf des Projekts haben sich prozesshaft drei zentrale Stränge herausgebildet, die gemeinsam die transformativen Ansprüche des Projekts TRACES zeigen:

- die aus der Forschung abgeleiteten Empfehlungen, die insbesondere transgenerationale Traumadynamiken, Mechanismen der *silent complicity* sowie Formen des Täterschutzes adressieren und in Kapitel 8.1 ausgeführt wurden;
- die Wanderausstellung als öffentlichkeitswirksamer Bildungs- und Reflexionsraum, der in Kapitel 8.2 näher beleuchtet wird;
- das landesweite Präventionskonzept zu sexualisierter Gewalt, das in Kapitel 8.3 beschrieben wurde und hier eingesehen werden kann:

deutsch:

https://www.forum-p.it/smartedit/documents/inhaltelements/_published/praventionskonzept_final_deutsch.pdf

Italienisch:

https://www.forum-p.it/smartedit/documents/inhaltelements/_published/praventionskonzept_final_italienisch.pdf

9. Licht auf alte Schatten: Erkenntnisse und Ausblick

Wie die Forschung TRACES aufzeigt, ist das Wissen zu den Dynamiken transgenerationaler Traumatisierung auf Grund von sexualisierter Gewalt von besonderer Relevanz in Bezug auf die angestrebte gesellschaftliche Transformation, sexualisierte Gewalt ursächlich zu verstehen und folglich zu verhindern. Anhand der Datenanalyse entlang der drei Generationen, *Helga*, *Erika* und *Hannah*, wurde aufgezeigt, wie strukturelle Bedingungen und individuelle Handlungsweisen miteinander verflochten sind. Der sozioökologische Blick der Forschung ermöglichte es, Veränderungen und Kontinuitäten, die sich über die Generationen hinweg zeigen, zu analysieren. Die betroffenen Frauen berichteten neben physischen Langzeitfolgen von psychischen Langzeitfolgen wie Depressionen, Suizidgedanken, Ängsten und Bindungsschwierigkeiten, auch Scham- und Schuldgefühle bleiben über die Generationen hinweg präsent. Obwohl sich strukturelle Bedingungen über die Generationen hinweg veränderten, bleiben Kontinuitäten im Hinblick auf sexualisierte Gewalt aufrecht. Die Forschung zeigt diese blinden Flecken auf und verweist auf die erarbeiteten Indikationen für gesellschaftlichen Wandel.

Generation **Helga** war geprägt von Armut, Kriegserfahrungen und den sozialen Bedingungen der Nachkriegsgesellschaft. Unter kirchlichem Einfluss wurde Sexualität als Sünde verstanden. Rechtlich war die sexuelle Verfügbarkeit der Ehefrau gegenüber dem Ehemann verankert. Frauen waren ökonomisch abhängig, hatten oft einen niedrigen Bildungsstand und tragende weibliche Solidaritäten waren nur marginal präsent. Sexualisierte Gewalt galt nicht weiter als problematisch und wurde verharmlost; Schuld, Sünde und Unterwürfigkeit waren tief verinnerlicht. Gebet und religiöse Hingabe waren eine Form der Rückerlangung von Handlungsmacht und hatten eine sinnstiftende Wirkung.

Die Generation **Erika** war geprägt von Ambivalenz zwischen Schuld, Scham und beginnendem Aufbruch. Erste Beratungsstellen entstanden und es wurde zunehmend über geschlechtsspezifische Gewalt in Familien gesprochen. Frauen erkämpften sich Bildung, Berufstätigkeit und echte Gleichstellung, suchten Scheidung oder Therapie als Strategien der Selbstermächtigung. Trotz wachsender Frauensolidaritäten und abnehmendem kirchlichen Einfluss blieb Täterschutz bestehen und traditionelle Rollenbilder wirkten fort.

Generation **Hannah** verfügt über ein zunehmendes Bewusstsein über sexualisierte Gewalt und transgenerationale Traumatisierung. Trotz Schuldgefühlen und Normalisierung sexualisierter Gewalt entwickeln Frauen Sprache und Wehrhaftigkeit. Rechtliche Fortschritte (z.B. Kriminalisierung ehelicher Vergewaltigung: 1996; Istanbul-Konvention: 2011) markieren einen Wandel. Neue Gewaltformen entstehen: Generation *Helga* spricht von Sünde und ehelicher Pflicht, Generation *Hannah* erzählt von sexualisierter Gewalt in den sozialen Medien. Die Form hat sich geändert, sexualisierte Gewalt bleibt.

Die räumlich-zeitliche Komponente zeigt **patriarchale Machtverhältnisse** im Kontext des Vinschgau auf, welche sich über die Generationen transformieren, aber nicht auflösen. Somit bleibt ein Kontinuum der Gewalt aufrecht, sexualisierte Gewalt wird normalisiert und legitimiert. Trotz der Errungenschaften der zweiten feministischen Welle, dem abnehmenden Einfluss der katholischen Kirche, der zunehmenden Professionalisierung von Fachdiensten und Beratungsstellen, werden Stereotypisierungen und Rollenbilder über die Generationen weitergegeben, Täter geschützt und Überlebende von sexualisierter Gewalt stigmatisiert und ausgegrenzt. Von besonderer Bedeutung stellte sich für den Kontext der Dörfer das Phänomen der *silent complicity* heraus.

Positive Entwicklungen sind Freundschaften. Diese gewinnen über die Generationen hinweg zunehmend an Bedeutung. Frauenfreundschaften bieten einen geschützten Raum für Solidarität, Selbstermächtigung und die Infragestellung patriarchaler Rollen. Zugleich bergen sie Ambivalenzen: Das Teilen von Gewalterfahrungen kann kollektiven Widerstand fördern, aber auch Normalisierung und Verharmlosung begünstigen. Der Generationenvergleich zeigt weiters bedeutende Fortschritte im rechtlichen Schutz vor sexualisierter Gewalt: Von der Kriminalisierung ehelicher Vergewaltigung (1996) bis zur Umsetzung internationaler Übereinkommen. Dennoch bleibt eine deutliche Kluft zwischen rechtlicher Norm und gesellschaftlicher Praxis bestehen: Strafverfolgung ist für Betroffene langwierig, birgt das Risiko einer Retraumatisierung und bleibt häufig folgenlos. In der zweiten und dritten Generation

zeigt sich eine deutliche Professionalisierung der Unterstützungsstrukturen für Betroffene sexualisierter Gewalt: Von informellen oder glaubensbasierten Hilferäumen über den Ausbau sozialer und therapeutischer Dienste bis hin zu spezialisierten Einrichtungen. Ambivalente Erfahrungen bleiben bestehen, die auf strukturelle Defizite und Machtasymmetrien hinweisen. Über Generationen hinweg zeigt sich ein zunehmendes Bewusstsein für die Weitergabe von Traumata und sexualisierte Gewalt. Während frühere Generationen im Schweigen verharrten, entwickelt die Generation *Hannah* zunehmend eine Sprache für Gewalterfahrungen.

Trotz signifikanter gesellschaftlicher, rechtlicher und institutioneller Veränderungen bleibt das **Kontinuum sexualisierter Gewalt** über Generationen hinweg bestehen. Diese Gewalt ist tief in patriarchalen Gesellschaftsstrukturen verankert und wird über soziale Normen, internalisierte Glaubenssätze und institutionelle Dynamiken weitergetragen. Die Forschung zeigt auf, dass sexualisierte Gewalt als normalisierter Bestandteil von Männlichkeit über die Generationen hinweg bestehen bleibt. Bestimmte Formen männlichen Verhaltens, wie Dominanz, Kontrolle und Grenzverletzungen gegenüber Frauen in der Gesellschaft, werden in allen Generationen legitimiert und/oder bagatellisiert. Diese Gewalt wird nicht als Ausnahme betrachtet, sondern als Ausdruck *typisch männlichen* Handelns verstanden.

Weiters zeigen sich über die Generationen Kontinuitäten im Täterschutz. Gesellschaftliche, rechtliche und institutionelle Mechanismen schützen Täter und ermöglichen es, dass sie Gewalt ungehindert fortsetzen. Die stille Komplizenschaft wirkt als sozialer Mechanismus in den Dörfern, der Gewalt normalisiert und Mädchen und Frauen verantwortlich macht, während Täter weiterhin angesehene Mitglieder der Gesellschaft bleiben. Sexualisierte Gewalt ist kein individuelles Problem, sondern tief in den patriarchalen Machtverhältnissen der Südtiroler Gesellschaft verankert. Sie werden über Generationen hinweg wiederholt entlarvt, offengelegt und kritisiert. Patriarchate passen sich wandelnden Kontexten an und sichern durch subtile, strukturelle Gewalt ihre fortbestehende Dominanz über Generationen hinweg.

Ambivalente (Gross)Mutter-Tochter-Beziehungen sind generationenübergreifend ein zentraler Ort transgenerationaler Traumadynamiken. Zwischen Nähe und Abgrenzung, Fürsorge und Gewalt entsteht ein Spannungsfeld, in dem unverarbeitete Traumata patriarchale Sozialisation und weibliche Identitätsbildung miteinander verwoben und (un)bewusst weitergegeben werden. Hier wird die patriarchale Spaltung der Frauen besonders deutlich. Über alle Generationen hinweg treten Scham, Schuldgefühle und Angst als Konstanten auf. Durch Schweigen, Tabuisierung und unzureichende gesellschaftliche Aufarbeitung schreiben sich Traumata in Körper, Beziehungen und Habitus ein, wodurch patriarchale Machtverhältnisse und emotionale Muster über Generationen fortbestehen.

Als feministisch-partizipative Aktionsforschung sieht sich TRACES in der Verantwortung, in Zusammenarbeit mit den Stakeholder:innen und den gesellschaftlichen Institutionen sowie Dorfgemeinschaften, Indikationen für einen gesellschaftlichen Wandel voranzubringen. Bestehende Strukturen können ausgebaut und transformiert werden. Dabei verweist die Forschung auf die Relevanz von Wissen zu transgenerationaler Traumatisierung auf Grund von sexualisierter Gewalt in den unterschiedlichen Fachdiensten und auf die Notwendigkeit der Etablierung eines starken Netzwerkes zum Schutz der Mädchen und Frauen sowie der politischen Verantwortung in der Umsetzung der Istanbul-Konvention.

Diese für Südtirol erste Studie, die anhand eines sozio-ökologischen Blicks das Phänomen der transgenerationalen Traumatisierung infolge sexualisierter Gewalt untersucht, kann auch als Pilotstudie verstanden werden. Pilotstudie insofern, als sie ein Thema adressiert, das in Südtirol bislang weder wissenschaftlich untersucht noch gesellschaftlich sichtbar gemacht wurde und allein durch ihre Durchführung bereits zur Enttabuisierung und Bewusstseinsbildung beiträgt. Als Pilotstudie lässt sie sich zudem charakterisieren, weil sie sich auf ein kleines geografisches Gebiet, den Vinschgau, sowie auf eine klar definierte Zielgruppe, nämlich Frauen verschiedener Generationen, beschränkt hat. Diese Eingrenzung war aus Gründen der Machbarkeit zentral. Gleichzeitig bedeutet sie, dass bislang ausschließlich der Aspekt ländliche Gemeinschaften sowie eine geschlechtsspezifische Perspektive auf Frauen adressiert werden konnten.

Ein weiteres Merkmal, das TRACES als Pilotstudie ausweist, ist die Wahl einer Methodologie, die es ermöglichte, dem Forschungsauftrag der Istanbul-Konvention (Council of Europe, 2021) gerecht zu werden und darauf aufbauend eine geeignete Methodik für Datenerhebung und -auswertung zu entwickeln. In diesem Sinne sind die Ergebnisse der Studie nicht nur inhaltlicher Natur; vielmehr kann auch die methodische Entwicklung selbst als ein Resultat verstanden werden, das einen idealen Ausgangspunkt für weiterführende, größer angelegte Studien darstellt, im Sinne einer geografischen Ausweitung, einer umfassenderen geschlechterreflektierten Perspektive sowie einer Stärkung interdisziplinärer Forschung.

Eine weiterführende Forschung wäre interessant hinsichtlich eines Vergleichs mit anderen ländlichen Gebieten in anderen Regionen Italiens oder auch international. Ansatzpunkt für eine weitere Forschung wäre zudem ein Vergleich mit dem städtischen Raum, da die dörflichen Strukturen einen besonderen Kontext darstellen und sich transgenerationale Dynamiken in urbanen Kontexten anders darstellen können. Die Kosovo-Studie von medica mondiale zeigt auf, dass in anderen Kontexten die Rolle der Kirche oder der Religion keine so signifikante Rolle spielt. Dem wäre auch interessant nachzugehen. Für eine weiterführende Forschung zeigt sich insbesondere, dass alle Geschlechter mit einbezogen werden sollten. Dies würde das Bild von transgenerationalen Dynamiken erweitern. Auch könnte die Sprachgruppenzugehörigkeit näher untersucht werden, um Gemeinsamkeiten oder mögliche kulturell bedingte Unterschiede zu identifizieren.

Ein weiterer Gedanke wäre die stärkere Einbindung der Fachkräfte in die Forschung, um noch gezielter neue Praktiken zu entwickeln und diese gleichzeitig wissenschaftlich zu evaluieren. Ein zusätzlicher Forschungsbereich mit Bezug auf eine Evaluation hinsichtlich der praktischen und politischen Umsetzung der Istanbul-Konvention (Council of Europe, 2021) auf der Grundlage der Forschungsergebnisse von TRACES würde die nachhaltige Umsetzung gegen sexualisierte Gewalt bereichern. Neben diesen vielfältigen weiteren Forschungsfeldern sollen auch nochmals dezidiert die Grenzen der vorliegenden Untersuchung benannt werden:

- Es handelt sich nicht um eine repräsentative Studie, weder für den Vinschgau noch für Südtirol insgesamt. Die Ergebnisse beziehen sich auf die Erfahrungen der Teilnehmerinnen, die sich freiwillig für die Studie gemeldet haben, und stammen nicht aus einer repräsentativen Stichprobe. Zwar beinhaltet TRACES auch quantitative Elemente, jedoch dürfen diese keinesfalls mit Repräsentativität verwechselt werden.
- Der sozioökologische Blick eröffnet eine in der Traumaforschung bislang häufig nur marginal präsente Perspektive auf die Thematik. Gleichzeitig soll betont werden, dass eine stärker interdisziplinäre Forschung, unter Einbezug von Psychologie, Soziologie, Epigenetik, Geschichtswissenschaft und weiteren relevanten Disziplinen, zentral wäre, um der Komplexität des Phänomens angemessen Rechnung zu tragen.
- An der Studie haben ausschließlich deutschsprachige Südtirolerinnen teilgenommen. Dies ermöglichte einerseits eine vertiefte Auseinandersetzung mit einem spezifischen kulturellen Kontext; andererseits markiert es eine deutliche Grenze: Die kulturelle Vielfalt Südtirols konnte in diesem Forschungsdesign nicht adressiert werden.

Sie sehen meine Kleider und sehen meine Haare,
und sie bilden sich ein Urteil.
Und das zwingt mich zu lächeln,
aber nicht in die Knie

(Forschungsteilnehmerin)

Epilog – eine persönliche Perspektive

Autorin: Dr. Monika Hauser, Gründerin und Vorstandsvorsitzende von medica mondiale e. V.

Mein persönlicher Zugang zu diesem Thema begann mit den Erzählungen meiner Großmutter in Laas über ihre eigenen Erfahrungen sexualisierter Gewalt. Schon früh wurde mir dadurch bewusst, wie tiefgreifend und zerstörerisch diese Form von Gewalt ist. Während meines Medizinstudiums in den 80er Jahren verstärkte sich dieser Eindruck: Immer wieder vertrauten mir Frauen aus meinem privaten Umfeld und später auch Patient:innen ihre Erfahrungen an. Offenbar hatte ich früh eine besondere Sensibilität für dieses Thema entwickelt – und vielleicht auch etwas ausgestrahlt, das den Frauen das Vertrauen gab, darüber zu sprechen.

So wurde mir schnell klar, dass sexualisierte Gewalt keineswegs ein seltenes „Einzelschicksal“ ist, sondern ein weit verbreitetes gesellschaftliches Problem. Gleichzeitig erlebte ich, wie stark diese Gewalt bagatellisiert wurde und wie häufig den Betroffenen nicht geglaubt oder ihnen die Verantwortung zugeschoben wurde. Viele Frauen blieben mit diesen enormen Belastungen allein. Weder ihr soziales Umfeld noch Teile der Fachwelt oder der Justiz waren damals ausreichend oder überhaupt bereit, ihnen mit Solidarität und professioneller Unterstützung zu begegnen.

Meine ersten beruflichen Erfahrungen als angehende Ärztin im Regionalkrankenhaus Schlanders haben mich in dieser Wahrnehmung zusätzlich erschüttert. Wenn ich diese Themen offen ansprach, wurde ich nicht selten selbst ausgegrenzt. Die teils offen zur Schau gestellte frauenfeindliche Haltung war verstörend – machte mir aber zugleich umso klarer, dass ich betroffenen Frauen mit Empathie, fachlicher Kompetenz und einem ganzheitlichen Ansatz begegnen wollte. Beispiele dafür gab es viele: Wenn ein Chefarzt Müttern zur Geburt einer Tochter „kondolierte“ oder ein Ehemann eine dringend notwendige Operation für seine schwerkranke Frau hinauszögerte, weil sie auf Hof und Feld gebraucht werde, dann zeigte sich darin eine Haltung der Geringschätzung, die weit über einzelne Vorfälle hinausging. Für den Umgang mit Überlebenden von Gewalt gab es damals keinerlei tragfähige Konzepte; statt Empathie zu erfahren, waren sie oft stereotypen und verletzenden Bemerkungen ausgesetzt.

Über die folgenden Jahrzehnte konnte ich gemeinsam mit meiner Organisation medica mondiale genau jene Ansätze entwickeln, die mir schon damals vorschwebten: eine traumasensible, achtsame und stärkende Unterstützung für Überlebende sexualisierter Gewalt – verbunden mit gesellschaftlicher Aufklärungsarbeit, die deutlich macht, dass es sich um ein strukturelles Problem handelt und dass die gesamte Gesellschaft Verantwortung für Veränderung trägt.

Auch in Südtirol sind die Zahlen zu sexualisierter Gewalt seit Jahren erschreckend hoch. Die Folgen wirken häufig über Generationen hinweg und betreffen nicht nur die unmittelbar Betroffenen, sondern auch ihre Familien, ihre Kinder und Enkelkinder – und damit die Gesellschaft als Ganzes. Wie in vielen patriarchal geprägten Kontexten wird auch hier das Schweigen von Generation zu Generation weitergegeben und zementiert so belastende Beziehungsmuster.

In Gesprächen mit dem Landeshauptmann entstand deshalb die Idee, zu diesem Thema eine umfassende Studie durchzuführen. Da er sich bereits früher für ein „kulturelles Umdenken“ eingesetzt hatte, stimmte er mir mit Nachdruck zu: Nachhaltige Veränderung kann nur gelingen, wenn direkt vor Ort an den oft sehr hartnäckigen sozialen und kulturellen Strukturen gearbeitet wird.

Gerade in ländlich geprägten Regionen wie dem Vinschgau spielt das Schweigen eine zentrale Rolle. Es gibt Tätern Deckung für ihre Taten und isoliert die Frauen, die Gewalt erfahren haben. Wie tief dieses Schweigen verwurzelt ist, wurde mir auch in einer persönlichen Begegnung bewusst: Am Tag nachdem in der Tagesschau über eine Pressekonferenz von Traces gemeinsam mit dem Landeshauptmann berichtet worden war, stellte mich mein über 90-jähriger Onkel in Laas zur Rede – wütend und überzeugt davon, ich würde Lügen verbreiten und Frauen zum Weinen bringen, indem ich meine Familie in einem schlechten Licht erscheinen lasse. Diese Szene hat mir noch einmal deutlich vor Augen geführt, wie sehr das Benennen von Gewalt gesellschaftliche und direkte familiäre Abwehr auslösen kann – dabei wäre, sich von falschen Familien-Loyalitäten zu lösen, ein emanzipativer Akt.

Und doch verändern sich die Dinge – langsam, aber spürbar. Das Krankenhaus Schlanders ist heute Teil des Netzwerks Bollini Rosa, das Krankenhäuser mit besonderen Qualitätsstandards für eine geschlechtersensible Gesundheitsversorgung auszeichnet. In den Medien findet zunehmend sachliche und fundierte Aufklärung zu sexualisierter Gewalt statt. Auch in den Dörfern wird – nicht zuletzt durch die Arbeit von Traces – offener und empathischer über das Ausmaß dieser Gewalt gesprochen. Und selbst lange unangetastete Machtstrukturen geraten zunehmend unter Druck. Diese Entwicklungen zeigen: Veränderung ist möglich. Sie braucht Mut, Beharrlichkeit und das Engagement vieler Menschen. Diese Studie ist Teil dieses Weges.

Danksagung

Der vorliegende Forschungsbericht wäre ohne das Vertrauen, den Mut und die Offenheit der Frauen und Zeitzeuginnen, die an der Studie teilgenommen haben, nicht möglich gewesen. Ihnen gilt unser besonderer Dank. Dass sie bereit waren, ihre Erfahrungen von sexualisierter Gewalt zu teilen, oftmals verbunden mit schmerzhaften Erinnerungen und langjährigen Folgen, stellt eine außerordentliche Leistung dar. Ihre Erzählungen bilden das Herzstück dieser Studie und machen sichtbar, was über Generationen hinweg verschwiegen, tabuisiert oder individualisiert wurde. Ohne ihre Bereitschaft, zu sprechen, zuzuhören und gemeinsam neues Wissen zu generieren, hätte dieses Forschungsprojekt nicht realisiert werden können.

Ein besonderer Dank gilt den Partnerinnenorganisationen, die das Projekt TRACES von Beginn an getragen, mitgedacht und ermöglicht haben. Wir danken medica mondiale, insbesondere Monika Hauser, für die zündende Idee zu diesem Projekt, ihren unermüdlichen Einsatz und ihre langjährige Erfahrung in der Arbeit mit Überlebenden sexualisierter Gewalt. Ebenso danken wir ihrem gesamten Team für die kontinuierliche Unterstützung und den inhaltlichen Austausch. Dem Forum Prävention danken wir insbesondere Christa Ladurner für die wichtigen Verbindungen zu Politik und relevanten Stakeholder:innen sowie Ingrid Kapeller und dem Team für ihre fachliche Expertise, ihre langjährige Erfahrung und ihre zentrale Rolle in der Umsetzung des Projekts. Dem Frauenmuseum Meran, insbesondere Sigrid Prader gilt unser Dank für die Öffnung wichtiger Zugänge zum Forschungsfeld, für ihre vertrauensvolle Vermittlungsarbeit sowie für die besondere Rolle, die das Frauenmuseum als Ort kollektiver Erinnerung und feministischer Wissensproduktion einnimmt.

Ein besonderer Dank gilt Professorin Barbara Poggio für die wissenschaftliche Begleitung des Projekts, insbesondere für die gemeinsame Ausarbeitung der methodischen Zugänge, die analytische Rahmung sowie die kontinuierliche Reflexion des Forschungsprozesses. Ihre Expertise war für die Qualität und die theoretische Fundierung der Studie von zentraler Bedeutung. Wir danken zudem der Referenzgruppe, Karin Griesse und Kirsten Wienberg (medica mondiale), Christine Gruber (UNUM Institut Wien) sowie Pascale Roux (Fachhochschule Vorarlberg), für ihre fachliche Expertise, ihre kritischen Rückmeldungen und ihre wertvollen Impulse im Verlauf des Projekts. Ebenso danken wir allen beteiligten Stakeholder:innen für ihre Unterstützung und ihre Bereitschaft, den Forschungsprozess konstruktiv zu begleiten.

Ein weiterer Dank gilt den Interviewerinnen des Forum Prävention: Lydia Großgasteiger, Manuela Lechner, Evelin Mahlknecht, Petra Massardi, Magdalena Platzer, Maria Reiterer, sowie Ingrid Kapeller für die sorgfältige Transkription der Interviews. Ihre traumasensible Haltung, ihre Professionalität und ihr Engagement waren essenziell für einen respektvollen und sicheren Forschungsrahmen. Für ihre historische, sozial- und kulturwissenschaftliche Expertise danken wir Sieglinde Clementi, Helene Dietl Laganda und Elsbeth Wallnöfer, die mit ihrem Wissen wesentlich dazu beigetragen haben, den spezifischen Kontext des Vinschgau, insbesondere mit Blick auf historische Entwicklungen, differenziert einzuordnen. Ein besonderer Dank gilt Maria Zemp für die Schulung im STA-stress- und traumasensibler Ansatz® sowie für die kontinuierliche Einzel- und Gruppensupervision, die für die Reflexion und Selbstfürsorge im Forschungsprozess unverzichtbar war.

Abschließend danken wir allen Teilnehmenden und Mitwirkenden der Abschlusstagung sowie der Bezirksgemeinschaft Burggrafenamt für ihre Unterstützung. Unser Dank gilt ebenso den Fördergeber:innen und politischen Entscheidungsträger:innen für die finanzielle Förderung und den klar erkennbaren politischen und administrativen Willen, dieses Projekt nicht nur zu ermöglichen, sondern seine Ergebnisse auch in konkrete Praxis umzusetzen.

Literatur

- Atallah, D. G. (2017). A community-based qualitative study of intergenerational resilience with Palestinian refugee families facing structural violence and historical trauma. *Transcultural Psychiatry*, 54(3), 357–383. <https://doi.org/10.1177/1363461517706287>
- Anhorn, R. & Balzereit, M. (eds.) (2016). *Handbuch Therapeutisierung und Soziale Arbeit*. Wiesbaden: Springer Fachmedien.
- Anthias, F. (2013). Intersectional what? Social divisions, intersectionality and levels of analysis. *Ethnicities*, 13(1), 3–19. <https://doi.org/10.1177/1468796812463547>
- Anthias, F. (2020). *Translocational belongings: Intersectional dilemmas and social inequalities*. London: Routledge.
- Antoniucci, C. (2024). Le ragazze stanno bene? Indagine sulla violenza di genere onlife. *Save the Children*. Retrieved from https://s3.savethechildren.it/public/files/uploads/pubblicazioni/le-ragazze-stanno-bene_1.pdf
- Aparicio, E. M. (2017). I Want to be Better Than You: Lived Experiences of Intergenerational Child Maltreatment Prevention Among Teenage Mothers in and Beyond Foster Care. *Child & Family Social Work*, 22, 607–616. <https://doi.org/10.1111/cfs.12274>
- ASTAT. (2022). *Südtiroler Familienstudie - 2021*. Retrieved from <https://astat.provinz.bz.it/de/aktuelles-publikationen-info.asp?art=ASTAT666126>
- ASTAT. (2023). *Gender-Bericht. Frauen und Männer in Südtirol – Lebenswelten im Vergleich*. Retrieved from https://astat.provinz.bz.it/de/aktuelles-publikationen-info.asp?news_action=4&news_article_id=679080
- ASTAT. (2023, Juli). *Der Gender Pay Gap aus abhängiger Beschäftigung – 2021*. Retrieved from https://astat.provinz.bz.it/de/aktuelles-publikationen-info.asp?news_action=4&news_article_id=676855
- ASTAT. (2023, September). *Gewalt an Frauen: Beratungsstellen für Frauen in Gewaltsituationen u. Wohneinrichtungen*. Retrieved from https://www.provinz.bz.it/chancengleichheit/gewaltschutz-braucht-uns-alle.asp?news_action=4&news_article_id=678610
- ASTAT. (2025). *Info. Gewalt an Frauen: Beratungsstellen für Frauen in Gewaltsituationen und Wohneinrichtungen 2024*. Retrieved from https://assets-eu-01.kc-usercontent.com/b5376750-8076-01cf-17d2-d343e29778a7/7a98a00e-26d3-4f52-af52-5c39a98459a6/mit50_2025.pdf
- Autonome Provinz Bozen-Südtirol. (2021a). *Maßnahmen zur Prävention und Bekämpfung geschlechtsspezifischer Gewalt und zur Unterstützung von Frauen und ihren Kindern* Landesgesetz vom 9. Dezember 2021, Nr. 13. Retrieved from: https://lexbrowser.provinz.bz.it/doc/20250211/de/224980/landesgesetz_vom_9_dezember_2021_nr_13.aspx?view=1
- Autonome Provinz Bozen-Südtirol. (2021b). *Projekt Erika: Gewaltopfer schnellstmöglich begleiten*. Retrieved from <https://news.provinz.bz.it/de/news/projekt-erika-gewaltopfer-schnellstmöglich-begleiten>
- Autonome Provinz Bozen - Südtirol. (2025a). *Frühe Hilfen*. Retrieved from <https://soziales.provinz.bz.it/de/kinder-und-jugendhilfe/fruehe-hilfen-fuer-familien-suedtirol>
- Autonome Provinz Bozen - Südtirol. (2025b). *Gleichstellungsaktionsplan*. Retrieved from <https://chancengleichheit.provinz.bz.it/de/gleichstellungsaktionsplan>
- Autonome Provinz Bozen - Südtirol. (2025c). *Seniorenwohnheime*. Retrieved from <https://soziales.provinz.bz.it/de/senioren/seniorenwohnheime-betreutes-wohnen>

- Bange, D. (2019). Sexualisierte Gewalt an Mädchen und Jungen – Frauen als Täterinnen. *Kindesmisshandlung und -vernachlässigung - Interdisziplinäre Fachzeitschrift für Prävention und Intervention*, 2, 180-191.
- Banks, S. & Brydon-Miller, M. (2019). *Ethics in participatory research for health and social well-being. Cases and commentaries*. London & New York: Routledge.
- Barton, B. B. & Musil, R. (2019). Posttraumatische Belastungsstörung. *Deutsche Zeitschrift für Akupunktur*, 62, 24–27 <https://doi.org/10.1007/s42212-018-0128-6>
- Bauernhaus-Museum Allgäu-Oberschwaben Wolfegg. (n.d.) Die Schwabenkinder. Retrieved from <https://www.schwabenkinder.eu/de/>
- Beauchamp, T. L. & Childress, J. F. (2019). *Principles of Biomedical Ethics* (Vol. 8). Oxford University Press.
- Bernhart, U., Wielander, H. & Marseiler, S. (1988). *Überleben: Bilder aus der Welt der Südtiroler Bergbauern*. Bozen: Tappeiner Verlag
- Bernstein, D. P., Stein, J. A., Newcomb, M. D., Walker, E., Pogge, D., Ahluvalia, T., Stokes, J., Handelsman, L., Medrano, M., Desmond, D. & Zule, W. (2003). Development and validation of a brief screening version of the Childhood Trauma Questionnaire. *Child abuse & neglect*, 27(2), 169–190. [https://doi.org/10.1016/s0145-2134\(02\)00541-0](https://doi.org/10.1016/s0145-2134(02)00541-0)
- Bezirksgemeinschaft Vinschgau. (n.d.). Retrieved from <https://www.bzgvn.it/de>
- Bonz, J. & Wietschorke, J. (2013). Habitus und Kultur: Das Habituskonzept in den empirischen Kulturwissenschaften Ethnologie - Volkskunde - Cultural Studies. In A. Lenger, C. Schneickert, & F. Schumacher (eds.), *Pierre Bourdieus Konzeption des Habitus* (pp. 285-306). Wiesbaden: Springer.
- Bourdieu, P. (1983/2005). *Die verborgenen Mechanismen der Macht*. Hamburg.
- Bourdieu, P. (1987). *Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Bourdieu, P. (1992). *Rede und Antwort*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Bourdieu, P. (1998/2018). *Praktische Vernunft. Zur Theorie des Handelns*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Bourdieu, P. (2005). *Die männliche Herrschaft*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Bourdieu, P. (2018), Social Space and the Genesis of Appropriated Physical Space. *International Journal of Urban and Regional Research*, 42: 106-114. <https://doi.org/10.1111/1468-2427.12534>
- Brandmaier, M. (2015). Trauma und Gesellschaft—Kritische Reflexionen. In S. B. Gahleitner, A. Leitner, & C. Frank (eds.), *Ein Trauma ist mehr als ein Trauma: Biopsychosoziale Traumakonzepte in Psychotherapie, Beratung, Supervision und Traumapädagogik* (pp. 38-51). Weinheim: Beltz Juventa.
- Brave Heart, M. Y. (2003). The Historical Trauma Response among Natives and its Relationship with Substance Abuse: A Lakota Illustration. *Journal of Psychoactive Drugs* (35(1), 7-13. <https://doi.org/10.1080/02791072.2003.10399988>
- Brave Heart, M. Y. H., Chase, J., Elkins, J. & Altschul, D. B. (2011). Historical Trauma Among Indigenous Peoples of the Americas: Concepts, Research, and Clinical Considerations. *Journal of Psychoactive Drugs*, 43(4), 282–290. <https://doi.org/10.1080/02791072.2011.628913>
- Caritas Diözese Bozen-Brixen (2025a). *Männerberatung* Retrieved from: https://caritas.bz.it/hilfe-beratung/seelische-not.html?tx_rolcaservices_pi1%5Baction%5D=show&tx_rolcaservices_pi1%5Bcontroller%5D=Services&tx_rolcaservices_pi1%5Bservices%5D=66&cHash=d1a3e2a098e0615c1b55ec253a56111a

- Caritas Diözese Bozen-Brixen. (2025b). *Psychosoziale Beratung: Für neue Blickwinkel – Schlanders*. Retrieved from https://caritas.bz.it/hilfe-beratung/alle-caritas-dienste-im-ueberblick.html?tx_rolcaservices_pi1%5Baction%5D=show&tx_rolcaservices_pi1%5Bcontroller%5D=Services&tx_rolcaservices_pi1%5Bservices%5D=26&chash=f4602336b0b0a693e2b6d489bfc66f3d
- Casa delle donne per non subire violenza (2023). *I femicidi in Italia - i dati raccolti sulla stampa relativi al 2022*. Bologna. Retrieved from: https://femicidiodicasadonne.files.wordpress.com/2023/12/quaderno_femminicidi_italia2022_web.pdf
- Chernivsky, M. (2023) Live on—Pass on? In: Amcha Deutschland e.V., M. Chernivsky & L. Welz (eds.) *PresentPast: Psychosocial Help for Traumatized after Politicized Conflicts and Collective Violence* (pp. 112–8). Fehldruck: Erfahrt.
- Clementi, S. (2021). Vom Wahlrecht zur Chancengleichheit. Frauen und Politik - Frauen in der Politik - Frauenpolitik. In: R. Mumelter, S. Clementi, & K. Tragust, *Waltraud Gebert Deeg. Die Landesmutter. Politik, Frauen, Soziales* (pp. 187-245). Bozen: Raetia.
- Clementi, S. & Nubola, C. (2019). Zwischen Tradition und Modernität. Trentiner, Südtiroler und Tiroler Frauen 1860 bis 1940. In M. Kofler, & K. Malatesta (eds.), *Frauenbilder*. Lichtbild-Argentovivo.
- Council of Europe (2021) *Convention of the Council of Europe on Prevention and Combating Violence Against Women and Girls and Domestic Violence*. Council of Europe Treaty Series, n. 210, Istanbul
- Crenshaw, K. (1989). Demarginalizing the Intersection of Race and Sex: A Black Feminist Critique of Antidiscrimination Doctrine, Feminist Theory and Antiracist Politics. *University of Chicago Legal Forum*, 1, 139-167.
- Dreßing, H. R. & Foerster, K. (2022). Diagnostic Criteria of PTSD in ICD10, ICD-11 and DSM 5: Relevance for Expert Opinion. *Psychotherapie, Psychosomatik, Medizinische Psychologie*, 72(06), 258-271. [doi:10.1055/a-1770-3972](https://doi.org/10.1055/a-1770-3972)
- Dunkel, F. (2021). Zur transgenerationalen Traumatisierung: Ätiologie und Ansätze für die Therapie. *Zeitschrift Für Psychodrama Und Soziometrie*, 20(1), 215-27. <https://doi.org/10.1007/s11620-021-00619-8>
- Elezovic, A., Lippitz, I. & Loch, U. (2017). Heilpädagogische Diagnostik. Zur wissenschaftlichen Stigmatisierung von Kindern und Jugendlichen, die an den Folgen von sexualisierter Gewalt litten. *Erziehungswissenschaft*, 28 (54), 63-73. <https://doi.org/10.3224/ezw.v28i1.08>
- Eurostat, (2025). *Violence experienced by total population*. Retrieved from: https://ec.europa.eu/eurostat/statistics-explained/index.php?title=Violence_experienced_by_total_population
- Dalla Gassa, M.E. (2023). *Aleksandra Kollontaj*. Enciclopediadelledonne. Retrieved from: <https://www.enciclopediadelledonne.it/edd.nsf/biografie/aleksandra-kollontaj>
- Familienberatung Fabe. (2025). Retrieved from <https://familienberatung.it/schlanders/>
- Fivush, R. (2007). Maternal reminiscing style and children's developing understanding of self and emotion. *Clinical Social Work Journal*, 35(1), 37–46. <https://doi.org/10.1007/s10615-006-0065-1>
- Federici, S., (2015). *Caliban und die Hexe: Frauen, der Körper und die ursprüngliche Akkumulation*. Wien: Mandelbaum.
- Fleckinger, A., Gruber, D., Senoguz, P., Griese, K. & Poggio, B. (2025) Transgenerational traumatization and sexualized violence: A systematic review on an omnipresent, shadowed theme in social work theory and practice, *The British Journal of Social Work*, 55(5), 2560–2581, <https://doi.org/10.1093/bjsw/bcaf061>
- Fleckinger, A. (2020). The Dynamics of Secondary Victimization: When Social Workers Blame Mothers. *Research on Social Work Practice*, 30(5), 515-523. [doi:10.1177/1049731](https://doi.org/10.1177/1049731)

- Fleckinger, A. (2019). Child protection and gender-based violence: How to prevent the risk of secondary victimization. *Czech and Slovak Social Work Eris Summer Journal 2019/4*, 4-18.
- Flick, U. (2020). Triangulation. In G. Mey, & K. Mruck (eds.), *Handbuch Qualitative Forschung in der Psychologie* (pp. 185-199). Springer. https://doi.org/10.1007/978-3-658-26887-9_23
- Forum Prävention (2025). Retrieved from: www.forum-p.it
- GEA (2025). Frauenhausdienst. Retrieved from: www.casadelledonnebz.it
- Fröhlich, G. & Rehbein, B. (2014). *Bourdieu-Handbuch. Leben-Werk-Wirkung*. Stuttgart: Metzler.
- Fröhlich-Gildhoff, K., & Rönnau-Böse, M. (2024). *Resilienz*. Stuttgart: utb GmbH.
- Fuchs, A., Möhler, E., Resch, F. & Kaess, M. (2015). Impact of a maternal history of childhood abuse on the development of mother–infant interaction during the first year of life, *Child Abuse & Neglect*, 48, 179-189, <https://doi.org/10.1016/j.chiabu.2015.05.023>.
- Fuller-Thomson, E. & Agbeyaka, S. (2020) A Trio of Risk Factors for Childhood Sexual Abuse: Investigating Exposure to Parental Domestic Violence, Parental Addiction, and Parental Mental Illness as Correlates of Childhood Sexual Abuse, *Social Work*, 65, 266–77. <https://doi.org/10.1093/sw/swaa019>
- Gahleitner, S. B., Frank, C. & Leitner, A. (eds.). (2015). *Ein Trauma ist mehr als ein Trauma: Biopsychosoziale Traumakonzepte in Psychotherapie, Beratung, Supervision und Traumapädagogik*. Weinheim: Beltz Juventa.
- Gahleitner, S. & Leitner, A. (2015). Zur Einführung. In S. B. Gahleitner & A. Leitner (eds.), *Ein Trauma ist mehr als ein Trauma: Biopsychosoziale Traumakonzepte in Psychotherapie, Beratung, Supervision und Traumapädagogik*. (pp. 9-18). Weinheim: Beltz Juventa.
- Goodman, R. D. (2013). The transgenerational trauma and resilience genogram. *Counselling Psychology Quarterly*, 26(3-4), 386–405. <https://doi.org/10.1080/09515070.2013.820172>
- Goodwin, J. & Tiderington, E. (2022). Building trauma-informed research competencies in social work education. *Social Work Education*, 41(2), 143–156. <https://doi.org/10.1080/02615479.2020.1820977>
- Greene, C. A., Haisley, L., Wallace, C. & Ford, J. D. (2020). Intergenerational effects of childhood maltreatment: A systematic review of the parenting practices of adult survivors of childhood abuse, neglect, and violence. *Clinical psychology review*, 80, 3-22. <https://doi.org/10.1016/j.cpr.2020.101891>
- Griese, K. & Mehla, A. (2016). Ein solidarischer, stress- und traumasensibler Ansatz zur multi-sektoriellen Unterstützung von Gewaltüberlebenden. *Trauma - Zeitschrift für Psychotraumatologie und ihre Anwendungen* 14(1), 4-16. Retrieved from <https://www.asanger.de/zeitschriftzppm/online-archiv/2016/heft-1-2016.php>
- Griese, K., Mehla, A. & Zemp, M. (2019). STA – Stress- und Traumasensibler Ansatz® zur Unterstützung von Gewaltüberlebenden in verschiedenen Arbeitsfeldern. In: medica mondiale. e.V.(ed) *Kein Krieg auf meinem Körper. Fachbeiträge zu sexualisierter Gewalt*. Retrieved from: <https://medicamondiale.org/service/mediathek/kein-krieg-auf-meinem-koerper-fachbeitraege-zu-sexualisierter-gewalt-trauma-und-gerechtigkeit>
- Gulowski, R. (2022). Secondary Trauma and Qualitative Research: Trauma Sensitivity in Research on Sexualized Violence. *Forum Qualitative Sozialforschung Forum: Qualitative Social Research*, 23(1). <https://doi.org/10.17169/fqs-23.1.3697>
- Hantke, L. & Görges, H.J. (2012). *Handbuch Traumakompetenz. Basiswissen für Therapie, Beratung und Pädagogik*. Paderborn: Junfermann Verlag
- Hamm, R. (ed.) (2021). Reader Collective Memory-Work. Beltrabooks. Download: www.collectivememorywork.net

- Haraway, D. (1988). Situated Knowledges: The Science Question in Feminism and the Privilege of a Partial Perspective. *Feminist Studies*, 14, 575-599.
- Harding, S. (1989). Is there a feminist method. *Feminism and science*, 18-32.
- Hate Aid. (2023). Wolf im Schafspelz? Die Täter-Opfer-Umkehr. Retrieved from <https://hateaid.org/taeter-opfer-umkehr>
- Hagg, F. (2021). Struggling for coherence: towards a theory of memory-work as feminist praxis. In R. Hamm (ed.) *Reader Collective Memory-Work*. (pp. 570-590). Beltrabooks.
- Helfferich, C., Kavemann, B. & Kindler, H. (2016). *Forschungsmanual Gewalt: Grundlagen der empirischen Erhebung von Gewalt in Paarbeziehungen und sexualisierter Gewalt*. Wiesbaden: Springer.
- Herman, J. (2018). *Die Narben der Gewalt: Traumatische Erfahrungen verstehen und überwinden*. 5. Aktualisierte Auflage. Paderborn: Junfermann
- Isaacs, D. & Kilham, H. (2017). Words that wound. *Journal of Pediatrics and Child Health*, 53, 433-434. <https://doi.org/10.1111/jpc.13545>
- ISTAT. (2014). *Il numero delle vittime e forme della violenza*. Retrieved from <https://www.istat.it/it/violenza-sulle-donne/il-fenomeno/violenza-dentro-e-fuori-la-famiglia/numero-delle-vittime-e-forme-di-violenza>
- ISTAT. (2018). *Stereotipi*. Retrieved from: <https://www.istat.it/it/violenza-sulle-donne/il-fenomeno/stereotipi>.
- ISTAT. (2023). *Stereotipi di genere e immagine sociale della violenza: primi risultati*. Retrieved from: <https://www.istat.it/it/archivio/291163>
- ISTAT. (2024a). *Vittime di omicidio: in diminuzione soltanto gli uomini*. Retrieved from: https://www.istat.it/wp-content/uploads/2025/11/Report_Le-vittime-di-omicidio_Anno-2024.pdf
- ISTAT. (2024b). *Vittime di omicidio anno 2023*. Retrieved from: https://www.istat.it/wp-content/uploads/2024/11/Report_Vittime-di-omicidio_Anno-2023.pdf
- Jung, T. (2025). Gewalt gegen Frauen und Gewalt im Geschlechterverhältnis: Tabu-Brüche und Ent-Normalisierung. In K. Kuck & V. Kanz, *Tabus und Tabubrüche als Symptome gesellschaftlicher Verhältnisse* (pp. 125-150). Wiesbaden: Springer VS.
- Keilson, H. (2005). *Sequentielle Traumatisierung bei Kindern: Untersuchung zum Schicksal jüdischer Kriegswaisen*. Gießen: Psychosozial.
- Khan, S. & Denov, M. (2022) Transgenerational Trauma in Rwandan Genocidal Rape Survivors and Their Children: A Culturally Enhanced Bioecological Approach, *Transcultural Psychiatry*, 59, 727–39. <https://doi.org/10.1177/13634615221080231>
- Kirby, S. L., Greaves, L. & Reid, C. (2010). *Experience research social change: Methods beyond the mainstream* (2 ed.). University of Toronto Press.
- Klinitzke, G., Romppel, M., Häuser, W., Brähler, E. & Glaesmer, H. (2012). Die deutsche Version des Childhood Trauma Questionnaire (CTQ) – psychometrische Eigenschaften in einer bevölkerungsrepräsentativen Stichprobe. *Psychotherapie, Psychosomatik, medizinische Psychologie*, 62(2), 47-51. <http://dx.doi.org/10.1055/s-0031-1295495>
- Kühne, F. (2019). Ethisches Handeln in der psychologischen Forschung. *Zeitschrift für Klinische Psychologie und Psychotherapie*. 48(3), 179-180. DOI: 10.1026/1616-3443/a000554
- Kondratjuk, M. & Leinhos, P. (2019). Mut zur Marginalisierung – Triangulation als inhärentes Prinzip qualitativer Forschung. In: Lüdemann, J. & Otto, A. (eds.) *Triangulation und Mixed-Methods*. *Studien zur Schul- und Bildungsforschung*, 76. (pp.39-62) Wiesbaden: Springer VS. https://doi.org/10.1007/978-3-658-24225-1_3

- Krizsán, A., Roggeband, C. & Zeller, M. C. (2024). Who is Afraid of the Istanbul Convention? Explaining Opposition to and Support for Gender Equality. *Comparative Political Studies*, 58(10), 2161-2201. <https://doi.org/10.1177/00104140241290205>
- Kubany, E. S. & Watson, S. B. (2003). Guilt: Elaboration of a Multidimensional Model. *The Psychological Record*, 53(1), 51-90.
- Kuck, K. & Kanz, V. (2025). Das Tabu als Zugriffspunkt für Gesellschaftsordnung. In K. Kuck & V. Kanz, *Tabus und Tabubrüche als Symptome gesellschaftlicher Verhältnisse* (pp. 1-18). Wiesbaden: Springer VS.
- Landesbeirat für Chancengleichheit -Frauenbüro Bozen (2015). Eres: Frauen Info Donne (1). Retrieved from: https://assets-eu-01.kc-usercontent.com/fff14f74-c308-0108-8318-736e1354a2b9/017434b6-c515-470a-bfce-67f8b7faad2c/publ_272323-353447_eres_1_2015.pdf
- Lerner, M. (2023). Intergenerational Trauma. Clinical Examples. In: Amcha Deutschland e.V., M. Chernivsky & L. Welz (eds.) *PresentPast: Psychosocial Help for Traumatized after Politicized Conflicts and Collective Violence* (pp. 98-111). Ehrfurt: Fehldruck.
- Leutloff-Grandits, C., Thelen, T. & Peleikis, A. (eds.). (2009). *Social Security in Religious Networks: Anthropological Perspectives on New Risks and Ambivalences*. New York, Oxford: Berghahn Books.
- Lev-Wiesel, R. (2006). Intergenerational transmission of sexual abuse? Motherhood in the shadow of incest. *Journal of Child Sexual Abuse: Research, Treatment, & Program Innovations for Victims, Survivors, & Offenders*, 15(2), 75–101. https://doi.org/10.1300/J070v15n02_06
- Loch, U. & Schulze, H. (2011). (Handlungs-) Räume öffnen. *Sozial Extra* 35, 16–19 <https://doi.org/10.1007/s12054-011-0405-4>
- Mauri, D. (2023). Becoming Parents as Mending the Past: Care-Experienced Parents and the Relationship with their Birth Family, *Children and Youth Services Review*, 148, 2-9. <https://doi.org/10.1016/j.childyouth.2023.106911>
- Mayring, P. (2010). *Qualitative Inhaltsanalyse: Grundlagen und Techniken* (11. aktualisierte und überarb. Aufl.). Weinheim: Beltz.
- McCall, L. (2005). The Complexity of Intersectionality. *Signs*, 30(3), 1771–1800. <https://doi.org/10.1086/426800>
- Medica Mondiale. (2015). *We are still alive. Wir wurden verletzt, doch wir sind mutig und stark. Eine Studie zu Langzeitfolgen von Kriegsvergewaltigungen und zu Bewältigungsstrategien von Überlebenden in Bosnien und Herzegowina. Zusammenfassung.* Retrieved from: https://medicamondiale.org/fileadmin/redaktion/7_Service/1_Mediathek/1_Dokumente/1_Deutsch/Dokumentationen_Studien/2015_Zusammenfassung_Studie_We-Are-Still-Alive_Bosnien-Herzegowina_CR_Medica-Zenica_medica-mondiale_1_.pdf
- Medica Mondiale. (2019). Multi-Level Approach to Prevention of and Protection from Violence. Retrieved from: https://medicamondiale.org/fileadmin/redaktion/Migration-alte-Website/Mediathek-Migration/Multi-level-approach_medica-mondiale_2019_05.pdf.pdf
- Medica Mondiale. (2025). *Glossar*. Retrieved from: <https://medicamondiale.org/service/glossar>
- Menzies, K. (2019) Understanding the Australian Aboriginal Experience of Collective, Historical and Intergenerational Trauma, *International Social Work*, 62, 1522–34. <https://doi.org/10.1177/0020872819870585>
- Mies, M. (2008). *Das Dorf und die Welt*. Köln: Papyrossa Verlag.
- Mocnik, N. (2021) *Trauma Transmission and Sexual Violence. Reconciliation and Peacebuilding in Postconflict Settings*. London: Routledge.

- Mohatt, N. V., Thompson, A. B., Thai, N. D. & Tebes, J. K. (2014). Historical trauma as public narrative: a conceptual review of how history impacts present-day health. *Social science & medicine*, 106, 128–136. <https://doi.org/10.1016/j.socscimed.2014.01.043>
- Muraro, L., (2006). *L'ordine simbolico della madre*. Roma: Editori riuniti.
- Mulak, C. (1993). *Und wieder fühle ich mich schuldig...: Die Ursachen eines weiblichen Problems und seine Lösung*. Schalksmühle: Pomaska-Brand Verlag
- Mutuyimana, C. & Maercker, A. (2023) Clinically Relevant Historical Trauma Sequelae: A Systematic Review, *Clinical Psychology & Psychotherapy*, 30, 729–39. <https://doi.org/10.1002/cpp.2836>
- Naples, N. A. & Gurr, B. (2014) Feminist Empiricism and Standpoint Theory, In: S. Hesse-Biber (ed.) *Feminist Research Practice: A Primer*, (pp. 14–41) Los Angeles: Sage Publications. <https://doi.org/10.4135/9781071909911>
- Normattiva. (2013). *LEGGI 27 giugno 2013, n. 77. Ratifica ed esecuzione della Convenzione del Consiglio d'Europa sulla prevenzione e la lotta contro la violenza nei confronti delle donne e la violenza domestica, fatta a Istanbul l'11 maggio 2011*. Retrieved from <https://www.normattiva.it/uri-res/N2Ls?urn:nir:stato:legge:2013-06-27;77>
- Olson, D. L., Dumas, T. C. & Yamamoto, S. (2021). A Question of Disparity: Changing Our Response to Trauma Survivors within Systems of Care. *Journal of Aggression, Maltreatment & Trauma*, 30(10), 1381–1396. <https://doi.org/10.1080/10926771.2021.1912872>
- O'Reilly, A. (2016). *Matricentric feminism: Theory, activism and practice*. Bradford: Demeter Press.
- Oppenheimer, R., Howells, K., Palmer, R. L. & Chaloner, D. A. (1985). Adverse sexual experience in childhood and clinical eating disorders: a preliminary description. *Journal of Psychiatric Research*, 19(2-3), 357–361. [https://doi.org/10.1016/0022-3956\(85\)90040-8](https://doi.org/10.1016/0022-3956(85)90040-8)
- Rautz, G. (2019). Die Situation der deutschsprachigen Minderheit in Südtirol nach dem Ersten und Zweiten Weltkrieg unter dem Gesichtspunkt der inneren Selbstbestimmung. *Europäisches Journal für Minderheitenfragen*, 12(3-4), 300-311. <https://doi.org/10.35998/ejm-2019-0006>
- Robustelli, C. (2015). *Donne grammatica e media, Gi.U.Li.A. (giornaliste unite libere autonome)*. Italia. Retrieved from: https://www.sns.it/sites/default/files/2021-05/2014%20donne_grammatica_media.pdf
- Rolnick, A. C. & Sekaquaptewa, P. (2022). Trauma Informed Delinquency Interventions for Native Children. *The Journal of law, medicine & ethics : a journal of the American Society of Law, Medicine & Ethics*, 50(4), 745–757. <https://doi.org/10.1017/jme.2023.16>
- Rosenwald, M., Baird, J. & Williams, J. (2023) A Social Work Model of Historical Trauma, *The British Journal of Social Work*, 53(1), 621–636. <https://doi.org/10.1093/bjsw/bcac112>
- Mancini, E. (2024). *Codice rosso, una denuncia al giorno*. SALTO. Retrieved from: <https://salto.bz/de/article/17072024/codice-rosso-una-denuncia-al-giorno>
- Schay, P. & Liefke, I. (2009). *Sucht und Trauma. Integrative Traumatherapie in der Drogenhilfe*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Schneider, J. & Lang, C. (2014). Social Mobility, Habitus and Identity Formation in the Turkish-German Second Generation. *New Diversities*, 16(1), 89–105. <https://doi.org/10.58002/92sc-qp61>
- Sdao, P. & Pisanu, S. (2022). *Report Annuale: rilevazione dati*. D.i.Re Donne in Rete contro la violenza. Retrieved from: <https://www.direcontrolaviolenza.it/wp-content/uploads/2023/07/REPORT-Dati-D.i.Re-2023-1.pdf>

- Schumacher, J., Leppert, K., Gunzelmann, T., Strauß, B. & Brähler, E. (2005). Die Resilienzskala - Ein Fragebogen zur Erfassung der psychischen Widerstandsfähigkeit als Personmerkmal. *Zeitschrift für Klinische Psychologie, Psychiatrie und Psychotherapie*, 53(1), 16–39.
- Schützenberger, A. A. (2018). *Oh, Meine Ahnen! Wie Das Leben Unserer Vorfahren in Uns Wiederkehrt*. Heidelberg: Carl-Auer.
- Solderer, G. (ed.). (2001). *Das 20. Jahrhundert in Südtirol: 3: 1940-1959: Totaler Krieg und schwerer Neubeginn*. Bozen: Raetia.
- Solderer, G. (ed.). (2002). *Das 20. Jahrhundert in Südtirol: 4 : 1960 - 1979 : Autonomie und Aufbruch*. Bozen: Raetia.
- Somer, E., Gahleitner, S. B., Wachsmuth, I., Krebs, L. & Kindler, M. (2015). Transgenerationale Weitergabe von Trauma an die Generationen nach dem Holocaust und dem Nationalsozialismus. In S. B. Gahleitner, A. Leitner, & C. Frank (eds.), *Ein Trauma ist mehr als ein Trauma: Biopsychosoziale Traumakonzepte in Psychotherapie, Beratung, Supervision und Traumapädagogik* (pp. 20-37). Weinheim: Beltz Juventa.
- Spivak, G. C. (2008). *Can the subaltern speak? : Postkolonialität und subalterne Artikulation*. Wien; Berlin: Turia + Kant.
- Stears, J. A. (2021) Telling Stories about Sexual Violence, Victimization, and Agency in Militarized Settings, *International Political Sociology*, 15, 522–38. <https://doi.org/10.1093/ips/olab015>
- Südtiroler Sanitätsbetrieb. (2023a). *Psychologischer Dienst*. Retrieved from <https://home.sabes.it/de/gesundheitsbezirke/meran/3023.asp>
- Südtiroler Sanitätsbetrieb. (2023b). *Psychiatrischer Dienst*. Retrieved from <https://home.sabes.it/de/gesundheitsbezirke/meran/3024.asp>
- Tazi-Preve, M. I. (2017). *Das Versagen der Kleinfamilie: Kapitalismus, Liebe und der Staat*. Opladen, Berlin und Toronto: Barbara Budrich.
- Tiefenthaler, S. & Fleckinger, A. (2022). Forschung – Vertrauen – Institution: Möglichkeiten und Grenzen einer feministisch-partizipativen Haltung im Vertrauensbau in Forschungsbeziehungen im institutionellen Kontext. In A. Kasten, K. v. Bose & U. Kalender (eds.), *Feminismen in der Sozialen Arbeit: Debatten, Dis/Kontinuitäten, Interventionen* (pp. 135-152). Weinheim: Beltz-Juventa.
- Unger, v. H. (2014). Forschungsethik in der qualitativen Forschung: Grundsätze, Debatten und offene Fragen. In v. H. Unger, P. Narimani & R. M'Bayo (eds.), *Forschungsethik in der qualitativen Forschung. Reflexivität, Perspektiven, Positionen* (pp. 15-38). Wiesbaden: Springer
- Van Der Kolk, B. A. (2014). *The body keeps the score: Brain, mind, and body in the healing of trauma*. Viking.
- Van Wert, M., Anreiter, I., Fallon, B.A. & Sokolowski, M.B. (2019). Intergenerational Transmission of Child Abuse and Neglect: A Transdisciplinary Analysis. *Gender and the Genome*;3. doi:[10.1177/2470289719826101](https://doi.org/10.1177/2470289719826101)
- Wadji, D. L., Ketcha Wanda, G. J. M., Wicky, C., Morina, N. & Martin-Soelch, C. (2022). From the Mother to the Child: The Intergenerational Transmission of Experiences of Violence in Mother–Child Dyads Exposed to Intimate Partner Violence in Cameroon. *Journal of Interpersonal Violence*, 37(5-6), 3346-3376. <https://doi.org/10.1177/0886260520948148>
- Wettstein, F. (2012). Silence as Complicity: Elements of a Corporate Duty to Speak Out Against the Violation of Human Rights. *Business Ethics Quarterly*, 22(1), 37–61. doi:10.5840/beq20122214
- Yuval-Davis, N. (2015). Situated Intersectionality and Social Inequality. *Raisons Politiques*(58), 91–100.

Impressum

Für den vorliegenden Bericht:

Autorinnen: Andrea Fleckinger (UniTn)¹⁰ & Daniela Gruber (UniTn)

Wissenschaftliche Begleitung: Barbara Poggio (UniTn)

Mit der Partizipation von: Kirsten Wienberg (MM), Monika Hauser (MM), Ingrid Kapeller (FP), Karin Griese (MM), Sigrid Prader (FM)

Für das gesamte Projekt:

Projektpartnerinnen: Universität Trient, Fakultät für Soziologie und Sozialforschung und Fakultät für Psychologie und Kognitionswissenschaften (UniTn), Medica Mondiale (MM), Forum Prävention (FP), Frauenmuseum Meran (FM)

Forschungsdesign: Monika Hauser (MM), Andrea Fleckinger (UniTn), Christa Ladurner (FP), Sigrid Prader (FM)

Akquise der Fördermittel: Monika Hauser (MM), Christa Ladurner (FP), Sigrid Prader (FM)

Datenverwaltung: Barbara Poggio (UniTn), Andrea Fleckinger (UniTn)

Entwicklung der Methoden zur Datenerhebung und Analyse: Andrea Fleckinger (UniTn), Daniela Gruber (UniTn)

Mit der Partizipation von:

- Referenzgruppe: Karin Griese (MM) Kirsten Wienberg (MM) Christine Gruber (Unum-Institut Wien), Pascale Roux (Fachhochschule Vorarlberg),
- Barbara Poggio (UniTn)

Datenerhebung

- Interviews: Andrea Fleckinger (UniTn), Evelin Mahlkecht (FP), Lydia Großgasteiger (FP), Magdalena Platzer (FP), Manuela Lechner (FP), Maria Reiterer (FP), Petra Massardi
- Treffen mit Stakeholdern: Christa Ladurner (FP), Ingrid Kapeller (FP), Monika Hauser (MM), Andrea Fleckinger (UniTn), Daniela Gruber (UniTn)
- Expertinneninterviews: Daniela Gruber (UniTn)
- Erinnerungsrunden: Andrea Fleckinger (UniTn), Manuela Lechner (FP)
- Transkription der Interviews: Ingrid Kapeller (FP)

Datenanalyse: Andrea Fleckinger (UniTn) & Daniela Gruber (UniTn)

Mit partizipativen Elementen durch Fokusgruppen mit:

- Barbara Poggio (UniTn), Christa Ladurner (FP), Ingrid Kapeller (FP), Monika Hauser (MM), Sigrid Prader (FM), Evelin Mahlkecht (FP), Ingrid Kapeller (FP), Maria Reiterer (FP), Evelin Mahlkecht (FP), und einigen Forschungsteilnehmerinnen die aus Datenschutzgründen nicht namentlich genannt werden können.
- Wissenschaftliche Begleitung: Barbara Poggio (UniTn)

¹⁰ UniTn = Universität Trient, MM = medica mondiale, FP = Forum Prävention, FM = Frauenmuseum Meran

Steuerungsgruppe: Barbara Poggio (UniTn), Christa Ladurner (FP), Monika Hauser (MM), Sigrid Prader (FM)

Supervision und Schulung STA-stress- und traumasensibler Ansatz®: Maria Zemp

Wanderausstellung: Sigrid Prader (FM)

- Dramaturgie: Ariane Karbe
- Grafik: Franziska Heiß (i-kiu design GmbH)
- Mit partizipativen Elementen durch Fokusgruppen mit:

Andrea Fleckinger (UniTn), Daniela Gruber (UniTn) Christa Ladurner (FP), Ingrid Kapeller (FP), Monika Hauser (MM), und einigen Forschungsteilnehmerinnen die aus Datenschutzgründen nicht namentlich genannt werden können.

Regelmäßiger Austausch zum Verfassen der Texte: Ingrid Kapeller (FP), Sigrid Prader (FM), Ariane Karbe und Daniela Gruber (UniTn)

Zitationsvorschlag:

Fleckinger, A. & Gruber, D. (2026). *TRACES: TRAnsgenerational ConsEquences of Sexual Violence: Eine feministisch-partizipative Aktionsforschung zu den Langzeitfolgen sexualisierter Gewalt in Südtirol*. Forschungsbericht, Universität Trient.

Redaktionelle Anmerkung: im Rahmen von Präsentationen und/oder schriftlichen Formen der Dissemination soll folgender Absatz eingefügt werden:

Das Projekt wurde in Kooperation zwischen der Universität Trient, Medica Mondiale, Forum Prävention und dem Frauenmuseum Meran durchgeführt und von der Autonomen Provinz Bozen–Südtirol sowie der Stiftung Südtiroler Sparkasse finanziert.

Finanziert von:

Autonome Provinz Bozen



Autonome Provinz Bozen
Provincia autonoma di Bolzano
Provincia autonoma de Bulsan
SÜDTIROL · ALTO ADIGE

Stiftung Südtiroler Sparkasse

